Paul Liman.

Hohenzollern.

Paul Liman, Hohenzollern.

Hohenzollern

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II.
Fürst Bismarck nach seiner Entlassung

Hohenzollern

von

Dr. Paul Liman

1.—5. Tausend

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn
1905

Inhalt.

Vorwort.

Dieses Buch soll keine pragmatische Darstellung der reichen Geschichte des Hauses Hohenzollern bieten, noch weniger ist es ausschließlich aus dem Bedürfnis einer Polemik mit dem Verfasser der „Hohenzollern-Legende", dem jüngeren Maurenbrecher, entstanden. Und doch soll es ein umfassendes Bild der Entwickelung jenes ruhmreichen Geschlechtes und seiner Stellung zu den großen geschichtlichen Fragen zeichnen, und ebenso soll es, im Gegensatz zu dem jüngsten Versuch der materialistischen Geschichtsdarstellung, die Entwickelung des preußischen Staates und des Deutschen Reiches einseitig vom Standpunkt der Masse und ihrer ökonomischen Bedürfnisse zu betrachten, dem Rechte der Persönlichkeit den geziemenden Platz sichern. Aber mit gleichem Ernst tritt dieses Buch dem anderen Versuch entgegen, alles Werden und alles Geschehen ausschließlich zurückzuführen auf die Tugenden und den Fernblick der Hohenzollern. Denn solcher Versuch weist dem freigesinnten Volke eine unwürdige Stellung zu und erniedrigt den freigesinnten Mann zur Unwahrhaftigkeit.

Und die Geschichte des Hauses Hohenzollern kann die Wahrheit vertragen. Auch wenn das Ganze des Volkes, wenn die großen Persönlichkeiten, die seinem Schoße ent-

sprangen, teilnehmen an dem Verdienste des Vollbrachten, und wenn auch zuweilen das Licht, das auf die einzelnen Gestalten fällt, dem Schatten weicht, so sichert doch das, was sie in fünf Jahrhunderten geleistet, den Nachkommen des Burggrafen Friedrich den Dank des deutschen Volkes und einen durch die Zeiten währenden Ruhm.

Berlin, im Sommer 1905.

Dr. Paul Liman.

Erstes Kapitel.

Das Herrschertum.

Während in dem gewaltigen Reiche, das Peter der Große und Katharina schufen, sich aus dem tiefen Untergrunde des sozialen Lebens gewaltige Strömungen heraufdrängen, um den Thron der Autokratie zu zertrümmern, während in Frankreich der monarchische Gedanke nur noch in den Schlössern des Adels und in den Bauernhäusern der Vendée eine bescheidene Stätte findet, während in England das Königtum längst herabsank zu einer dürren Abstraktion, hat Kaiser Wilhelm II., tastend zuerst, dann in wachsendem Entschluß dem Begriff der Souveränität einen neuen Inhalt zu geben versucht. Selbstbewußt und auf sich allein gestellt in Gutem und Bösem, empfindet er in dem Konstitutionalismus nur eine Schranke, die ihn hindert an der freien und frohen Entfaltung seiner Persönlichkeit, an der Erfüllung seiner der Größe der Nation gewidmeten Pläne, an der Betätigung eines Willens, der, nur von der Gnade Gottes gelenkt, siegreich den Widerstand der wimmelnden Scharen niederzuzwingen berufen ist. Die Formen bleiben bestehen, aber der Inhalt schwindet dahin; noch schreiten die Wähler zur Urne, noch tagen die Parlamente, aber nur spärliche Halme sprießen empor auf dem Ödfeld ihres Wirkens. Noch tragen Kanzler und Minister amtlich die Verantwortung für Geschehen und Unterlassen, aber die Geschichte wird sie nur

auf Einen bürden, auf den Kaiser, und schon die Gegenwart empfindet den Wechsel.

Und dieses Empfinden ist frei von Genugtuung. Denn seit den Tagen des Sonnenkönigs sind die Völker mündig geworden, und auf blutiger Halde, vor hundert Jahren schon, haben sie sich das Mannesrecht der Selbstbestimmung erfochten. Sie lassen sich nicht mehr den Sinn umnebeln von dem Gewölk der Romantik, sie sind gefeit gegen die Zauberformel, die vom Gottgeweihten und Gottgesandten erzählt, und im Sausen und Wirbeln der Maschine, im Lärm der Hämmer und Lokomotiven, unter der befreienden Wirkung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, in einer Zeit des klaren Realismus verklingt die altväterliche Weise von dem Einen Willen, der Allen das Gesetz sei. In Freiheit zu dienen muß Volkespflicht, muß auch Fürstenpflicht sein. Mit dem Satze: „Die Unterwerfung eines freien Volkes unter die exekutive Staatsgewalt ist weiter nichts, als die Befolgung von Gesetzen, die es selbst gegeben hat" leitet schon Junius den ersten seiner Briefe ein.

Darum klang es seltsam und fremd und erweckte den Widerspruch, als um die Wende desselben Jahrhunderts, dessen Eintrittsschwelle überschattet war von dem gewaltigen Geiste der großen Revolution, immer von neuem der Ruf erklang, daß nur Einer der Herr sei im Lande, daß man im blinden Vertrauen dem folgen soll, der das sic volo sic iubeo an die Stelle der geltenden Doktrin gesetzt, daß der Zweifel an dem Rechte jenes Einen eine Krankheit sei, daß er, der von Gott gesetzt ist an seine Stelle, nur ihm und dem eigenen Gewissen Rechenschaft zu geben hat. Denn solche Auffassung ist germanischem Wesen innerlich stets fremd geblieben, wenn auch durch die langen Jahrhunderte des Mittelalters die Königsgewalt das alte Recht der Freiheit und der Selbstregierung unter-

drückte. Auch in der dunkelsten Zeit, auch damals, als die dynastischen Interessen allein das Steuer der deutschen Geschichte führten, erwuchs aus engen und dürftigen Formen der Wille zur Selbständigkeit, zu wehrhaftem Trotz, und niemals ist das deutsche Wesen untergetaucht in der fatalistischen Ergebung des Orientalen unter den Willen des Despotismus oder in der Preisgabe des bürgerlichen Selbstbewußtseins, die das Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn bezeichnet. Söhne des Hauses Hohenzollern selbst — nicht Friedrich der Große allein — haben die Auffassung vom Staate, die jedes Freiheitsrecht der Persönlichkeit dem Willen des Herrschers unterordnen will, mit klarem Bewußtsein abgelehnt und mit der Staatsmacht zugleich die Völkerfreiheit gefördert.

Die Überspannung aber hat noch stets der Reaktion den Boden bereitet. Je freier und anspruchsvoller sich der Königswille erhebt, um so nachdrücklicher richtet sich die Masse empor. Sie ist schwächer an sich, weil sie nicht geschlossen ist, weil sie bewegt und getrieben wird von zahllosen widerspruchsvollen Instinkten, weil ihr das Bewußtsein des abgegrenzten Zieles, die Willenseinheit fehlt, weil sie die Grenze nicht findet nach oben und unten. Aber wie Bildung den Einzelnen frei macht, so auch die Gesamtheit: die Schule, nicht die Barrikade zerbricht den Absolutismus. Und sie treibt die Geister zur Wehr gegen die neue Romantik, die plötzlich sich müht, Gespenster aus den Ruinen zu zitieren und Verwestes zum Leben zu erwecken. Und sie treibt auch zur Wehr gegen die wundersame Verkündung, daß alles Glück und aller Segen nur aus einer einzigen Quelle, nur aus dem Wesen und Willen des Fürsten rinnt, der gleich dem Propheten der Schrift, einsam stehend auf ragendem Gipfel, der erbebenden, von Schauern der Ehrfurcht erfüllten Menge den Weg zum Heile, in die sonnigen

Lande der Seligkeit weist. Was die Menschheit schuf an Großem und Gutem, das hat sie aus eigener Kraft geschaffen, und auch das Königtum ist nicht erwachsen auf dem geheimnisvollen, mystischen Boden eines welt- und schicksalumfassenden Willens, sondern in freier Entschließung der Regierten, die in der gesetzlichen Macht das notwendige Correlat der gesetzlichen Freiheit erblickten. Erst aus der Souveränität der Nationen ist die Souveränität der Könige geworden. Wenn aber das Wort vom Gottesgnadentum noch heute im Bewußtsein der Völker Lebenskraft behielt, so hat schon der glühende Anhänger des Hohenzollerntums, Heinrich von Treitschke, erklärt: „Nicht eine mystisch geistige Gewalt wird hiermit bezeichnet, sondern es soll in Demut anerkannt werden, daß es eine unerforschliche Fügung der Vorsehung ist, wenn gerade dieses Geschlecht über alle anderen Geschlechter im Lande emporgehoben wird." Und er fügte hinzu: „Die Monarchie bedarf allerdings ganz besonders der Frömmigkeit, weil die Vorstellung, so hoch über allen anderen Menschen zu stehen, buchstäblich das Gehirn des Herrschers zu zerrütten vermag. Der wirklich monarchische Staat erhebt nicht den Anspruch, der Gottheit ins Handwerk zu pfuschen."

Der Überspannung nun des Majestätsbegriffs stellt die Reaktion die „materialistische Geschichtsauffassung" entgegen, die den Fürstengeschlechtern jedes Recht und jedes Verdienst versagt und jeden Anteil an dem Fortschritt des Menschentums abspricht. Sie hat recht, wenn sie in dem Aufblühen und Zusammenbrechen früherer Staaten und Völker nicht die Wirkung einzelner Menschen allein erblickt, die nur nach eigenem Willen die Geschichte schufen, sondern zugleich die notwendige Folge ökonomischer Wandlungen; sie hat unrecht, wenn sie die Persönlichkeit der Fürsten, ihre Verdienste

und ihre Bedeutung ausschalten, ihre Tugenden zu Lastern wandeln, die Geschichte ihres Ruhmes zur Legende stempeln will. Gewiß, das Schicksal der Welt wird nicht von der Willkür der Einzelnen geleitet; aber der Strom der Ideen, der die Herzen der Menschheit durchwogt und erfüllt, muß durch die Seele des Einzelnen, des Führers gehen, er muß dort zusammentreffen mit den politischen Bedürfnissen und Möglichkeiten des Augenblickes und so sich gestalten zur schöpferischen Tat. Die „materialistische Geschichtsauffassung" leugnet zugleich das Recht der Persönlichkeit, wie die Macht der Ideen, sie entvölkert die Phantasie, erstickt die Begeisterung und nimmt dem Dasein den Adel. Auf dem Trümmerfelde aber, das so geschaffen wird, erhebt sich, alles beherrschend, nur eine große, dunkle, unverständliche und formlose Gestalt: die Gestalt der Masse mit ihren vegetativen Instinkten. Und aus der Welt, die nur von dem einen Triebe des Hungers geleitet wird, die nicht des Lebens wert ist, weil sie die Persönlichkeit zermalmt, schwindet die Leidenschaft, der Ehrgeiz, die Tatkraft, die Voraussicht des Genies, das Selbstbewußtsein der Tüchtigkeit, der Idealismus, die Aufopferung und Liebe. Da werden gleich den Königen und Fürsten auch Moses, Christus und Luther, Kant, Goethe und Bismarck nur bedeutungslose Schatten in einem Drama, das sie nicht lenken, das sie nicht zu bereichern vermögen. Da werden wir alle nur Opfer eines heimlichen, unentrinnbaren und unabänderlichen Gesetzes, das alle Saaten der Zeit herniedermäht und gleich dem Schicksal der Alten den freien Willen, das persönliche Recht, den Menschenstolz vernichtet. Da muß das Jauchzen der Seele verstummen, die Freude an der eigenen Tat verlöschen, da werden wir nur Opfer am Wege, die zermalmt werden unter der eisernen Walze unbekannter wirtschaftlicher Gesetze. Und da muß denn

auch vom Hohenzollernhause aller Glanz verblassen und aller Ruhm versinken. Da gehört ihm kein Teil des Erreichten, sondern alles ist Tat und Gewinn jenes Formlosen, Toten, das sich Masse nennt. Da werden sie, die den Traum der Ghibellinenzeit erfüllten, die im Steigen und Sinken der eigenen Kraft die lebensvolle Gestaltung des preußischen Staates schufen, zu Störenfrieden auf dem Wege, auf dem die Masse, ihrem eigenen Rechte folgend, vorwärts drängt. Und vor uns erscheint nicht mehr ein kluges und kühnes Geschlecht, das zum Führen und Herrschen geboren ist, sondern eigensinnige, beschränkte, nur auf den eigenen Vorteil bedachte Männer, die das Volk berauben um Recht und Habe und es in rauher Zügellosigkeit zu den Schlachtfeldern zerren, auf denen es um fürstlicher Interessen willen verblutet.

Hier wie dort der Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit. Dort die Überschätzung des Fürstenrechtes und damit zugleich die Unterordnung aller Entwickelung unter das Gesetz der Persönlichkeit der Herrscher, hier die Überschätzung der Masse und ihrer fortschritterweckenden Tendenzen. Dort die Auffassung des Thomas Carlyle, der die Geschichte hinstellt als das Werk einzelner Helden, eingeengt auf das Heldentum der Fürsten; dort auch die Lehre: „Alles, was wir in der Welt fertig dastehen sehen, ist eigentlich das äußere leibliche Ergebnis, die tatsächliche Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, die den in die Welt gesandten großen Menschen inne wohnten"; dort endlich die kindliche Weisheit, daß alle Empörungen, alle sozialen Ausbrüche, alle hemmnistragenden Erschütterungen ihre Wurzel finden allein in der Blindheit, die den unedlen, betörten Mann zum Führer aufrief — hier die Verkündung, daß, wie der wirtschaftliche Tag sich nach Angebot und Nachfrage reguliert, so auch die Geschichte der Menschheit auf einem

ungeheuren und unentrinnbaren mechanischen Zwangsgesetz beruht, daß mit dem Rechte der geschichtlichen Persönlichkeit auch die Freiheit des Willens erlischt, eben weil über allen gleichmäßig und düster der Zwang des Massenschicksals ruht, hier die Öde des gleichmäßigen Nagens und der ausnahmslosen Trivialität. Hat noch Leopold Ranke gemeint, daß die Völker von großen Gefühlen geleitet werden, so tötet die materialistische Geschichtsauffassung den Idealismus und preßt alle Motive hinein in den eisernen Zwang des Herdentriebes.

Es lag noch immer eine tiefe Gefahr in der Übertreibung des politischen Prinzips. Von der Stunde an, da Kaiser Wilhelm unbewußt sich in scharfen Gegensatz stellte zu seinem Großvater, da er mit dem Worte vom Handlanger das Verdienst selbst des Größten unter den Söhnen Deutschlands unterordnete unter die höhere Gottesweisheit des Herrschers, begann der monarchische Gedanke nicht zu erstarken, sondern zu zerfließen. Und auch die äußeren Mittel versagten die Wirkung. Niemals vielleicht seit den Tagen der Cäsaren hat das Fürstentum in so starkem Maße zu den Mitteln des augenblendenden Prunkes, zur feierlichen Pose, zur Theatralik gegriffen, wie heut. Aber im germanischen Geiste bleibt die Wirkung, die Ekstase, aus. Wie der Deutsche es ablehnt, die Erinnerung selbst an den ehrwürdigen ersten Kaiser als „heilig", die Stätten, an denen er weilte, als „geweiht" zu betrachten, so widerstrebt er auch jeder Übertragung des Theatralischen auf den rauhen Boden des realen Daseins.

Und zugleich erkennt er in der Steigerung der monarchischen Ansprüche eine Herabsetzung seines eigenen Wertes. Der Bürgerstolz ist verletzt, wenn auch der Größte nur zum Werkzeug wird, der Wille zur Tat wird gelähmt, wenn Sieg und Erfolg jenem Anderen gehören, der allein in seiner Seele den

schöpferischen Gedanken barg und der allein den Blick über die Schranken der Gegenwart hinüberzulenken vermag in die Zukunft. Nimmt aber der Herrscher allen Ruhm des Gelingens für sich in Anspruch, so wird auf seine Schulter auch alle Last des Tadels fallen, so wird er zugleich die Verantwortung und die Tatkraft des Bürgertums verringern. Und es erwacht die Kritik, die ihren prüfenden Maßstab legt an Verheißung und Erfüllung, und trotz alles Pompes und Weihrauchdunstes wird doch zuletzt auch der Olympier zum bedürftigen Menschen. Kaiser Wilhelm selbst hat die Klage erhoben über die Nörgler, die nicht an ihn glauben, er steht besorgt vor dem Sturm des Mißvergnügens, der so oft schon durchs Land dahingebraust ist, und in flammendem Zorn ruft er wohl die Völker auf, sich um ihren Herzog zu scharen und die Widerstrebenden zu Paaren zu treiben — er ahnt es kaum, woher die Saaten des Mißvergnügens sprießen und daß auch er selbst das Feld gedüngt hat.

Er hat in der Tat den Absolutismus stabilisiert, der kaum noch durch einen Scheinparlamentarimus und durch die Scheinverantwortlichkeit der Minister eingeengt wird. Das Klagewort von Königsberg: „Ja, sogar das Wort Opposition hat man mich hören lassen“, mochte es auch nur an den Adel sich richten, hat doch die Auffassung des Kaisers von seinem Amte und der Würde des Volkes blitzhell beleuchtet.

In der öffentlichen Schätzung aber wird der monarchische Gedanke um so leichter gefährdet, je stärkere Mittel die Monarchie selbst gebraucht, die eigene Geltung zu steigern. Das deutsche Volk steht zu seinem Könige nicht in sklavischem Empfinden, auch nicht aus irgend einer unklaren Mystik, die mit theologischen Gründen wirkt und doch nur zurückgreift auf jene Legende, die einst die Stammesfürsten der Hellenen zu Söhnen

und Enkeln von Göttern erhob. Das deutsche Volk ist monarchisch aus Gründen der ruhigen Vernunft, der gefestigten Überzeugung. Es gründet seinen Monarchismus auf der Überlegung, daß das Gemeinwohl dort, wo das Königtum sich forterbt vom Vater zum Sohn, wo die Tradition das Band schlingt vom Ahnen zum Enkel, wo die Gewohnheit des Befehlens auch die Kunst des Herrschens sichert, in besserer Hut sei als dort, wo die höchste Würde des Staates zum Kampfpreis der Parteien und zum Zufallsgewinn der Mehrheit wird. Vergebens hat auch an die Pforte des Hohenzollernschlosses die Revolution geklopft — der republikanische Gedanke ist, wenn er jemals in Deutschland zum Leben erwachte, längst eingesargt und begraben. Ja, der Glaube an die Monarchie hat an Kraft noch gewonnen, als ihr in Wilhelm I. der größte und würdigste Repräsentant aller Zeiten entstand: wahrhaft der Diener seines Volkes. In ihm hat der Imperativ der Fürstenpflicht, wie ihn einst Justinian gelehrt, sich in seltener Weise verkörpert: „Wir hören nicht auf zu untersuchen, ob etwas und was in unserem Staatswesen zu bessern sei; wir opfern unsere Ruhe, um Anderen die Ruhe zu sichern. Wir streben überall nach dem Wohl unserer Untertanen." Der Erwählte der Republik bleibt stets in der Menge haften, die es niemals vergißt, daß er zu ihr gehört und im letzten Sinne nur ein Geschöpf ihres Willens bedeutet; der König aber steht so hoch, ist so weit den Privatverhältnissen entrückt, daß er dem Volke fast als unpersönliche Macht erscheint.

Denn der König ist nicht nur der Erbe materieller Güter, sondern auch der Erbe aller Verdienste, die seine Vorfahren errangen. Daran wird die materialistische Weltauffassung vergebens rütteln, eben weil diese Vorstellung sich wurzelfest eingrub in das Bewußtsein der Menge. Blut ist dicker als alles

Wasser der Theorien. „Ein Monarch wird es immer mehr oder minder sachlich meinen, schon weil er in der Überlieferung steht und weil seine Verantwortung unendlich viel größer ist und auch viel zarter und vorsichtiger abgemessen werden muß, als die einer republikanischen Parteiregierung. Durch jede Handlung segnet oder belastet er die Zukunft seines Hauses, mehrt oder mindert er das Erbe, das zu verwalten er durch eine unvergleichliche Fügung eingesetzt ist." So schrieb einmal treffend Eduard Heyck. In der Identität der Staatsinteressen und der Interessen des Staatshauptes liegt der erste und größte Vorzug der Monarchie. Denn der Herrscher, der aus Schwäche oder als Besiegter der Schlacht selbst das kleinste Stück der Staatsmacht preisgibt, schmälert zugleich den Besitz seines Hauses und das Recht seiner Nachkommen.

Gewiß, nicht für alle Zeiten und für alle Nationen gilt das gleiche Gesetz. Denn auch Nationen sind Individualitäten, und im Fluß der Geschichte erwachsen neue Voraussetzungen und neue Bedingungen. Wohl aber ist der Satz zutreffend, daß die Staatsform, die allein dem Germanentum entspricht, in der Monarchie gegeben ist, und daß für das Jahrhundert, in dem wir leben, die Auffassung Wilhelms I., nicht die seines Enkels die sichere Bürgschaft geordneten Fortschritts bedeutet. Das konstitutionelle Königtum ist deutsch. Schon in uralten Zeiten fordert der freie Germane, der sich den Tüchtigsten zum Führer und Richter erwählt, auch das Recht, teilzunehmen an den großen Entscheidungen des Staates. Im letzten Grunde knüpften darum die Forderungen der Revolution an den verschollenen Anfang an. Die Verbildung des Grundprinzips trat erst ein, als das Germanentum seine große weltgeschichtliche Tat vollbrachte und die Säulen der Römerherrschaft kraftvoll zerschlug, als es hiermit zugleich römische Vorstellungen

und Auffassungen in sich aufnahm. Denn noch immer hat der Sieger der Schlachten, hat der Eroberer sich geistig und sittlich dem Überwundenen gefügt. Über die Lehnsmonarchie und das Ständewesen hinweg, über den höfischen Absolutismus hinaus, der in Friedrich dem Großen seinen letzten und größten Vertreter gefunden, sind wir zu der Anerkennung des natürlichen Rechtes gelangt, das schon in den Wäldern der Vorzeit des Freien Eigentum war: daß er teilnehmen darf an der Gestaltung seines Geschickes. Erst so konnte sich der Kern des deutschen Wesens, die Vereinigung von Freiheit und Ordnungssinn, völlig entfalten. Was ist das für ein monarchisches Empfinden, wenn der Bürger vor dem Stock des Königs zittert, wenn der Despot, selbst in Wohlmeinen und Väterlichkeit, der Überzeugung den Befehl entgegenstellt, wenn die Laune des Einzelnen regiert und der Untertan, den Hut in der Hand und den Rücken ewig gekrümmt, in Serenissimus nur den Spender aller Gnaden, nicht aber den vom Rechte selbst gefesselten, dem Gesetze selbst willfärigen Erben von Recht und Gesetz erblickt! In der Umgestaltung dieser Stellung des Fürstentums zum Volke liegt vielleicht der gewaltigste Fortschritt, den seit dem Zusammenbruch der antiken Staatsgebilde und der geistigen Revolution Luthers die Geschichte der Menschheit erlebt hat.

Denn dem Weitsichtigen erscheint das Verfassungsleben nicht als eine Einschränkung, sondern als eine Mehrung der königlichen Rechte und Werte, und mit dem Morgenrot des neuen politischen Lebens zog zugleich eine neue Blüte des monarchischen Gedankens herauf. Das Gefühl ist stärker und reifer geworden, daß König und Untertan das gleiche Schicksal teilen, daß eine und dieselbe Art des Glückes ihnen Gedeihen, daß das Unglück ihnen gleiches Leiden bringt und daß jeder Schmerz des Volkes den Kummer des Fürsten erregt. Das

Volk ist dankbar schon für die Erhaltung seiner Rechte, es ist beglückt, wenn es vertrauen darf. Aber Selbstachtung des Freien und das Gefühl, auch von seinem Fürsten geachtet zu werden, bilden die Grundbedingung jeder wahrhaftigen Königstreue. Nirgends erblüht dem Herrscher die glückliche Sicherheit des Schwaben Eberhard, als unter aufrechten Männern, die in freiem Gehorsam zum Throne stehen.

Das Opfer ist schwer, das der erste Freie gebracht hat, als er zum Untertanen wurde; er bringt es heute dar, weil er so die staatliche Ordnung am besten sichert. Auch das Königtum hat sich selbst überwunden, als es die bourbonische Lehre von der Stellung des Fürsten über dem Staat hingab und seine höchste Würde in der Unterordnung unter den Staatszweck suchte. Hier haben die Hohenzollern nicht erst seit gestern und heute den Weg gewiesen, und auch durch die Irrtümer Kaiser Wilhelms II. bricht immer wieder in heller Klarheit das sichere Gefühl, nichts anderes zu sein, als der erste Diener des Staates.

Gegen diese Erkenntnis aber, gegen die klare und sichere Lehre der Geschichte richtet unter dem Schlagwort der „materialistischen Geschichtsauffassung" die Sozialdemokratie ihre Waffen, und in Maurenbrechers „Hoherzollernlegende" macht sie, geschickt den kaiserlichen Irrtum benutzend, auf dem Grunde scheinbarer Wissenschaftlichkeit den Versuch, alle Taten der Hohenzollern hinzustellen als das Produkt des Bemühens, „ausschließlich dem Interesse der Dynastien und der herrschenden Klassen zu dienen." Diese neue Lehre der Zerstörung geht mit höhnischer Absichtlichkeit aus von dem überschwänglichen Ahnenkult des Kaisers, von seiner Theorie, daß in den Dynastien sich der Wille und die Stimme der Gottheit offenbaren, von seiner Unterschätzung der lebendigen Kräfte, die im

Volkstum und selbst in seinem tiefsten Untergrunde wurzeln. Und während der Kaiser superlativisch darauf hinweist, daß es stets ein „Vorrecht“ seines Hauses war, „den Puls der Zeiten fühlend vorauszuschauen, was da kommen würde“ und so an der Spitze jeder Bewegung zu stehen, hebt die neue Methode jeden Fehler, jedes Irren, jede Schwäche der Einzelnen in scharfer Pointe heraus, und das Auge sieht, über das Ganze der Darstellung blickend, nur ein trostloses Bild von Willkür, Eigensucht, Engherzigkeit und Hochmut, Wollust und Frevel. Und statt des lebendigen Willens, statt des die Menscheit erhebenden Gedankens, daß Männer die Geschichte machen, statt der Kraft der Persönlichkeit die Phrase von den allgemeinen Instinkten, von einer allgemeinen Entwickelung, von historischen Notwendigkeiten, die sich aus den Bedürfnissen der Masse ergeben! Diese Doktrin schöpft ihre Beweise zugleich aus der Kraft des Hasses wie aus der Gewißheit, daß der monarchische Staat gerade in dem Gedanken seine Hauptkraft sucht; daß der bewußte Wille, nicht die geheimnisvolle Kraft der öffentlichen Meinung die Geschichte macht, daß es das Vorrecht gebietender Geister ist, der Menschheit ihre Richtung zu geben, und daß schließlich das Große in der Welt nicht durch die Masse, sondern im Kampfe gegen sie und ihre Vorurteile geschaffen wurde, wie hier noch immer die Mehrheit ein Bündnis gegen das Genie geschlossen hat.

So findet die Lehre des Kaisers wie die neue Weisheit der Sozialdemokratie ihre Schranke in der geschichtlichen Wahrheit: „Nur mit dem Volke der König wirken kann. Nur wenn in Baumes Innern das Mark gedeiht, sich an der grünen Krone das Auge freut.“ Es ist nicht die Aufgabe der Könige, von einsamer Höhe aus, nach eigenem Willen oder gar nach eigener Willkür die Gesetze der Entwickelung zu bestimmen,

und das Gelingen ist nicht ihr Verdienst allein. Auch aus der Masse steigen Männer empor, deren Tugend und Verdienste weithin die Träger der Fürstengewalt überschatten; die deutsche Einheit konnte ohne die Joachims und manchen ihrer Enkel, nicht aber ohne den Bergmannssohn von Eisleben errungen, die deutsche Freiheit ohne Friedrich Wilhelm III., nicht aber ohne Stein, Scharnhorst und Blücher gewonnen werden. Und Wilhelms I. Größe hat in der Kraft des Verzichtes gelegen, in der Fähigkeit, zu resignieren und in der entscheidenden Stunde, als der Größere kam, zurückzutreten in den Schatten, den Glanz des Gelingens aber dem Anderen zu lassen, dem er Raum und Licht zur Entfaltung seines Genius bot.

Und nicht die Fürsten geben der Geschichte ihre Gesetze. Ihr Wert und Unwert kann wohl die Geschichte fördern und hemmen, doch niemals bestimmen; sie empfangen ihre Aufgabe, aber sie stellen sie nicht. Und sie ragen um so höher empor, je tiefer sie eindringen in das Verlangen der Nationen, je mehr sie teilnehmen an ihrem Sehnen. Nicht ihr Wille soll sich erfüllen, sondern, von ihnen geleitet und geordnet, geklärt und zum sicheren Ziele gelenkt, der Wille der Völker. Der Weg zum Erfolge wird durchbrochen, wo die Selbstvergötterung des Monarchen alle edlen nnd freien Geister zurückstößt und lähmt an der Mitarbeit.

Solcher Gefahr aber sind die Söhne des Hauses Hohenzollern fast immer entgangen. Es fehlen diesem Geschlecht die Tyrannen und die Sonnenkönige von Ludwig XIV. Art. Und es ist seltsam genug, daß der Mann, der in Preußen den Absolutismus am schärfsten repräsentiert, daß Friedrich der Große mit wachsendem Alter in seiner Persönlichkeit völlig verschwindet, daß alle seine Neigungen und Abneigungen vor dem Gedanken an den Staat zurücktreten, daß er, der Poet

und Philosoph, den einst sein stürmisches Temperament in die Einsamkeit der Zelle von Küstrin getrieben, völlig aufging in der Idee seines politischen Berufes. Er lehrte die Könige die wahrhafte Auffassung ihres Amtes, er zeigte ihnen, daß ihre Rechte nur dann geheiligt seien, wenn sie ausgeübt werden zu Gunsten des Volkes und in der Unterordnung unter den großen Zweck des nationalen Fortschritts. Und weil im Hohenzollernhause die Tyrannen fehlen, deshalb hat auch die innere Geschichte der Familie niemals Wirkungen ausgeübt auf die Geschichte des Volkes. Es hat keine Bürgerkriege gegeben, keinen Kampf der roten und weißen Rose. Nirgends wird berichtet von Gift und Blut und heimlichem Dolchstoß, von Verrat und Aufruhr, vom Kampfe der Brüder um Macht und Herrschaft und vom Aufstand des Sohnes gegen den Vater. In ruchlosem Hader hat sich das Haus der Wittelsbacher zerfleischt, die Kraft der Wettiner wurde im Bruderkriege gelähmt, gegen Albrecht von Habsburg erhob sich die Faust des Johannes Parricida — die Hohenzollern stehen in guten und bösen Tagen zusammen. Der Gegensatz zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Erben blieb ohne Wirkung. Wo aber das Familieninteresse der Hohenzollern scheinbar sogar mit voller Stärke hervortritt, da ordnet es dennoch im letzten Sinne dem Interesse der Nation sich unter. Mochte in der Kurfürstenzeit, als der Ghibellinengedanke versank, die Idee der Hausmacht und ihrer Vermehrung, also das scheinbar dynastische Ziel, im Vordergrunde stehen, so wurde doch nur so die ungeheure Kulturarbeit des Germanentums im Osten gesichert, nur so dem spröden Boden der Mark die Herrschaftskraft entrungen, nur so das preußische Staatsgebilde geschaffen, das, der Tradition der salischen und sächsischen, der schwäbischen und Habsburger Lande fremd, doch den gewaltigen Stamm bilden

sollte, an den sich die zahlreichen einzelnen Glieder der deutschen Völkerfamilie anlehnen konnten, um in Gemeinschaft das Recht einer großen Nation zu erlangen und zu behaupten. Kaum einer von ihnen, selbst der Sohn Georg Wilhelms nicht, hat solche Entwickelung vorausgesehen und gewollt. Aber fast jedem ordnete sich der Hohenzollerngedanke dem Gedanken des Staates unter und darum wurde und erhob sich Preußen und mit Preußen auch Deutschland.

Es war ein kluges und verständiges Geschlecht. Und es hat Zeiten gegeben, da der Eine oder der Andere sich noch hinaushob über jene Verständigkeit, die der Alltag vom Fürsten fordert, da er emporwuchs zu dem hohen Gipfel menschlicher Größe. Es hat Zeiten gegeben, in denen so starke Persönlichkeiten aus diesem Hause entstanden, daß sie ihr eigenes Wesen tief dem Staate aufprägten. Mochten aber die Einzelnen verschieden geartet sein, so scheint dennoch sich dem Auge des Rückschauenden eine einzige, genau zusammenhängende Entwickelung zu bieten, eine klare und sichere Folge, vor der die harten Gegensätze erlöschen. Und treffend sagt darum Erich Marcks: „Über die Sonderart der ragenden Einzelnen hinweg umschließt sie Alle das gemeinsame Band eines Wesens, das dann für sich selber eine Macht geworden ist, des preußischen. Unverkennbar genug hat es sich ausgestaltet: nüchtern, ernsthaft, soldatisch, hausväterlich und genügsam, hart und streng in der Hingabe an die gebieterische Pflicht, an die Macht dieses Staates, arbeitend mit beschränkten Mitteln und manchmal mit beschränktem Ziel und doch am Ende mit sicherem Stolze stets hinausdrängend in die Weite einer gewaltigen Zukunft.“

Zweites Kapitel.

Das Alte stürzt.

Noch immer ist das letzte Kriterium für das geschichtliche Urteil der Erfolg gewesen. Es ist eine Torheit, vom Genie zu sprechen, das am Wegesrande im Graben verkommt. Denn das erste und letzte, das man vom Genius fordern darf, ist die Energie, sich durchzusetzen und seine Sendung zu erfüllen. Wer aber hinschaut auf die weite Bahn, die Deutschlands Geschichte zurückgelegt hat, seitdem der Traum der Hohenstaufen zerfloß, bis das geeinigte Volk unter der Führung eines Hohenzollern den Tag von Versailles erlebte, wer zugleich das Auge lenkt auf das Schicksal all der fürstlichen Häuser, die heraufkamen und vergingen, Spuren hinterlassend, aber nicht dauerhaft währende Werke, der wird freimütig gestehen, daß die Geschichte dieses Hauses auch die Geschichte des Ringens und des Sieges der Nation bedeutet: den Hohenzollern war der Erfolg beschieden, nicht den Habsburgern, nicht den Wittelsbachern und Wettinern, und nicht den Welfen. Aus dem bescheidenen Dunkel einer fränkischen Ritterburg stammend, auf fremden Boden verpflanzt, haben sie errungen und gefestigt, was selbst die Ottonen, was die Hohenstaufen nicht zu sichern verstanden: sie schufen den nationalen Staat.

In der Tat hat die Geschichte dem deutschen Volke diese Aufgabe zuerst und vor allem gestellt. Sie trat zurück im

Laufe der Jahrhunderte, sie versank wohl scheinbar im Strudel der dynastischen Kämpfe, in der Dumpfheit des Lebens der spanischen Habsburger, in dem Haß und der Verwüstung der religiösen Parteiung. Aber sie erhob sich immer wieder mit zwingender Gewalt, der Märchenprinzessin gleichend, die auf den erlösenden Kuß des Königssohnes harrt. Es ist die große Torheit der materialistischen Geschichtsauffassung, daß sie, die alle Imponderabilien, die den Einfluß aller unwägbaren Empfindungen der Volksseele leugnet, jede Entwickelung unter den Gesichtspunkt der Wirtschaftsgeschichte zwängt, daß sie das erste und größte Amt der Völker, Staaten zu bilden, bestreitet. Sie will es nicht verstehen, daß ein erfolgreiches wirtschaftliches Leben nur erblühen kann im Schatten der Macht und daß die Macht dort ausbleiben muß, wo nicht eine große Gemeinschaft, von gleichem Willen gelenkt, zu gleichem Ziele sich zusammenschließt, wo jeder Stamm und jedes Stämmchen das Recht zum Sonderdasein fordert. Sie will nicht begreifen, daß die materielle Wohlfahrt nur in der staatlichen Einheit gedeiht und daß vor dem Verlangen nach dieser Einheit jedes andere zurücktreten muß. Auch die Freiheitsidee verblaßt hinter dem nationalen Gedanken.

Und in Wahrheit war der Kampf um die Einheit stets ein Kampf gegen jenen egoistischen Freiheitsbegriff, der sich dem Staatszweck entgegenstemmt und die zuchtlose Selbstsucht der ständischen Libertät oder das ausschließliche Recht der individuellen Entfaltung in den Vordergrund rückt. Die materialistische Geschichtsauffassung bedingt und billigt den Partikularismus, weil auch er in seinen letzten Konsequenzen auf der Selbstsucht beruht . .

Es ist das Schicksal des deutschen Volkes gewesen, daß es zuletzt von allen Nationen zu einer gemeinsamen Staatsform

gelangte. In England formte sich frühzeitig aus einer Fülle fremder Bestandteile, aus Angeln und britischen Autochthonen, aus Römern, Dänen, Sachsen und Normannen ein geschlossenes Gemeinwesen, dessen gesellschaftliche Verhältnisse und Institutionen den gleichen Bedingungen der Entwickelung unterlagen. So konnte dieses kühne und kluge, von der Majestät der Gesetze erfüllte Volk einen ungeheuren Vorsprung erringen und, den jämmerlichen Händeln um das Selbstverständliche entrückt, den Griff nach der Weltherrschaft wagen. Später erst, aber doch früh genug, um noch Gewinn zu ziehen von der deutschen Zerrissenheit, hat sich seit dem elften Ludwig Frankreich zum Nationalstaat entwickelt. Nur in den Glaubenskämpfen sah man noch Franzosen gegen einander bewaffnet, nur dann, wenn die milde Heilandslehre von der christlichen Liebe in den Händen der politischen Kirche zum Stachel des grimmigsten Hasses wurde. Dem deutschen Volke war es anders beschieden.

Drei Tatsachen wirkten zusammen, ihm sein Schicksal zu bestimmen: der cäsaristische Gedanke der Gesamtherrschaft und die Lähmung der weltlichen Obrigkeit durch die theokratischen Bedürfnisse der Kirche, zugleich aber auch ein stark individualistischer Zug, der jeder Vereinigung zum Ganzen sich mißtrauisch entgegenstellt und in der unendlichen Zahl politischer Sonderbildungen, wie sie das Mittelalter schuf und die Neuzeit noch kennt, den bezeichnenden Ausdruck fand. Nur eine von diesen Wurzeln ist völlig vernichtet: der cäsaristische Traum ist verflogen, er sank dahin mit dem letzten Kaiser Heinrich und schuf Platz für eine neue Entwickelung, die erst nach Jahrhunderten, nach bangem Suchen und Irren, ihr Ziel gefunden hat. Zwar der Kaisergedanke blieb noch lebendig, noch glaubten die Besten, selbst in dem vierten Karl, in Sigismund, in Friedrich dem Dritten den schicksalsbestimmten Repräsentanten der deut-

schen Einheit zu erblicken, noch harrten der erste Markgraf aus dem Hause Hohenzollern und Albrecht Achilles in Treue und Tatkraft bei dem Kaisertum aus, aber sie selbst haben schon unbewußt die Keime einer neuen Gestaltung gesät, indem sie den ersten Grund legten für den künftigen preußischen Staat, für jenes neue, aus dem Osten und Norden mit kraftvollem Blute erfüllte, spätgewordene Gebilde, das stark wurde, weil seine Schöpfer Realisten und nüchtern und arbeitsam waren gleich ihrem Volk. Vielleicht hat erst der Große Kurfürst die deutsche Aufgabe seines Hauses zuerst in voller Klarheit erkannt, aber wunderbar ist es dennoch, daß schon seit dem ersten Friedrich eine Art von Absichtlichkeit oder doch von ahnender Erkenntnis hervortritt: daß nur dann die partikulare Selbstsucht und der nationale Gemeinsinn sich fördernd vereinen, daß nur dann eine Vertretung der Gesamtinteressen entstehen kann, wenn ein einzelner Staat die genügende Macht gewinnt, um alle anderen Staaten zur Anerkennung seiner Obergewalt zu vermögen. Hier aber erhob sich frühzeitig ein Gegensatz der Bestrebungen, eine Doppelheit des Bemühens: an das alte Imperium, an die Rechtssätze der römischen Kirchenpolitik knüpfte das Haus Habsburg an, aber es blieb zur Sieglosigkeit eben wegen dieser Verbindung verurteilt. Zugleich fehlte in der langen Reihe der einzelnen von diesem Hause beherrschten Länder das einigende Band des Nationalbewußtseins und mit ihm die sicherste, staatsbildende Kraft, ihm fehlte das Gelingen, auch weil ihm fremder Besitz den freien Blick für Deutschlands Bedürfnisse raubte. Auf rein deutschem Boden, im Osten zu germanisatorischen Taten und Erfolgen berufen, erhob sich Brandenburg, frühzeitig vom protestantischen Geiste erfüllt, frühzeitig darum in entschlossener Negierung der kirchlichen Ansprüche, fest auf dem Alten begründet und dennoch modern. An dem werdenden

preußischen Staate richtete sich zuerst die Hoffnung auf, in ihm konnte schon Samuel Pufendorf, der als der Vorkämpfer des weltlich freien Gedankens gegen die dogmatische Gebundenheit einer versinkenden Zeit an den Hof von Berlin berufen wurde, den Bürgen einer besseren Zukunft erblicken, an ihn konnte sich anschließen, was an lebendigen Kräften im deutschen Volke erwuchs. Die vornehmsten Werkmeister aber sind hier drei Hohenzollern gewesen, wunderlich verschieden in ihrer Art und doch konzentrisch in ihrem Wollen und Wirken: Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, sein Enkel, den man den Soldatenkönig hieß, und der Philosoph von Sanssouci.

Aber alles Sein entströmt aus Gewordenem, und was im Lichte der Sonne lebt, findet seine Wurzel im Gewesenen. Weder Preußen noch der deutsche Nationalstaat entstanden mit dem glücklichen Wurf eines Tages, sondern aus hundert Bedingungen heraus, aus hundert Siegen über Widerspruch und Irrtum, über Feindschaft, Vorurteil und Haß. Zuweilen erlagen den rückwärts drängenden Kräften auch die Hohenzollern, zuweilen verkannten sie ihren eigenen geschichtlichen Beruf, und nicht in jedem lebte die Energie des Schaffens. Es hat auch rückläufige Perioden, Zeiten der Stagnation und Erschlaffung gegeben, aber die Kraft des preußischen Gedankens riß den Staat ohne Schaden hinweg über solche Flächen von unfruchtbarer Öde, und wo die Führer versagten, trat die Schaffenskraft des Volkes in die Lücke. So in den Tagen der kirchenpolitischen Gärung, als Joachim der jungen Geistesfreiheit widerstrebte, deren Herold von Wittenberg her seinen Ruf vernehmen ließ, so in dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, als sich in Schrifttum und Wissenschaft ein neues Zeitalter erschloß, das den Deutschen das Recht gab, mit dem Selbstgefühl einer großen Gemeinschaft den anderen Kultur=

völkern zur Seite zu treten. Damals schritt das Volk an seinem König vorüber, der das Imponderabile der geistigen Zusammengehörigkeit nicht zu schätzen verstand. Und über den matten Willen eines anderen Königs stürmte das Volk hinweg, als es, von Stein und Scharnhorst geführt und belebt, in freier Begeisterung den Kampf durchführte gegen die Fremdherrschaft, als es unter dem Druck der Hoffnungslosigkeit den uralten reinen Gedanken der nationalen Einheit aufnahm und zuerst das Lied vom ganzen Deutschland sang. Und als Erbe der Vergangenheit und ihrer Ideen hat noch Wilhelm I. dem Kaisertitel widerstrebt, aus Sorge, daß die Pein und die Nöte des römischen Imperiums sich wieder von ihrem Schattenlager erheben und schädigend daherkriechen könnten über den kraftvollen Leib des Preußentums.

Bis aber diese letzte Stunde letzter Ängste kam, mußten mehr als vierhundert Jahre brandenburg-preußischer Geschichte, mußte ein Jahrtausend deutschen Lebens in den Schoß der Vergangenheit sinken.

Nur leise sei hier berührt, was voranging, nur das sei gestreift, was nötig ist, um die Bedingungen jenes Augenblicks zu verstehen, in dem das Hohenzollerntum den Spaten einsetzte, die reiche Gartenerde des deutschen Lebens umzugraben, daß sie Frucht bringe und Gewinn.

„Das auf ein Jahrtausend für den Bildungsgang der Deutschen entscheidende Ereignis war ihr Eintritt in das römische Reich und die römische Kirche“, so urteilt Heinrich von Sybel. Und in der Tat: Als die Friesen Bonifacius erschlugen, da rächten sie vorahnend das künftige Schicksal ihres Volkes, und als die Sachsen mit beispielloser Zähigkeit sich dem Vordringen Karls des Großen widersetzten, da haben auch sie sich unbewußt als Gegner einer Tendenz erwiesen, die auf

ein ganzes Jahrtausend deutscher Geschichte verhängnisvolle Wirkung ausüben sollte. Denn der Gedanke eines Weltreichs wie einer Weltkirche, die Unterordnung des Staates unter das römische Papsttum, die Auflösung des nationalen Gedankens in den christlichen Weltgedanken hat die Energie der Ottonen, der Franken und Hohenstaufen zur Unfruchtbarkeit verdammt, daß nichts von ihren Schöpfungen blieb, als das rühmende Lied der Poeten. Jahrhunderte, die der nationalen Zusammenfassung, dem Gemeinschaftswerke dienen mußten, wurden ausgefüllt mit aufreibenden, alle Kraft verzehrenden Kämpfen zwischen Kaiser und Papst. Die Lehre Augustins gewann den Sieg, daß der Staat sündhaft an sich und zu sittlichem Dasein nur berechtigt sei, wenn er der Kirche seinen dienenden Arm leiht, und erst Luther gab dem Staate mit der Befugnis, den eigenen Zwecken zu dienen, das vernünftige Gesetz politischen Lebens zurück.

Durch die Wirkung des römisch-theokratischen Gedankens um die Fähigkeit des inneren Zusammenschlusses gebracht, wurde das deutsche Volk zugleich um die Früchte betrogen, die es dem sterbenden Altertum entriß. Der Widerspruch, den schon der Begriff eines heiligen römischen Reiches deutscher Nation enthält, der zum Glaubenssatz erhoben wurde in jener unglückseligen Winternacht, da Karl die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfing, hat unsere Geschichte verheert. Um des Cäsarenerbes willen hat es Friedrich der Zweite von Hohenstaufen geduldet, daß deutsche Grenzgebiete unserem Volkstum verloren gingen, daß die Nation in einzelne Splitter zerrissen wurde und daß wiederum in den zersprengten Stücken des deutschen Gesamtkörpers nach den großen Bürgerkriegen ein Sonderleben erwuchs, in dem es kein Gefühl der Gemeinschaft mehr gab. Die Anarchie war in den Dienst der heiligen

Zwecke getreten, sie wurde gefördert durch die Phantastik des Rechtes auf Weltherrschaft — so mußte allem Glanz der Hohenstaufenzeit Verbildung und Entartung folgen.

Aber es blieb dennoch als Fanal für die kommenden Zeiten, als einziger Turm, um den sich Wünsche und Sehnsucht rankten, als das einzige Symbol der Gemeinschaft der Kaisergedanke. Der Weltentraum der Ghibellinen zerfloß, und nur der kirchliche Universalismus dauerte fort; aber auch der Kaisergedanke blieb in den Seelen lange lebendig, auch dann noch, als das schleichsame Erzhaus der Habsburger die Kaiserwürde nur noch benutzte, um Deutschlands Kräfte in seinen Dienst zu stellen, ohne dem Reich gegenüber die eigene Pflicht zu erfüllen, er blieb noch, als dieses Geschlecht die leeren Formen nur wahrte, um mit deutschen Heeren die Kriege der österreichischen Hauspolitik auszufechten.

In die Zeit des Absterbens, da die nationalen Erregungen verblaßten und das territoriale Fürstentum in stetem Erstarken jede Hoffnung zu zerstören begann, daß doch noch in naher Zeit die Nation eine Verfassung für die Gesamtheit des Reiches herstellen werde, fiel das Lebenswerk des ersten Markgrafen aus dem Hause der Hohenzollern. Aus dem Reiche war ein völkerrechtlicher Verein, ein Staatenbund geworden, das monarchische Prinzip war verbraucht, das Wesen der Obrigkeit erstickt. Selbst der gewaltigste Genius, selbst der rücksichtsloseste Wille konnte die Schuld von Jahrhunderten nicht plötzlich auslöschen, alle Grundsätze und Anschauungen reformieren, eine Umwälzung heraufführen, die plötzlich einen mächtigen, innerlich gefesteten Nationalstaat an die Stelle des historisch Gewordenen stellte. Es ist nicht die Schuld der Hohenzollern, daß sie, die doch auch in den Anschauungen ihrer Zeit lebten und noch nicht von der hohen Warte der

materialistischen Geschichtsauffassung aus die Zusammenhänge begriffen, zuerst an das historisch Gegebene sich hielten, bis allmählich neue Notwendigkeiten immer deutlicher hervortraten. Wohl aber ist es ihr Verdienst, daß sie mitten in dem Schwanken und Fluten einer unsicheren Zeit den festen Halt für die Zukunft schufen.

„Es wäre vielleicht auch ohne der Hohenzollern Dazwischenkunft früher oder später so gekommen." — „Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß die Quitzows dasselbe erreichten", so drückt sich der historische Sinn, die umfassende Weisheit der Legendenwirker von Marxens Stamme aus. Als ob für den Gang des historischen Lebens die Frage Bedeutung besitzt, was Andere, die gestorben und vergessen sind, was Dritte, die als Besiegte geendet, geleistet hätten, wenn sie nicht verdorben wären, wenn der Sieg bei ihren Fahnen blieb! Als ob die Geschichte aus Wenn und Aber ihr Eisenkleid spinnt!

Gewiß, es konnte auch Anderen als den Nachkommen des Nürnberger Burggrafen gelingen, was den Hohenzollern gelang — aber welch wunderliches Unternehmen, das Weltenschicksal umzumodeln nach den Bedürfnissen der Phantasie und unerfüllte Möglichkeiten zum Maßstab der Tatsachen zu wählen! Das ist jene Art der Kritik, mit der die Helden der Schützenfeste das Blut- und Eisenwerk des Fürsten Bismarck verfolgten, jene Kritik, die das Wehen und Wesen des Schicksals nach den klugen Regeln des Philistertums bewertet. Da wird die Bedeutung der Persönlichkeit völlig geleugnet, alles Geschehen wird als die Wirkung eines Mechanismus betrachtet, der wirbelnde Sturm der Ereignisse methodisch geordnet unter die Kategorien des Alltagsverstandes. Wie klingt da immer des großen Kanzlers bescheidenes und doch so stolzes Wort uns zu Gehör: „Der Staatsmann kann nie selber etwas schaffen, er

kann nur abwarten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen, und den Zipfel seines Mantels zu fassen, das ist Alles!" Wer aber vernimmt dieses donnernde Schreiten im rechten Augenblick? Wer hat das Recht und die Kraft, den göttlichen Mantel zu ergreifen? Die am Wege blieben, wundenbedeckt und erstarrt, auf deren Bahnen nur der dürftige Schatten des Wenn und des Aber fiel, die mögen den Dichter begeistern, die Geschichte aber beherrscht nicht die Absicht, sondern die Kraft, die zum Gelingen führt.

Und die Kraft des Gelingens gehörte den Hohenzollern.

„Der Regierungsantritt dieses Hauses ist für die Mark kein neuer Anfang, durchaus kein Wendepunkt gewesen, und für die Weltgeschichte im Großen erst recht nicht." So lehrt uns die Weisheit der Neuen. Und sie sagt weiter von dem Ersten dieses Geschlechtes: „Die landfremde Fürstenschaft führte nicht zum Frieden, sondern zum Krieg. Sie riß das Land in einen Strudel von Gegensätzen hinein, für die im Lande selbst nicht das geringste Interesse war." Aber die Tendenz ist noch immer die Feindin der Wahrheit gewesen. Aus dem „halbverlorenen Lande", von dem Sigismund sprach, hat Friedrich I. ein widerstandsfähiges Grenzland geschaffen, er hat der Idee der Obrigkeit neue Spannkraft verliehen, er hat als Erster den Landfrieden verkündet und so dem Wirken von Recht und Gerechtigkeit den Weg erschlossen.

Das war in der Tat ein neuer Anfang und ein Wendepunkt, auch wenn an der Stätte endloser Fehden und Kämpfe nicht sofort und für immer der Frieden sein Zelt aufschlug, auch wenn nicht auf dem Boden, über dem noch die Gedankenwelt des Mittelalters ruhte, in Jahr und Tag sich Gebilde

erhoben, wie das moderne Leben sie schafft. Aus dem landfremden Geschlecht wurde durch Arbeit und Verdienst ein wurzelechtes Geschlecht, denn Pflichterfüllung gibt Heimatsrecht. Und nicht zum eigenen Nutzen, sondern um der Marken und des Reiches willen, hat der erste Hohenzoller sich „in den Strudel der Gegensätze" gestürzt.

Denn Frieden und Kraft des engbegrenzten Volksteils kann nur bestehen und wachsen, wenn das Volksganze stark genug ist, seinen Frieden zu wahren; nur die Reichspolitik sichert die Existenz der einzelnen Glieder. Wo das Glied sich dem Leben der Gesamtheit und ihrem Dienst entzieht, da verliert es den Anspruch auf Schutz und Recht. Friedrich wurde der entschlossene und opferbereite Vertreter aller Versuche zur Reichsreform, weil er sich nicht als Partikularfürsten, sondern „als eine der festen Säulen fühlte, auf denen das Reich erbaut ist". Die Mark, aber mehr noch das Reich, bedurfte der Männer, die mit nüchterner Erkenntnis die Tatkraft besaßen, um in dem Chaos ungezählter sich widerstreitender Interessen, hinter all den zügellosen Leidenschaften einer zügellosen Zeit die gemeinsamen Aufgaben festzuhalten und zu verfolgen, um auch das Kaisertum selbst vor seinen Sünden und seinem Untergang zu bewahren.

„Wir verfolgen Friedrichs Stellung im Reich nicht weiter" sagt die materialistische Erzählung. Nur so vermag sie ihrer Tendenz zu dienen. Denn sonst hätte sie berichten müssen von dem ehrlichen Mühen des ersten Hohenzollern, der Christenheit und dem Reiche zu helfen, die Zentralmacht des Kaisertums zu kräftigen, den drohenden Zerfall in zusammenhangslose Atome zu verhindern. Das waren nicht ökonomische Werte, die sich berechnen lassen nach Gewicht und Maß, aber das sind auch nicht bloße Illusionen, wertlose Phantasmen eines weltfremden

Idealisten gewesen. Das sind Wahrzeichen des bedeutenden Mannes, der nicht hastig nach dem Erfolge des Tages greift, sondern der mit den Früchten der Zukunft rechnet.

Friedrich trieb deutsche Politik, wenn es not tat, auch gegen den Kaiser; ja er ahnte bereits den großen historischen Gegensatz zwischen Habsburg und Hohenzollern, zwischen jenem Geschlecht, das niemals die Kraft besaß, die Reichsgewalt herzustellen und im deutschen Interesse zu üben, und dem anderen Geschlecht, das, mit allen seinen Wurzeln in deutscher Erde ruhend, nach einem Kampfe von Jahrhunderten doch noch zum Ziele, zur Erschaffung eines neuen deutschen Reiches deutscher Nation gelangte. „Zeigen die ersten Jahre von Friedrichs Markgrafentum", so urteilt schon Droysen, „mit welch sicherer Hand er in territorialen Verhältnissen zu schalten verstand, so waren die Maßregeln, die er dort traf, zugleich ein Beweis, wie bestimmt er der Landesherrlichkeit innerhalb des Reichszusammenhangs ihre Stelle anwies und wie er nicht aufhörte, sich in erster Reihe dem Reiche verpflichtet zu fühlen." Die letzten Folgen alles bedeutenden menschlichen Tuns bleiben allerdings dem Täter selbst verhüllt. Auch Friedrich sah darum das Ende nicht voraus. Er schloß noch als dienendes Glied an das Ganze sich an, an das Bestehende, das ihm noch immer die Kraft und die Keime der Erneuerung zu bergen schien. Und so wurde er zum letzten und größten Repräsentanten jener Richtung, die am Kaisergedanken festhielt: nicht im Sinne der Ottonen, nicht in der bunten Phantastik der Hohenstaufen, sondern als nüchterner Anwalt einer Zentralgewalt, die den schäumenden Kräften der fürstlichen Territorien Maß und Richtung, der Rüstigkeit der Städte das Ziel geben sollte. Eine seltsame Fügung aber hat es bestimmt, daß er, der am Abend seines Lebens in Trauer und Entmutigung

sein Werk vereitelt glaubte, doch schon den unzerstörbaren Grund gelegt hatte, auf dem das Neue erwuchs.

Und eine seltsame Fügung will es auch scheinen, daß gerade die Treue, mit der gleich seinen Vorfahren der erste Hohenzoller der Mark zum Kaisertume stand, ihm in diesem Lande das Mittel geschenkt hat, an dem alles deutsche Wesen dereinst genesen sollte. Und seltsam ist endlich die Fügung, daß schon der Ahnherr dieses Geschlechtes, das einst die mächtigsten Schutzherren der evangelischen Lehre zeugen und sein Land zur Heimat des protestantisch-deutschen Geistes erheben sollte, frühzeitig auch der Führer jener Reformbewegung wurde, die den weltlichen Einfluß der pontifikalen Gewalt auf den Staat zwar nicht aufheben, aber doch einschränken wollte. Doch auch hier war die Zeit noch nicht erfüllt, die alten Formen zu zerbrechen, und der Versuch, sie mit neuem Geiste zu erfüllen, mißlang.

Drei Anklagen aber erhebt die Geschichtsdarstellung der Jünger Marxens gegen Friedrich I. besonders: daß er das Land, das ihm anvertraut war, in Not und Kriegsgefahr gestürzt habe, um den Zugang zur Ostsee zu gewinnen, daß er den Sohn mit einer polnischen Königstochter verloben wollte, daß er der Mark durch lange Jahre fern blieb.

Aber liegt nicht gerade im Sinne jener Auffassung, die das Los der Völker nur nach ökonomischen Bedingungen gelenkt wissen will, auch der Zwang für ein Binnenvolk, den Weg zum Meere zu suchen, um so Raum für Handel und Verkehr, für den Export der überschüssigen Produkte, für die Einfuhr fremdländischer Waren zu schaffen? Es ist wirklich schwer, sich in die Gedankengänge zu finden, aus denen solcher Vorwurf stammt. Ist der Versuch, das Meer zu gewinnen, an sich schon strafbar? Oder nur dann, wenn er der harten Mittel von Eisen und Blut zum Gelingen. bedarf? Wie soll

denn die Entwickelung sich vollziehen? Will das junge Geschlecht wirklich noch einmal versuchen, mit Reden und Parteitagsbeschlüssen nationale Notwendigkeiten, weltgeschichtliche Probleme zu lösen? In friedlichen Konferenzen mag man über gemeinsame Straßen, hygienische Maßregeln, Eisenbahnfahrpläne beraten und beschließen, aber noch kein Volk hat seine Existenz preisgegeben, nur weil ihm aus dem Lebensbedürfnis des anderen der einladende Ruf entgegenklang: ôte-toi, que je m'y mette. Noch kein Volk hat mit klarer Absicht sich zum Schemel für ein anderes Volk erniedrigt, noch keines hat ohne Kampf auf sein Daseinsrecht verzichtet. Selbst die Pioniere der Kultur führten stets mit dem Pfluge zugleich das Schwert. Erst wenn der ewige Friede heraufzieht und der Krieg zur verschollenen Sage wird, wenn die Männer Weiberröcke tragen und das Heldentum sein Herrschaftsgebiet am Spinnrocken sucht, dann wird eine neue Geschichtsschreibung Anklage erheben dürfen gegen die Fürsten, die zum Kriege auszogen, um ihren Völkern Luft und Licht zur Entfaltung der schlummernden Kräfte zu schaffen, und gegen die Völker, die solcher Führung folgten. Noch ist bisher die Weltgeschichte eine Kette von Kämpfen gewesen und darum blieb die Menschheit gesund und kraftvoll. Und weil auch in der Geschichte der Hohenzollern das Schwert nicht in der Scheide blieb, darum entstand der preußische Staat in Macht und Glorie.

Nur wer den Krieg ausscheiden will aus dem Leben der Völker, der mag die Vergangenheit anklagen. So lange aber das Werk nicht gelingt, an dem selbst der Wille eines Zaren zerbrach, soll Vorwurf und Klage verstummen. Kampf ist in der ganzen Natur, und nur der Kampf ist das Leben. Es sind in Wahrheit die Idealisten, die in dem Kriege eine Notwendigkeit, eine stärkende Eisenkur, ein Verjüngungsmittel der Menschheit

erblicken. Darum schrieb einst Moltke an Blunschli: „Der ewige Frieden ist ein Traum und nicht einmal ein schöner. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden entwickeln sich darin: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren." Und das gleiche Bekenntnis legte Heinrich von Treitschke ab: „Was ist das für eine Verkehrung der Sittlichkeit, wenn man aus der Menschheit das Heldentum streichen will! Arisches Leben verstehen die nicht, die den Unsinn vortragen vom ewigen Frieden; die arischen Völker sind vor allem tapfer. Sie sind stets Mannes genug gewesen, mit dem Schwerte zu schützen, was sie mit dem Geiste gewonnen hatten. Die Forderung des ewigen Friedens ist reaktionär. Mit dem Krieg erwacht die Bewegung, der Fortschritt." Es waren stets nur müde und erschlaffte Zeiten, müde und gedankenlose Menschen, die mit solchen Vorstellungen spielten. Volksleidenschaft, Rassengegensätze, wirtschaftlicher Zwang, nationaler Haß und verletzte Ehre, die den heißen Zorn in die Stirn eines Volkes treibt, werden der grauen Theorie vom Frieden sich niemals beugen. Ohne den Krieg gäbe es keine Staaten, durch ihn ist alles entstanden. Nur im Wechsel liegt das Ruhende, und auf dem Schlachtfeld erblüht das Leben. Von einem französischen Sozialisten, von Proudhon, stammt das Wort: „Der Krieg ist, sowie die Zeit und der Raum, sowie das Schöne, das Gerechte und das Notwendige, eine Form unserer Vernunft, ein Gesetz unserer Seele, eine Bedingung unseres Daseins. Der Krieg besteht in der ganzen Natur, wie er in dem Herzen der Menschheit besteht." Die Friedenslehre ist bureaukratisch, sie will mit Dekreten und Anordnungen rebellieren gegen die ehernen Gesetzestafeln der Geschichte und der

Natur, sie will uns auch das Beste rauben, das uns das Leben spendet: die Freude an jenem Heldentum, das die Güter willig opfert, an jener Kraft, die dem Tode freudig trotzt. Über die Wünsche der Kant, Herder, Saint-Pierre, Rousseau schreitet das Leben rücksichtslos hinweg, wie über den Zarentraum, wie über die grauen Theorien der Sozialisten. Nicht die Monarchie bedarf des Krieges: die Geschichte der italienischen Republiken, der Freien Niederlande, der Vereinigten Staaten, wie die Geschichte der hellenischen Städte und das Schicksal Roms schritt durch Ströme von Blut — nicht die Monarchie bedarf des Krieges, sondern die Menschheit. Was besteht, ist dem Gesetz des Wechsels verfallen, auch die politischen Gebilde von heut sind nicht für die Ewigkeit geschaffen. Aber keines von diesen Gebilden wird sich selbst aufgeben aus theoretischer Erwägung und aus dem Gefühl, daß seine Zeit erfüllet sei. Beweise werden nur auf Schlachtfeldern überzeugend geliefert.

So muß aus der Darstellung der Hohenzollerngeschichte jeder Vorwurf entschwinden, daß dieses Geschlecht sein Werk vollendet hat im Vertrauen zugleich auf Gott wie auf sein gutes Schwert. Und wenn Friedrich bereits auf den Weg zur Küste hinwies, den die Mark antreten mußte, so rühmen die Nachgebornen, auch wenn das Werk erst nach langen Kämpfen gelang, seine Fernsicht und sein Verdienst.

Und sie lehnen auch den höhnischen Hinweis darauf ab, daß er mit dem Gedanken, den Sohn mit dem Königskind von Polen zu vermählen, Verrat an dem nationalen Gedanken geübt hat. Denn in höherem Maße noch als in unserer Zeit, die mehr und mehr die rein dynastischen Beziehungen um ihre Geltung gebracht hat, mußten damals, als das Fürstentum der Territorialherren die erste Blüte erwachender Kraft durchlebte,

dynastische Verbindungen und Entzweiungen auf die Entwickelung des Völkerschicksals wirken. Und dem Lande konnte es dienen, wenn in währenden Zeiten die Ostseegrenze geschützt war gegen den slavischen Nachbar. Den Fremdling als Herrscher ins Land zu rufen, ist ein Verbrechen gegen den Geist der Nation; aber es ist nie ein Verbrechen gewesen, den deutschen Fürstensohn als Herrn in die Fremde zu senden, daß er im neuen Amt der alten Heimat Nutzen bringt. Auch der Oranier zog in das Land der Briten.

Und so trägt auch der dritte Vorwurf seine Widerlegung in sich. Nicht aus Lust an „aventiuren", nicht als fahrender Ritter zog Friedrich hinaus in die Welt, die Sorge um das eigene Land dem Sohne überlassend, sondern um dem Kaiser die Pflicht zu erfüllen und den Reichsgedanken zu retten. Um solchen Kampfpreis zu erringen, gab er hin, was ihm nach seiner Anschauung wohl das Kleinere dünken mußte. Erst als er erlag, als für immer die territoriale Zerreißung des Reiches entschieden war, da wuchs das Geringe zum einzigen und größten Zweck empor. Die Söhne mochten lernen, die junge Kraft zu spannen und nachzuholen, was der Vater versäumte. Darum löst sich fortan die Geschichte der Mark von der Geschichte des Reiches immer schärfer ab, nicht mit plötzlichem Riß, doch um so bewußter, je undeutscher die Herrscher des Habsburger Hauses wurden, je offener sie sogar den Schein preisgaben, um völlig das Wesen der Fremdherrschaft anzunehmen.

Die neue Aufgabe der Hohenzollern ist nicht in stetigem Aufstieg gelöst worden. Den drei ersten hochstrebenden Männern sind Fürsten von engem Sinn und bescheidenem Wollen gefolgt, die sich begnügten, schlecht und recht das Erbe zu wahren, die vielleicht, wie der erste Joachim, dem Geiste ihrer Zeit fremd und feindlich gegenüber standen. Und dennoch war die Arbeit

ihres Lebens nicht vergeblich, dennoch prägt sich in ihrem Leisten nur selten ein Rückschritt und fast immer ein Fortschritt aus. Und während durch Habsburgs Schuld, das immer wieder das Reich in undeutsche Händel zog, die Schweiz und Holland, Elsaß-Lothringen, Schleswig-Holstein, Pommern und Preußen verloren gingen, gewann Brandenburg die Kraft, das im Osten, im Gebiet seines Wirkens einst Verlorene dem Deutschtum zurückzugeben.

Als Friedrich II. in den Marken zur Herrschaft gelangte, da war gleich der Macht der Reichsgewalt auch die Macht der Territorialherren auf tiefem Stande; ritterliche Vasallen, Prälaten und Städte, pochend auf die Rechte einer Libertät, die sie der Not der Zeiten entrungen hatten, trotzten der fürstlichen Gewalt, wie die Fürsten sich dem Kaisertum versagten. „Man war bis zu dem äußersten Punkt einer Entwickelungsreihe gekommen, die, so notwendig in ihrem Beginn, so befruchtend in ihrem Verlauf sie gewesen sein mochte, in andere Bahnen hinübergelenkt werden mußte, wenn nicht noch mehr als das politische Leben der Nation darüber zu Grunde gehen sollte.“

Drittes Kapitel.

Steigende und sinkende Tendenzen.

Als Friedrich I. starb, lag auch der Reichsgedanke im Sterben, und wer an ihn sich mit Leib und Seele band, der mußte mit ihm fortgerissen werden in die Vernichtung. So mußte der Sohn dort anknüpfen, wo der Vater sein Werk zurückließ, noch ehe er aus der Mark fortzog, um als letzter Ritter ohne Tadel das Erbe einer großen Vergangenheit zu retten. Als der Universalstaat fiel, mußte die Möglichkeit seiner künftigen Erhebung auf dem Boden des Landesfürstentums erschaffen werden.

Aber auch hier war der Sieg nicht ohne Kampf zu erreichen: die Anarchie konnte nur durch die Gewalt bezwungen werden.

Es klingt wie verhaltene Trauer aus der Darstellung, die der Geschichtsschreiber des Materialismus von jenen unseligen Zeiten gibt, wenn er vom Trotz der Städte und von ihrer Bewältigung schreibt. Und in der Tat mag es fast scheinen, als hätten sie damals, als Friedrich starb, das Ideal erfüllt, das die sozialistische Welt sich aufgestellt hat. Sie weigerten dem Fürsten Huldigung und Steuer, sie lehnten die Heeresfolge ab, wenn der Kampf nicht ausschließlich den städtischen Interessen diente, sie versagten dem Landesherrn jede Kontrolle ihrer Verwaltung. Wären die Hohenzollern nicht im Lande

3*

erschienen, „so wären die Städte und das Bürgertum zur führenden Macht geworden, der Fürst wäre nur noch ein Werkzeug in ihren Händen gewesen, nur der Feldherr, der für die städtischen Interessen kämpft.“ Da stellt der Herold der neuen Geschichtsauffassung bekümmert die Frage: „Hatten die märkischen Städte die Macht, eine solche Stellung für sich zu gewinnen, konnte in einem ostelbischen Lande das Bürgertum die führende Klasse werden? Konnte in Brandenburg sich wiederholen, was drei Jahrhunderte früher in Oberitalien geschehen war? War es der Mark beschieden, ein Eiland bürgerlicher Kultur im junkerlichen Ozean zu werden?“

Die Geschichte hat mit einem schroffen Nein geantwortet, und sie hat schon dadurch die innere Unmöglichkeit einer solchen Entwickelung erwiesen, die in Wahrheit zu einer Auflösung selbst der bescheidenen noch geltenden Gemeinschaftsformen in eine ungeheure Menge wesenloser Minimalgebilde führen mußte. Denn trotz der Bündnisse, die wohl einzelne Städte miteinander verband, bestand unter ihnen doch kein innerlicher Zusammenhang, führte allein der Egoismus der Kirchturmsinteressen die Herrschaft. Und ebenso fehlte in dem Bürgertum selbst das Band der Zusammengehörigkeit, das Gefühl, daß das Schicksal des Anderen doch auch das eigene Schicksal bedeute. Eine kleine Zahl der reichen Geschlechter führte die Herrschaft, und die unteren Schichten der städtischen Gesellschaft waren rechtlos im vollsten Sinne. Wo ist denn die Macht und die Blüte der italienischen Städte geblieben? Auch hier hat die Entwickelung zur Herrschaft des Patriziertums, zur Anarchie und zur Tyrannis geführt. Das stärkste staatliche Gebilde von städtischem Ursprung, die Republik Venedig, wurde von einem eng geschlossenen aristokratischen Kreise mit allen Mitteln des Zwanges regiert. In den Marken aber war nicht ein Bürgertum

kraftvoll erwachsen, das, von sozialem Geiste erfüllt, den Strom des Gedeihens durch alle Schichten zu leiten bestrebt, das zugleich bereit war, der öffentlichen Ordnung, dem Frieden des Landes Opfer zu bringen, sondern ein engherziges, nur dem kleinlichen Vorurteil lebendes Städtertum, das mit den Zünften um jeden Ratssessel rang und der Masse mit Haß und Verachtung entgegentrat. Es sind die „Pfeffersäcke", um deren Niederlage Maurenbrecher die Saiten der Sentimentalität erklingen läßt. Sie hingen an der „Libertät", weil sie ihnen das Recht gab, auf die unteren Klassen zu drücken und den gewaltigen Profit ungeschmälert zu wissen durch Abgaben für die Gesamtheit. Die Vollkommenheit der natürlichen Freiheit mag in ihrer Unbegrenztheit liegen, die Vollkommenheit der bürgerlichen Freiheit liegt in ihren Schranken, liegt in der Unterordnung unter das Gesetz. Nur solche Freiheit gewährt dem Eigentum Sicherheit, eifert das Genie zur Arbeit an, bildet den Nationalcharakter und setzt alle Triebkräfte in Bewegung, von denen die große Allgemeinheit beseelt und angespornt wird. Die Freiheit des Städtertums hätte zugleich die Tyrannis über das flache Land bedeutet: das lehrt wiederum die Geschichte der großen italienischen Gemeinwesen, das lehrt die Tatsache, daß die Städte Berlin und Köln mehr als zwanzig Dörfer, die städtischen Geschlechter unzählige Lehnsgüter bis tief in die Altmark hinein besaßen.

Das war ja gerade das Unglück Deutschlands, daß die Kraft der Nation sich in der endlosen Zersplitterung in kleine Herrschaften und Gemeinden erschöpfte, die nun wieder gezwungen waren, um ihr Dasein künstlich zu verlängern, die Rechte und Besitzungen des Nachbarn zu bedrohen. Durch diese Zersplitterung in dreihundert machtlose Teile mußte der materielle Wohlstand vernichtet, das Recht zu Boden gedrückt

und in das brutale Recht des Stärkeren umgewandelt werden. Mag das Vorgehen der großen Territorialherren und auch der Hohenzollern als revolutionär erscheinen, so trägt doch nur der erste Schritt, der die Macht verteilt, solchen Stempel; die Schritte, die der so statuierten Macht Beständigkeit geben, sind konservativ. Da konnte durch Jahrhunderte der Partikularismus des weltlichen Fürstentums die lebendigste politische Kraft im Reiche werden. Da konnte aus ihm die Kraft erwachsen, die mit der verfallenden, nur fremden Zwecken dienenden Gewalt des Habsburger Kaisertums ein Ende gemacht hat.

Und es ist von Bedeutung, daß die Städte unterlagen, weil die „demokratischen Revolutionäre" den Fürsten zu Hilfe riefen und ihm und seiner Mannschaft die Tore öffneten. Denn diese Tatsache allein schon beweist, daß der Instinkt des Volkes in den Hohenzollern die Befreier, in der Errichtung der vom Landesfürsten geschaffenen Ordnung die Erlösung erblickten. Nicht in den Marken allein ist die Monarchie den Enterbten als die Erlösung erschienen. Nur fehlte jenem rauhen Jahrhundert, jener Zeit der schärfsten ständischen Gliederung, noch der soziale Geist, der in dem „sperate miseri" den Armen die Hoffnung schenkt. Die privilegierten Klassen brauchten durchweg ihre Macht im eigenen selbstsüchtigen Interesse, sie ließen durch das Gefühl der überlegenen Bedeutung sich bestimmen, die zu verachten, die unter ihnen standen. Jeder Machtbesitz stärkt die Intensität der Selbstsucht, ob Adel oder Patriziertum oder ob die Masse die Zügel gewann. In den Zeiten aber, da das Reich zusammensank, mochte wohl hier und da noch der Versuch gemacht werden, den Auswüchsen der städtischen Geldwirtschaft, dem Verderb der bäuerlichen Kultur entgegenzutreten, aber diese Versuche mißlangen, weil in der Verfallzeit des Kaisertums auch der Adel und das

mittelständische Bürgertum geschädigt und sittlich gebrochen waren. Die Fürsten aber standen zuerst vor der Aufgabe, die eigene Gewalt zu erhöhen, um vor allem das Räuberwesen des Adels zu unterdrücken und den Übermut der Geschlechter zu dämpfen. Diese Aufgabe haben die Hohenzollern erfüllt. Klar genug war der Gedankengang gegeben: wenn die Fürsten die Geschlossenheit und den innersten Frieden ihres Landes herzustellen wußten, wenn sie dann unter des Kaisers Namen sich zur Handhabung von Recht und Gesetz vereinten, dann konnte auf neuem Boden ein neues Reich erstehen, dann konnten Selbstrecht und Selbsthilfe verschwinden, Handel und Gewerbe konnten wieder erstehen und neues Leben konnte aus den Trümmern erblühen.

In ihrer Stellung zum Reiche aber haben Friedrich II. und sein Bruder Albrecht noch geglaubt, das Wesentliche der alten Formen retten und an die Stelle des greisenhaft und müde gewordenen Kaisertums, das sich des Reiches kaum noch kümmerte, einen lebendigen Inhalt schaffen zu können: die freie Einigung starker Fürstentümer sollte die Freiheit des Reiches sichern, dem wie in Frankreich das erwachende Nationalgefühl, dem das Bewußtsein der Gemeinsamkeit Stärke und Dauer verbürgen mußte, sie sollte zugleich den Kaisernamen retten als Symbol der gemeinschaftlichen Autorität. Das mag heute als eine Halbheit erscheinen und vielleicht hätte ein Alexander schon damals, dreihundert Jahre vor Friedrich dem Großen, das Schwert ergriffen, um den gordischen Knoten zu zerhauen. Aber das Jahrhundert Sigismunds und Friedrichs III. trug keinen Genius, und auch dem Genius mußte die Schwungkraft der Tat erlahmen, so lange die realen Machtmittel ihm verschlossen blieben. Es hat sich später bestraft, daß das fünfzehnte Jahrhundert nicht die klare Entscheidung fand.

Aber die beiden Brandenburger dienten dennoch der Zukunft. Sie griffen fest zu, um zu erhalten, was ihrem Geschlechte geworden, und sie schufen im Interesse und zum Nutzen des nationalen Gedankens ein starkes Bollwerk, sie sorgten, daß das, was sie in der Lausitz und in der Neumark erwarben, fest mit dem Kern zusammenwuchs und daß das Wort: „Was Brandenburg erwarb, ist für Deutschland gewonnen“ Geltung erlangte. Denn Brandenburg war „Ein Ding, in dem Alle für einen Mann stehen, Alle auf die Landesherrschaft ihr Aufsehen haben, des Landes und Aller Frommen Nutzen helfen und fördern sollen“. In dem Hausgesetz, das Albrecht schuf, in der Festsetzung der Unteilbarkeit des Landes für ewige Zeiten, in dieser Lostrennung des Fürstentums von den Anschauungen des Privatrechts, hat er wohl den größten politischen Gedanken des Jahrhunderts in Leben verwandelt, hat er zugleich die Zukunft seines Hauses festgelegt und gesichert.

Hier auf dem Boden der Marken, nicht auf dem schwankenden Grunde der Reichspolitik ruhen die dauernden Verdienste der Söhne Friedrichs I. Die Arbeit um das Reich hatte zur Niederlage geführt: „Mit der Wahl des Kaisers Max wurde alsbald der Sieg der dynastischen Stellung des Hauses Habsburg entschieden, während der nationale Gedanke verblich und dem Deutschen das große Vaterland allmählich zu einer dunklen Sage wurde.“

Was fortan noch deutsche Politik heißen konnte, das lag in den weltlichen Fürstentümern umschlossen; den Einzelnen blieb nur die unscheinbare Aufgabe, ihre Arbeit allein dem Gedeihen des eigenen Landes zu widmen. So wurde das Wesen der landesfürstlichen Obrigkeit gefestet, und dasselbe Fürstentum, das „mit seiner dreisten Selbstsucht jedes Band nationaler Gemeinschaft zu zersprengen drohte, stand dennoch ruhig und wirksam mitten im Leben der Nation“.

Für das Haus Brandenburg aber kam eine Zeit, in der es den Anspruch auf die Führung der Elemente aufgab, in denen der nationale Gedanke fortkeimte, in der seine Söhne nichts anderes waren als wohlmeinende Landsassen, die in ihren Territorien selbst nur das Ihre zusammenhielten oder um Weniges mehrten, dem Erzhause hold und gewärtig auch in der großen Stunde der Not und Entscheidung.

Den bedeutenden Männern an der Schwelle des Geschlechtes folgten bescheidene Geister, und der Einzige, der anfangs scheinbar sich über ihnen erhob, der erste Joachim, mußte in seinen Bestrebungen erlahmen, weil er trotzig die eigene Auffassung des fürstlichen Rechtes dem Geiste der Zeit entgegenstellte, weil er zugleich die nationale Bedeutung der Reformation nicht begriff. Nur vom Throne her durfte der Segen stammen, nicht aus der Schar der verachteten Werkleute; nur der Herrscher galt ihm als der Quell aller Weisheit.

Noch einmal aber möge der Blick auf dem Dreigestirn weilen, das dem Preußentum das Geburtshaus erhellte.

Friedrich I. war der Führer der Reformbewegung gewesen in Staat und Kirche. Kein glänzender Krieger, der durch kühne Taten das Auge bestach und die Phantasie belebte. Es lag in ihm jener nüchtern-verständige, auf das Erreichbare gerichtete Zug, der auch in Kaiser Wilhelm I. hervortrat. Es lag nichts Dämonisches, nichts von dem geheimnisvollen Wesen, nichts von der Leidenschaftlichkeit des Genies, nichts von jenen Seelenkräften in ihm, die allem Widerstand zum Trotz die Verhältnisse und das Leben unter den eigenen Willen zwingen. Trotz des bunten Wechsels in seinem Dasein bleibt er dennoch im Geleise des Regelmäßigen, das niemals überrascht, sondern als das natürliche Ergebnis der Situationen erscheint. In die Bildung seiner Zeit drang er ein, ohne sich in sie zu vertiefen,

ohne durch sie über seine Zeit hinausgeführt zu werden. In der Urkunde, die dem ersten Kurfürsten des Hauses Hohenzollern die neue Würde verleiht, rühmt Sigismund „seine Redligkeit, Vernunft, Festigkeit und andere seiner Tugenden, damit der allmächtige Gott seine Person mannigfach geziert hat und sonderlich seine lautere und bewährte Treue.“ Es sei landkundig, daß er „mit Gottes Hilfe, durch seine Vernunft als des Landes Verweser mit seiner Arbeit, Macht und Wagnis die Marken so vortrefflich geordnet, so allen Frevel, Gewalt und Räuberei gezähmt und ausgereutet habe, daß alle Einwohner der Mark gleich ihm, dem Könige, ein gut Genüge von ihm haben.“ Den Kampf um seiner selbst willen hat er nie gesucht. Wo immer es anging, ob in Auseinandersetzung mit den Nachbarn, ob in den inneren Streitigkeiten der Mark oder in der Lösung der vielverschlungenen reichspolitischen Aufgaben, stets suchte er zunächst die Entscheidung durch das Schwert zu vermeiden und durch Vertrag und Rechtsspruch sein Ziel zu erreichen. Dem verständigen, nüchternen Manne allein konnte in einer Zeit der äußersten Wirrnis der Kaiser die Verwaltung des Reiches übertragen, und er konnte der Annahme sicher sein, obwohl dieses mühselige Amt weder Lohn noch Dank, wohl aber Gefahr und Mühen bot. Hätte er sich um das Reich nur bemüht, um sich zu der Bedeutung der mächtigsten Herren im deutschen Reiche emporzudrängen, oder hätte die glänzende Erwerbung, die er gemacht, ihn gereizt, fortan eine territoriale Rolle zu spielen, wie so viele Fürsten im Reich, so hätte er in seinem Kurfürstentum Anlaß genug gefunden, für das eigene Interesse weiter zu arbeiten. Aber seine politische Richtung, seine Auffassung des Reichsfürstentums stand gerade im offenen Gegensatz gegen den so tief eingewurzelten Mißbrauch. Er fühlte sich in erster Linie als Edelmann des

Reiches dazu geboren, dem Reiche zu dienen, „deß schlichter Amtmann an dem Fürstentume wir sind“. „Er hielt sich und jeden seines Standes dem Reich in derselben Weise verpflichtet, wie er selbst von der Ritterschaft in seinen Territorien unnachsichtig forderte, ihm nach ihrem Lehnseid zu Rat und Dienst treu, hold und gewärtig zu sein.“ Nur der Fürst, der selbst seine Pflicht ernsthaft erfüllt, darf die Pflichterfüllung von denen fordern, die ihr Schicksal in seine Hände legten. In dem Wahlspruch des Großen Kurfürsten „Für Gott und das Volk“, in der Lebensarbeit Friedrich Wilhelms, in dem Worte Friedrichs des Großen, daß der König nur der erste Diener seines Volkes sei, in dem letzten Seufzer Wilhelms I., daß er keine Zeit habe, müde zu sein — überall tritt wieder das Erbteil des Ahnen zutage: die Unterordnung der eigenen Interessen unter das eiserne Gebot der Pflicht gegen die Gesamtheit. Das andere Erbteil aber ist das innere Bekenntnis zur deutschen Idee. In einer Zeit, da es im Reiche nur hieß, entweder österreichisch und spanisch, oder französisch und schwedisch zu sein, ließ der Große Kurfürst, gewidmet dem „ehrlichen Deutschen“, eine Denkschrift erscheinen, darin es hieß: „Gedenke ein Jeder, der kein fremdes Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einst vor allen Nationen berufenes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist.“ Von der Saalburg her erklang ein Vierteljahrtausend später aus Kaiser Wilhelms Munde der helle Ruf: „Civis Germanus sum“.

Friedrich den Zweiten hat die Mitwelt, erschreckt durch die Tatkraft, mit der er die Städte unter seinen Willen zwang, den Eisernen genannt. Der Name hat sein Wesen kaum richtig gezeichnet. Erfüllt von einer starken religiösen Schwärmerei, die

dennoch auf sein politisches Handeln niemals Einfluß gewann, besaß er einen stark romantischen Zug, wie er später in Friedrich Wilhelm IV. und in Wilhelm II. wieder zur Geltung kam. Klosterstiftungen und Pilgerreisen legen von seiner Sinnesart Zeugnis ab. Die Begründung des Schwanenordens deutet vor allem auf jene Neigung zur Romantik, die selbst in den harten Kämpfen der ersten Zeit in ihm wirkte. Selbst ehrbar in seinem Wandel und den Fürsten seiner Zeit ein Spiegel, wollte er den gleichen Geist auch in seinen Rittern erwecken. Darum suchte er durch jene Gründung den frommen Sinn und den heiligen Ernst, das „Bekenntnis der christlichen Wahrheit durch die Tat“ zu erwecken und zur Besserung des Lebens zu mahnen. Nur wer frei war von jedem Makel der Unkeuschheit, der Völlerei, des Verrates und Neides, durfte zur Brüderschaft gehören.

Als ihm aber aus den Kämpfen gegen Pommern schwere Bedrängnis erwuchs, da widerstand er nicht mit eisernem Herzen, sondern „er kam in Wehmut und Melancholei, also daß er unstät ward in allen Dingen“. Als glänzendes Gestirn in den Marken emporsteigend, hat er über seinem Ende einen Hauch des gleichen Schicksals gespürt, das über den ältesten Sohn der Königin Luise herniedersank. Aber sein Anfang war anders geartet: da ist nichts von jener Fülle phantastischer Pläne, nichts von jener schnell erlahmenden Willenskraft, nichts von jenem künstlerischen Spiel mit Worten und Gedanken, das dem Wesens des Enkels sein Gepräge gab. Da hat er die Schwächen seiner Gegner mit sicherem Blick erspäht und klug von ihnen Nutzen gezogen; als er mit Hilfe der populären Tendenzen das Patriziertum der Städte niedergezwungen hatte, da war er verständig genug, sich nicht in die Fesseln der Gehilfen zu stürzen, sondern die noch lebensfähigen Keime des

Gestürzten in neuem Erdreich zu entwickeln. Er hat das Bürgertum nicht zerbrochen, sondern unter den fürstlichen Gedanken gezwungen, der doch der Staatsgedanke war: das bürgerliche Sonderrecht versank im Landesrecht. Auch die Kraft der Ritterschaft stellte er in seinen Dienst, aber auch ihrem Willen hat er sich nicht unterworfen; er hielt und schirmte sie in seinem Recht, aber er zwang sie auf die Kniee, wenn sie zum Selbstrecht griff. Ordnung und Regelmäßigkeit bilden sein Ziel, und die Mehrung seines Landes sucht er vor allem durch Kauf und Verträge zu sichern. Als ihn die Lausitzer Stände zur Königswahl in Böhmen empfahlen, da schrieben sie: „Wir meinen, daß er weise, wahrhaftig, gütig und redlich und zu solcher Ehre und Krone wohl geschickt ist. Land und Leute lieben sein Regiment, derweil er jeden seiner Untersassen bei Recht und Redlichkeit läßt." Und doch liegt auch in ihm ein Zug, der noch in manchem anderen Sohne seines Hauses wiederkehrt: er konnte in Überspannung des fürstlichen Selbstbewußtseins hart und ohne Großmut sein — der einzige Hohenzoller, der Dankbarkeit kannte, ist er nicht gewesen.

Zu den glänzenden Fürsten also hat Friedrich nicht gehört. Aber er hat das Amt, welches ihm die Geschichte zuwies, verdienstvoll ausgefüllt. Wenn gleich ihm die anderen deutschen Fürsten ihre Stellung gewahrt und sich unter dem Kaisertum zur Gemeinsamkeit zusammengefunden hätten, dann wäre aus der Summe der einzelnen Kräfte doch noch ein machtvolles Ganzes geworden.

Der glänzendste unter den Seinen war Albrecht Achilles. In ihm, wie später in Kaiser Max und in Bayard faßte sich noch einmal der Geist des Rittertums zusammen, dessen Untergang sich eben vorzubereiten begann. Gestand sein Bruder

Friedrich einmal in einem Briefe an den König Mathias, „er sei kein Krieger“, so lebte in ihm eine kecke Lust an Kampf und Wagnis, die an die Gestalt des Roland erinnert. Seines fürstlichen Ranges voll bewußt, stolz und sogar herrisch, prachtliebend und von einer starken Neigung zum Pompösen erfüllt, reise- und redelustig, schuf er aus seinem Hofe zu Ansbach ein Vorbild des Glanzes am künftigen Hof von Versailles. Albrecht, dessen Briefwechsel mit seiner Gemahlin Anna von Sachsen eine Perle spätmittelalterlicher Briefliteratur bildet, war ein aufgeklärter, freidenkender Mann, der frühzeitig erkannte, daß nur die Kraft des Staatsgedankens, sei es im Reich, sei es in dem einzelnen Lande, den zähen, egoistischen Trotz des Individualismus zu beugen und der Verwirrung der Zustände zu steuern vermochte. In seinen Kämpfen gegen Nürnberg und die fränkischen Städte glaubte er nicht nur die Rechte seines Hauses zu vertreten, sondern er fühlte sich zugleich als den Mandatar der fürstlichen Würde, als Repräsentanten der fürstlichen Majestät. „Noch ist es so“ schreibt er einmal, „daß wir uns mit Hilfe des allmächtigen Gottes ihres Hochmutes wohl aufzuhalten und sie dazu zu bringen hoffen, daraus dem gesamten Adel in künftigen Zeiten ohne Zweifel Ehre und Nutzen erwachsen soll.“ In dem Kampfe gegen die Städte hat Albrecht allerdings manch harten Stoß erlitten. Aber der gesamte Eindruck seiner Persönlichkeit war dennoch so zwingend, daß die Zeitgenossen staunend von dem Heldentume des gewaltigen Mannes berichten. Neun schwere Schlachten, so erzählt Äneas Sylvius, habe in jenem Kriege gegen die Städte Albrecht geschlagen und achtmal gesiegt. Manches, was er glorreich vollbrachte, erscheine tollkühn. Aber er habe in Gallien und Germanien einen solchen Namen, und seine kriegerische Überlegenheit sei so groß, daß jeder Gegner meine, das Heer, in

dem er sei, könne nicht bezwungen werden. „Ich kenne keinen anderen als Markgraf Albrecht, den nicht jeder höher stellte als sich; nicht bloß die kriegerische Kunst und die Herrschergabe leuchten aus ihm hervor. Es macht ihn der Adel seines Geschlechtes, die Hoheit seiner Gestalt, seine Körperkraft, sein schönes Anlitz, der Zauber seiner Rede wundervoll, fast göttlich anzuschauen.“ Der kühne Wagemut seiner Politik hat ihn tief nach Ungarn und bis nach Mantua geführt, er hat ihn zum Führer in den Einigungsversuchen der deutschen Fürsten, zum „Hofmeister, Hofrichter und Hauptmann“ des Kaisers erhoben, er machte ihn zum Fürsprecher der Bestrebungen, das hartbedrängte Polen zu retten. Wenn ihn die Macht der Verhältnisse in die bitterste Not gebracht hat, so schreibt er wohl dem Bruder: „Ob es sich begebe, daß es uns in dem Streit mißlinge und wir niederliegen, so bitten wir Euch brüderlich und empfehlen Euch und unseren Räten bei den Pflichten, mit denen sie uns verwandt sind, daß Ihr alsdann unsere Kinder, Land und Leut um unseretwillen nicht verderbet und schatzen lasset, sondern die zu Widerstand dienende Härtigkeit fürnehmet; und wenn wir auch in Gefangenschaft gedrungen würden, Euch zu schreiben, was die Feinde wollen, daß Ihr Euch durchaus nicht daran kehrt. Denn wir ließen uns nicht martern und schrieben eher, was sie wollten; aber geschähe das, so ist unser Wille und Meinung, daß Ihr Euch nicht daran kehrt, sondern die Härtigkeit gebraucht, wie vorgeschrieben. Wenn Ihr, unsere Räte, das anders tätet, würden wir es in Ungnaden Euch nie vergessen.“ Und in demselben Geiste der Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und der Unterordnung seines Lebens unter die Ansprüche des Landes schreibt er nach der Schlacht von Gingen: „Zur Strafe unserer Sünden ist uns eine Niederlage geschehen, doch sind wir durch die Gnade des

Allmächtigen Gottes, unverwundet unseres Leibes und mit großer Müh, Arbeit und strengem Fechten, doch geschlagen, mit Büchsen und Armbrüsten hart geschossen, durchkommen, selbfünf auf der Wahlstatt etwas lang geblieben, und in unzweifeliger Hoffnung, kürzlich wieder mit Macht ins Feld zu rücken." Die Räte sollten nicht durch die Geschichte sich erschrocken gebärden. „Insonderheit," so schreibt er weiter, „wollet den Feind nicht schonen, sondern ihm schaden mit Beschädigung, Brand, Nahme, wie Ihr könnt; gedenkt, wie Ihr ihnen Leides tut, es sei Tag oder Nacht, heimlich oder öffentlich, durch Weib oder Mann, wie Ihr es zuwege bringen mögt."*) Das ist die Simmung des Besiegten! Welch ungezähmter Mut noch in der letzten Not, da alles um ihn zusammenzubrechen scheint! Welche Zähigkeit, welch entschlossenes Beharren bei seinem Rechte, bis er nach Kampf und Niederlage doch wieder zu den Seinen gelangt. Den Kaisergedanken hat Albrecht noch verteidigt, aber nicht mehr mit der vollen Überzeugungskraft seines Vaters, nicht mehr mit jener Energie, die ihre Kraft aus dem Glauben an die Idee gewinnt, sondern in der nüchternen Meinung, daß in einer Zeit, in der wohl der dritte Teil des Reiches dem Fremdling verfiel, in der alle Ordnung sich aufzulösen drohte, doch noch der Schein eines Zusammenhanges aufrecht erhalten und der Name der Zentralgewalt respektiert werden müsse. Albrecht, der vielleicht in jungen Jahren der Neigung zum Abenteuerlichen folgte, wurde als geprüfter Mann ein besonnener Realpolitiker, der die nationale Unzuverlässigkeit und den dynastischen Egoismus des Kaisers Friedrich weislich in Rechnung stellte und sich wohl hütete, an den vergeblichen

*) Stellen nach Droysen, Band II, S. 292 f.

Versuch, ihn auf die Höhe der nationalen Verpflichtung zu führen, Leib, Land und Leute zu setzen. Er wollte nur noch festhalten, was im Nordosten des Reiches der Vater erworben. Die Reformen im Reich mißlangen, so mußten sich die Brandenburger bescheiden.

Markgraf Albrecht war auf hundertundfünfzig Jahre hinaus der letzte seines Geschlechts, der der Mark einen entscheidenden Einfluß auf die Reichspolitik und hiermit zugleich auf die europäische Politik zu sichern versuchte. Als er starb, war eben dem Bergmann Luther zu Eisleben ein Knabe geboren, der schon als Jüngling von 27 Jahren die große Freiheitstat vollbringen und dem Schicksal Germaniens neue, lichte Wege weisen sollte. Es war das Unglück Deutschlands, daß der große Augenblick ein kleines Geschlecht gefunden hat: die Brandenburger versagten sich dem neuen, lebensvollen Gedanken der kirchlichen und politischen Reformation.

Mit Kurfürst Johann gelangte ein Hohenzoller zum Thron, der nichts anderes war, als irgendwer. Ein Mann, der sich einer gewissen Bildung erfreute und in den Wissenschaften seiner Zeit erfahren war, ohne doch über den eigentlichen Wissenskram hinauszugelangen zu einer freien Würdigung des Lebens und seiner Forderungen. Er war gelehrt, aber nicht innerlich gebildet. Darum hatte er kein Verständnis für das, was um ihn sich regte, für die neue Gedankenwelt, die mit den humanistischen Studien erwuchs, für die nationalen Bedürfnisse, die immer drängender sich erhoben. Ihm selbst war die Empfindung, Pflichten gegen das Reich zu haben, stets fremd geblieben, er fühlte sich nur als einen der subalternen Verwalter eines Hauses, der seine Pflicht tat, wenn er die Ordnung erhielt. Aber auch diese Aufgabe verstand er nicht zu erfüllen. Allerdings gelang es ihm, die Opposition der Städte gegen

die Biersteuer niederzuwerfen, eine Zeitlang herrschte in seinem Land der Frieden, doch als er starb, da hinterließ er dem Sohne ein trübseliges Erbe: die Stadtgemeinden in innerem Hader, das Rittertum von Gewaltlust erfüllt, die Bauern unter hartem Druck. Keine Spur in ihm von der rücksichtslosen Kraft seines Hauses, nichts als ein behäbiger Philister, der den Konflikten ausweicht und, ehe er sein Recht mit dem Schwerte behauptet, es vorzieht, dürftige Vergleiche zu schließen. Wo blieb der hohe Gedankenflug, der die Hohenzollern bereits als Rivalen Habsburgs sah! Wo blieb in der Preisgabe der preußischen Ansprüche die Erkenntnis, daß dem Binnenvolke der Weg zur See sich erschließen mußte! Seine eigenen Stände mahnten ihn in einem denkwürdigen Schriftstück zu einer straffen Handhabung des Regimentes. Es ist sein Blut, das drei Jahrhunderte später durch die Adern Friedrich Wilhelms III. floß, den gleichfalls sein Schicksal in eine Zeit gestellt hat, die eine große und freie Persönlichkeit, einen Mann der Energie und Tatkraft von der Vorsehung hätte fordern dürfen. So ging im Reiche der Vorkampf um den Reformgedanken an einen Anderen, an Berthold von Henneberg über, den Kurfürsten von Mainz.

Die Führung hat auch Joachim nicht wieder zu erringen vermocht, dem sein unseliges Geschick bereits in früher Jünglingszeit die Zügel der Herrschaft übergab. Sein unseliges Geschick — denn an ihm hat wie an keinem Anderen im gleichen Maße es sich gezeigt, daß nichs verderblicher ist für eine Seele, als wenn der natürliche Drang nach schrankenloser Freiheit sich mit dem Besitz der schrankenlosen Macht vermählt.

Des Fürsten erste Pflicht ist Kenntnis der Seinen. Nur so wird er Räte erwählen, die imstande sind, ihn vor den Folgen seiner eigenen Leidenschaften zu schützen. „Nun aber ist“,

so schreibt in seinen Erinnerungen Hermann von Boyen, „von allen Verhältnissen der fürstliche Stand derjenige, von dem sich die wenigste Menschenkenntnis erwarten läßt. Nur mit einem sehr kleinen Teil der Nation kommen sie in Berührung; dieser gehört entweder von Haus aus nicht immer zu den Besseren oder muß sich nach der einmal angenommenen Etikette immer halbverschlossen gegen sie zeigen. Unter diesen Verhältnissen lernen daher die Fürsten oft nur die schlimmen Seiten einer kleinen Anzahl von Menschen kennen, gewöhnen sich, nach diesen ihr ganzes Volk zu beurteilen, von dem sie aber denselben anscheinend blinden Gehorsam wie aus dem Kreise ihrer Höflinge erwarten. Ich will zugeben, daß eine bessere Erziehung der Fürsten oder auch nur ein langdauerndes Kriegsleben, diese große anthropologische Schule, wie bei Friedrich, den Fürsten mehr Menschenkenntnis, als sie jetzt gewöhnlich besitzen, geben kann, aber die erste ist noch nicht angeordnet, und das letzte hat auch seine Schwierigkeiten, so daß man wenigstens in den nächsten hundert Jahren befürchten muß, daß den Fürsten die zum Selbstregieren unentbehrliche Menschenkenntnis fehlen wird."

Joachim war zweifellos von der Natur mit reichen Anlagen bedacht. Ernste Betrachter haben seine Einsicht und seinen reichen Geist bewundert und ihn gerühmt, daß er oft bis tief hinein in die späte Nacht über die höchsten Fragen Gespräche pflog. Aber sein Wissen bewegte sich durchaus in dem Kreise der mittelalterlichen Schulweisheit, der die Mystik einen wunderlichen Inhalt bot; Alchymie und Astrologie, die Spekulation über die Geheimnisse, die zu enthüllen die Natur sich nur entschließt, wenn ihr ein Auserlesener sich naht, bilden den Gipfel, und Schauer der Ehrfurcht erfüllen ihn in dem Gedanken an einen persönlichen Gott, der ihn und ihn allein vor seinem

Volke zum Rüstzeug seiner geheimnisvollen Pläne wählte. In den Anderen, die hinter ihm standen, erblickte er nur „brave, tüchtige Ratgeber, die die Ehre hatten, seine Gedanken ausführen zu dürfen", die seinem Willen sich fügen müssen in Demut und Schweigen. Von Friedrich Wilhelm IV. erzählt die Geschichte, daß er an eine geheimnisvolle Erleuchtung glaubte, so daß alle Segnungen nur ausgehen von der Krone, daß er seine Würde recht eigentlich verstand als eine von Gott selbst zur Erziehung der Völker gesetzte Gewalt. Joachim ist zu gleicher Anschauung gelangt, wenn auch die Keime seiner Auffassung auf einer anderen Seite des Seelenlebens lagen. Dort quollen sie empor aus einer gewissen Weichheit und inneren Unfertigkeit, aus einer Zerflossenheit und Steuerlosigkeit des Empfindens, mehr aus den Bedürfnissen der Phantasie als des Verstandes, mehr als ein künstlicher Schutz gegen die wohl empfundene Schwäche des Willens als aus Willenskraft. Hier, in dem Markgrafen, steht eine geschlossene, finstere Natur vor uns, die sich eigenwillig auf sich selbst stellt und jeden Widerspruch, jeden Zweifel an sich und seine Sendung als den Ausfluß einer Zügellosigkeit des Denkens empfindet, als ein Verbrechen gegen die in ihm von Gott eingesetzte Autorität. Dort ein weibischer Zug, der fernab ist von der männlichen Entschlußkraft, hier ein harter Zug der Menschenverachtung, der aus der Überschätzung der eigenen Kraft entspringt. Und hier wie dort der Bankerott, der hier zur Revolution emporwuchs, dort sich aussprach in dem völligen Versinken des politischen Ansehens, in der Aufstellung eines Lebenswerkes, das in derselben Stunde zerfiel, in der Joachim die Augen schloß.

Und doch war er „ein Mann von Einsicht und hohem Geist." Ja, er war es, aber die Zeit streifte die Blüte ab, und aus dem jugendlichen Vorkämpfer für Reformen wurde

der eigensinnige Gegner der Reformation. Solche Schwankung aber ist nur verständlich aus einem durch den Majestätsgedanken zum Übermaß gesteigerten Fürstendünkel, aus dem Glauben, daß der Herrscher alles, die Masse nichts bedeute und daß das Gute und Nützliche nur vom Thron herab auf das begnadete und dankbare Volk herabströmen, nicht aber aus der Masse emporsteigen dürfe zu den Stufen des Thrones, wenn anders mit der fürstlichen Autorität nicht auch die gesamte Ordnung der Welt in Stücke gehen soll. Joachim hat sowohl die Notwendigkeit einer kirchlich-religiösen Erneuerung, wie einer Abkehr von der bisherigen reichspolitischen Entwickelung erkannt; als aber der Ruf des Bergmannssohnes erklang, da glich sein Empfinden dem des späten Enkels: „Es schleicht ein Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüter meines Volkes zu verwirren. Ich lasse mich dadurch nicht beirren ..... Sie wissen, daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse und daß ich im Auftrage eines Höheren, dem ich später einmal Rechenschaft abzulegen habe, berufen bin. Folgt Eurem Markgrafen durch Dick und Dünn!"

Die Brandenburger sind ihm nicht gefolgt. Aber dem Geiste, der in dem Volke erwachte, wurden durch ihn die Schwingen gelähmt, und als er sich zum Fluge erhob, da erreichte er nicht mehr die Höhen, auf denen der Adler horstet.

Weil aber Joachim sein Evangelium des Majestätsbegriffs nicht preisgeben wollte und weil er dennoch die Zeit nicht meistern konnte, deshalb brach er frühzeitig in sich zusammen. Aus dem Mann, der Großes schaffen konnte, wurde ein kleinlicher und mißvergnügter Fürst mit engen Zielen, der sich den großen Aufgaben versagte und sich mit dem dürftigen Rest,

mit den Brosamen begnügen mußte, die von dem reichen Tische des Wittenberger Mönches fielen.

Die ersten Jahre Joachims standen unter dem Druck der väterlichen Mahnung, die Untertanen gegen die Unterdrückung ihrer Herren zu schützen, dem Adel die Zügel nicht zu locker werden zu lassen. Es mochte scheinen, als wolle er ein ‚roi des gueux', ein Vorkämpfer der gewaltig ringenden sozialen Gedanken werden. Aber in dem Satze: „Der Fürst ist da, damit er für die Ruhe und Wohlfahrt Aller sorge, denn er ist Gottes Diener, den Guten freundlich und ein Rächer zur Strafe denen, die Böses tun," liegen bereits die Möglichkeiten einer doppelten Entwickelung: zum patriarchalischen Absolutismus, der an den ihm willig entgegenquellenden Kräften des Volkes achtlos vorübergeht, und zum modernen Fürsten, der diese Kräfte begreift und zusammenfaßt. In zwei Jahren, so erzählt der Abt Trithemius, hat Joachim nicht weniger als vierzig Räuber adligen Geschlechtes mit dem Schwerte oder Galgen bestrafen lassen; bis in seine Nähe drang die Kühnheit und der Rachedurst der Getroffenen. Aber auch hiermit schuf er noch kein neues Leben, und er schuf es noch weniger mit schöngeistigen Reden, die er mit gelehrten Äbten und Professoren pflog.

Und trübe genug war das Bild, das die Marken boten. So fiel es schon dem zeitgenössischen Schilderer auf, wie arm das Land an Bauern war: aus Mangel an fleißigen Arbeitern standen weite Strecken unbebaut, die ländliche Bevölkerung war arm und faul, aber äußerst bigott. Die Edelherren, so erzählt der Abt, seien gutherzig, aber äußerst roh, als sei ihnen das bäuerische Wesen angeboren. Trinken und Müßiggang sei ihre Beschäftigung, aber in allen kirchlichen Dingen zeigten sie die höchste Devotion und Strenge. In dem Klerus des

Landes, so zahlreich er war, fehlte durchaus alle Bildung, trotz der neuen Dom- und Kollegiatstifte und der fünfundachtzig Klöster war ein in den Wissenschaften ausgezeichneter Mann so selten wie ein weißer Rabe. Unter den zu Helm und Schwert Geborenen waren ihrer Bildung nach die meisten entweder Bauern oder Landsknechte. Hier konnten Erlasse und Verordnungen keinen gründlichen Wandel schaffen, hier mußte ein einsichtiger und aufgeklärter Fürst die Kräfte des Volkes selbst dem Heilungszwecke dienstbar machen. Das aber widerstand Joachims innerstem Wesen: vom Fürstentum sollte allein das Glück erfließen. So hat die an sich bedeutendste Schöpfung Joachims, die Universität Frankfurt, auf den Geist der Nation nicht den geringsten Einfluß gewonnen, eben weil ihr die freie geistige Entwickelung versagt war, sobald sie über das System des Landesherrn und seiner Forderungen hinausdrang. Während ein gewaltiges Leben, wie es in Jahrhunderten ein Volk nur einmal durchbraust, von Wittenberg her das deutsche Volk erfüllte, wurde Frankfurt ein Herd der legitimen Erstarrung, der Reaktion des Alters gegen das revolutionäre, lebenschaffende Feuer der Jugend. Geistiges Leben muß frei sein, wie die Wahrheit frei sein muß; geistige Fessel ist stets ein Zwang zur Lüge. Die Reformation rannte die Prinzipienwelt Joachims zu Boden:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten,
Nach Hus und Ziska kamen Luther, Hutten.“

Bis in die kleinsten Einzelheiten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens griff Joachim ein, aber selbst hier sind seine

Maßnahmen widerspruchsvollgewesen, und oft genug nimmt er im nächsten Augenblick zurück, was er eben erst freigebig gespendet hat. „Kein Fürst im Reich war mehr ein Reformer, ebenso gebildet, so scharfen Blickes, so berechnend und klugen Rates wie er. Und doch, die junge Universität krankte von Anfang her, seine Städteordnung half den Städten nicht auf, seine Rechtsreformen fanden langsamen und spärlichen Eingang. Mehr und mehr mißlang, was er unternahm.“ Ein Dilettant der Reformarbeit und dennoch in jedem Augenblick von dem unbegrenzten Werte seiner Leistungen durchdrungen, verletzte er, wo er helfen, kränkte er Rechte, die er schützen wollte; er wollte Freude bereiten und schuf finstere Mienen. So würde sein Schicksal erschüttern, denn auch die geistige Gebundenheit kann tragisch wirken, wenn der Besiegte nicht hinabgesunken wäre zu der dürftigen Haltung der Gemeinheit.

Schon in seiner Teilnahme an den Fragen des Reiches liegt ein weitaus anderes Motiv als in dem Vorgehen der ersten drei Hohenzollern. Frei von allen Illusionen, politisch durch und durch ein Skeptiker, der an nichts glaubt als an sich selbst und in demselben Augenblick innerlich zusammenbrechen muß, in dem er auch diesen Glauben verliert, hat er für die allgemeinen Fragen nur soweit Interesse, als sie ihn selbst fördern, ihm Nutzen bringen können. Ein Programm, ein dauerndes Prinzip fehlt ihm, und so gleicht er einem Mann, der steuerlos durch ein klippenreiches Meer dahinfährt. Und zur Höhe der Entschließung gelangte er nur dann, als die zufällige Gunst der Umstände ihm selbst die Kaiserkrone zu bieten schien: aber auch hier versagte der Erfolg, weil Joachim nicht die Verhältnisse, sondern weil ihn die Verhältnisse beherrschten.

Den Reformbestrebungen, die in der Zeit des Kaisers Max

immer lebhafter zur Verwirklichung drängten, stand Joachim fremd und gleichgiltig gegenüber; er hat die Wirrnisse der Gegensätze nur benutzt, um für eine durchaus einseitige Familienpolitik Nutzen und Gewinn zu erzielen. Nicht mehr die Zukunft des Reiches, sondern das rein dynastische Interesse steht für ihn im Vordergrunde, wenn er mit den unerfreulichsten Mitteln die Wahl seines Bruders zum Bischof von Magdeburg und später zum Erzbischof von Mainz betreibt. Und nicht mehr der Zukunft des Reiches weiht er seine Sorge, sondern wieder nur dem dürftigsten persönlichen Interesse, als er in der Stunde, die den Nachfolger des Kaisers Max bestimmen und so den deutschen Geschicken auf Jahrhunderte die Entscheidung bringen sollte, sich wechselnd dem Meistbietenden verkauft, so daß einmal der alte Kaiser empört an seinen Enkel schreiben konnte: „Der Markgraf kostet viel, aber seine Habgier ist meinem Enkel vorteilhaft, durch sie gelangt er zu seinem Ziel."

Die eigentliche Entscheidung hat zwischen dem spanischen Karl und Franz, dem ritterlichen König von Frankreich, geschwankt. Es ist möglich, daß es der letzte heimliche Gedanke der Politik Joachims war, daß aus diesem Widerstreit der Gegensätze sich das Bedürfnis einer neutralen Wahl ergeben und das Schicksal ihn selbst zur kaiserlichen Höhe erheben werde. Hinterlist sollte das ehrliche Programm des entschlossenen Mutes ersetzen. Die Politik des Jahrhunderts verschmähte ja nicht den Weg der häßlichen Intriguen. Das Wort Macaulay's: „Grundsätze, die der verhärtetste Räuber kaum seinem zuverlässigsten Spießgesellen andeuten, ja die er sich selbst kaum zugestehen würde, ohne sie in irgend ein beschönigendes Sophisma zu kleiden, werden ohne die geringste Umschreibung vorgetragen und zu Grundaxiomen der ganzen politischen Wissenschaft genommen" — dieses Wort gilt durchweg für das

Zeitalter Macchiavells, nur für Einen nicht, den Beschützer Luthers, Friedrich von Sachsen. Die Politik ist zur lebendigen Lüge geworden in einer Zeit, da die Macht wider die Macht stand, da nur dem der Sieg bleiben konnte, den die Unsauberkeit der Mittel nicht störte. Damals konnte in den Fürstenschlössern die Lehre des toskanischen Denkers Glauben finden, daß der Herrscher seiner Kriegsmacht nur bedürfe, um sich gegen sein eigenes Volk zu verteidigen, daß er auch durch Mord und Arglist seine Herrschaft behaupten und erweitern darf, daß es ihm nie an Mitteln fehlen kann, auch den Wortbruch zu beschönigen. Unter dem Einfluß der Ideen Nicolò Macchiavelli's mag Joachim sich zu einer Politik bekannt haben, die uns durch und durch unsittlich und verwerflich scheint. Durch ihren Einfluß mag ihm auch die Lehre zum Evangelium geworden sein, daß die Staaten aus ihrer Verderbnis nur gerettet werden können durch die unbeschränkte Gewalt eines rücksichtslosen Fürsten.

„Es war entscheidend für alle Zukunft der deutschen Monarchie, daß ein Fremdling unsere Krone trug während jener hoffnungsfrohen Tage, da die Nation frohlockend den Wittenberger Mönch begrüßte und, bis in ihre Tiefen aufgeregt, eine Neugestaltung an Haupt und Gliedern erwartete. Die kaiserliche Macht, dermaleinst der Führer der Deutschen im Kampfe wider das Papsttum, versagte sich der kirchlichen wie politischen Reform. Das Kaisertum der Habsburger ward römisch, führte die Völker des romanischen Südeuropa ins Feld wider die deutschen Ketzer und ist fortan bis zu seinem ruhmlosen Untergang der Feind alles deutschen Wesens geblieben." So Heinrich von Treitschke. Der Kurfürst von Brandenburg ist vor allem schuldig an dieser Entwickelung gewesen. Der Gedanke, daß um des Reiches willen nur ein deutscher Fürst

die Führung übernehmen dürfe, ist ihm ebenso wenig gekommen, wie die andere Erwägung, daß ein Volk sich degradiert, das sich freiwillig unter das Gebot des Fremdlings begibt. Er läßt sich bald durch den Franzosen, bald durch den Spanier bestechen, und immer wieder nützt er die Gunst der Stunde nur aus, um neue Summen für sein Votum zu erpressen; immer sucht er durch jämmerliche Winkelzüge den finanziellen Ertrag seiner Abstimmung noch zu steigern, so daß König Franz ihn verächtlich den „Vater aller Habgier" nennen und seinen Räten den Befehl senden konnte: „Ich will, daß man nichts spare, ich will, daß man ihn sättige."

Den einzelnen Phasen dieses Handels haben wir nicht zu folgen. Er hat ohnehin dem Bedürfnis der „materialistischen" Geschichtsschreibung hinreichenden Stoff gegeben zu ausführlicher Schilderung. Er bezeichnet in der Tat den äußersten Tiefstand der sittlichen Entwickelung, auf die jemals das Haus der Hohenzollern gelangte. Mit Bedauern weilt die bürgerliche Geschichtsdarstellung bei diesem Zeitpunkt, die sozialistische Liebe zur historischen Gerechtigkeit aber steigert frohlockend die nüchterne und parteilose Darstellung Droysens durch die Hinzufügung tendenziöser Akzente, wie sie stets die Methode befolgt, die unerfreulichen Erscheinungen scharf in das Licht des Vordergrundes zu rücken, während die Verdienste der Hohenzollern fast unsichtbar im Schatten verschwinden.

Die Niederlage Joachims in dem Kampfe um die Kaiserwahl hat mit voller Klarheit bewiesen, daß zur Herrschaft über seine Zeitgenossen nur bestimmt ist, wer sich von ihren Ideen erfüllt zeigt; was im Menschen gedeihen soll, muß aus dem Innern der Menschheit entspringen. Vielleicht hätten kühner Wagemut, entschlossene Ruchlosigkeit Ersatz bieten können, aber auch hier hat Joachim versagt. Eine große Unternehmung,

die auf einen großen Erfolg gerichtet ist, kann auch dann, wenn sie fehlschlägt, noch das Genie bezeichnen; aber es wird stets das Merkmal eines dürftigen und beschränkten Charakters sein, auf kleinlichen Wegen kleine Ziele zu verfolgen, die Entehrung bringen, wenn sie fehlschlagen, und ruhmlos bleiben, wenn sie glücken. Der Mangel eines auf nationale Ziele gestellten Systems, das Hasten und Schwanken zwischen unbedeutenden Möglichkeiten hat der Herrschaftszeit Joachims den unvertilgbaren Stempel der Schädlichkeit aufgedrückt.

Statt in den Dienst der nationalen Strebungen zu treten, ist Joachim der ergebene Gefolgsmann des Hauses Habsburg geworden, einem Kammerdiener gleich, der durch verdoppelte Servilität den einmal gewagten Widerspruch in Vergessenheit zu bringen sucht. So mußte selbst der begeisterte Verkünder des Hohenzollernruhmes von ihm schreiben: „Es ist denkwürdig, zu sehen, wie von der verhängnisvollen Wahl an des Markgrafen Politik, ohne daß sie oder er sich änderte, ins Schwanken, Fehlgreifen, Sinken geriet, wie sie dann eine Partei ergriff, die, mit der territorialen Richtung in Widerspruch, Resultate herbeiführen half, die das Haus Brandenburg für immer aus seiner hohen Bahn zu werfen drohten." Und weiter: „Nichts lag ihm ferner, als der Gedanke, daß seine fürstliche Pflicht über die Grenzen seines Reiches hinaus dem Reiche, der Nation gehöre. Weder mit der Kraft tiefer Überzeugung, noch mit dem kühnen Blick des Staatsmannes, den politischen Gedanken in der nationalen und kirchlichen Bewegung zu erfassen, verfolgte er seine Projekte. Es lag in seiner Art, desto tätiger mit den kleinen Mitteln zu sein, in der Stille, in aller Vorsicht, geheimnisvoll und dissimulierend zu arbeiten, sich so einzurichten, daß, wenn er nicht das Ziel gewann, ihm immer noch einige Hintertüren offen blieben." Als der Erfolg zuletzt ausblieb,

da beugte Joachim den Nacken, und der Abschluß des schicksalvollen Reichstags von Worms sah ihn beflissen, dem neuen Herrn selbst auf Kosten der Fürstenehre sich gefügig zu zeigen. Er hat keinen Protest dagegen erhoben, daß Kaiser Karl erst dann, als die dem Reformator wohlgesinnten Fürsten die Stadt bereits verlassen hatten, in Sachen Luthers eine Edikt verlesen ließ, in dem der gesamte Reichstag den Stab über den Reformator brach, ja er erklärte selbst wider das Recht im Namen der abwesenden Stände, dieses Edikt entspreche durchaus ihrer Ansicht. Und er ging soweit, seine Zustimmung zu geben, daß durch eine falsche Datierung des Dokumentes in dem Volke der Eindruck einer vollen Einmütigkeit aller Fürsten erzielt wurde. Dieses Edikt bezeichnet den Wittenberger Mönch als den bösen Feind in Menschengestalt, der einen Haufen alter Irrtümer in eine stinkende Pfütze versammelt und neue hinzuerdacht habe, als einen Menschen, der zu Mord und Brand ruft, der die Gesetze umstürzt, der ein viehisches Leben lehrt. Seine Schriften werden zum Feuer verbannt, wie denn alle Druckschriften hinfüro zur Verhütung weiteren Unheils einer Zensur unterbreitet werden sollen. Seine Anhänger sollen ergriffen und ihre Güter eingezogen werden, Luther selbst wird in die Acht des Reichstages erklärt, niemand wird ihn hausen und herbergen, speisen und tränken, jedermann seine Person dingfest machen und der Obrigkeit ausliefern.

Ob in der Hartnäckigkeit des Kampfes, den Joachim gegen Luther führte, nicht auch das Bedürfnis lag, den Beweis seiner Ergebenheit gegen das beleidigte Habsburg zu erbringen? Es mag sein, aber es ist zur Erklärung seines Handelns nicht nötig. Sonst hätte im wechselnden Spiel der politischen Möglichkeiten auch die Andeutung des Überganges zu dem

Lager der Lutheraner einen Trumpf gebildet, sonst hätte der Haß nicht noch über das Grab hinaus gedauert. Nein, Joachim sah in dem Reformator den Rebellen gegen die Autorität des Kaisers und das Recht des Fürsten, und als gar in gewaltigen sozialen Revolutionen, gepeischt und nicht mehr gezähmt durch die Lehre von Wittenberg, die dunklen Wogen aus den verlorenen Tiefen des Lebens emporbrausten, da suchte er nicht mehr nach Verstehen und Verzeihen, sondern der Stolz der beleidigten Majestät traf in gleicher Weise Rebellen und Verführer. Mochte Luther gegen die Karlstadt, Münzer und Pfeiffer predigen, mochte er mit dem Worte: „Wenn Herr Omnis aufsteht, der vermag Unterscheiden der Bösen und Frommen weder zu treffen noch zu halten, schlägt in den Haufen, wie es trifft, und kann nicht ohne großes greuliches Unrecht geschehen" die revolutionäre Bewegung als geistiger Autokrat verkennen, mochte er gegen die bäuerlichen Ausschreitungen das Landgeschrei erheben: „Steche, schlage, würge hier, wer da kann! Bleibst du darunter tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen! Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Werkes und im Dienste der Liebe, den Nächsten zu retten!" — mochte es selbst deutlich werden, daß Luthers Haltung im Kampfe gegen die bäuerliche Revolution vor allem den Fürsten zu Gute kommen mußte, so blieb doch Joachim unerbitterlich und unbekehrbar.

Und ebenso wenig rührte die Tatsache an ihn, daß der nationale Geist, der aus Luthers Schriften wehte, derselbe Geist war, der einst seine Ahnen in den Dienst der Hohenstaufen trieb, der das Lebenswerk des ersten Hohenzollern erfüllte. Ihm galt es gleich, ob Luther in seinem wundervollen Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation die geistige und politische Freiheit vom römischen Druck und im letzten

Sinn eine rein deutsche Nationalkirche forderte, aufgebaut auf einem Konzil der weltlichen Gewalten, ob er in der Schrift über die babylonische Gefangenschaft der Kirche die endgiltige Absage an Rom vollzog, ihm klang nur immer der Satz in die Ohren: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan —“, und in diesem Satze bereits sah er die Revolution, weil er die andere Mahnung Luthers übersah: „Macht mir nicht aus dem Freisein ein Mußsein!“

Er wurde nicht gewonnen durch die Lehre, daß geistige Gewalt niemals über der weltlichen Gewalt steht, durch diese Lehre, auf der erst der Gedanke der Souveränität des Staates erwachsen und zum gemeinsamen Besitztum der gesitteten Menschheit werden konnte. Rechtspflege, Schulverwaltung, Armenpflege — überall hat Luthers Werk die Staatsmacht um geraubte Rechte erhöht, mit dem Kampf gegen die geistlichen Staaten, diesen letzten Trümmern der Theokratie, hat er die preußischen Urlande in ihr Schicksal getrieben; erst seit Luthers Tagen entschied nicht mehr der Papst über die Besetzung deutscher Fürstentümer, verlor er den Einfluß auf die deutsche Königswahl.

Vielleicht hätte Joachims Übertritt trotz Karl V. schon damals zur nationalen Einheit und zur politischen Unabhängigkeit Deutschlands geführt, wenn anders dieser Übertritt von einem Manne vollzogen wurde, der die letzten Konsequenzen seines Schrittes erkannte und der den Mut hatte, sie zu ziehen. In finsterem Trotz wurde Joachim der Schutzherr Tetzels.

Aber mochte die politische Berechnung zuerst auf die Haltung des Markgrafen einen Einfluß gewinnen, so hat sich doch auch hier erwiesen, daß eine „dissimulierende“, innerlich unwahre Politik niemals zum letzten Erfolge gelangt. Vom Kaiser wurde er immer wieder zurückgewiesen, mit Demütigungen

überhäuft, in seinen Rechten geschädigt. Und mochte er den Verkauf der lutherischen Bibelübersetzung und den Laienkelch in seinem Lande verbieten, er gewann die Gunst des Papstes nicht. Als der Sieg Karls über Frankreich die Macht der Spanier unerwartet emportrieb, da gab Joachim es endgiltig auf, gegen das Glück Österreichs weiterzuringen, und „von dann an sinkt seine Politik, um nicht zu sagen sein Charakter, unter das Gewöhnliche". Dieses „Gewöhnliche" hat sich vor allem gezeigt in dem fanatischen Haß, mit dem er seine dem Luthertum zugewandte Gemahlin — Elisabeth von Dänemark — verfolgte und ihr Leben bedrohte, es trat um so schärfer hervor, als zu dem Motiv des Glaubenshasses ein anderer, überaus niedriger Beweggrund trat, der in dem ehebrecherischen Verhältnis Joachims mit der Frau des märkischen Bürgers Wolf Hornung lag. Damals schrieb Luther an ihn in einem flammenden Brief: „Summa, gnädiger Herr, es ist zu viel, zu viel zerreißt den Sack. Es kann so nicht gehen, stehen noch bleiben. Gott mag darein sehen. Will dareinsehen nicht helfen, so muß dareinschlagen helfen." Und weiter: „Eure Kurfürstlichen Gnaden wolle mir gnädiglich helfen und mir Ursach geben, daß ich Euch verschonen könnte, wie ich zu gern tät. Soll ich aber H . . . . und Buben malen, wie ich tun muß, wo ich anders Wolf Hornung soll lossprechen und helfen, so soll Eure Kurfürstliche Gnaden auch nicht darum zürnen, als nun ziemlich genugsam vermahnt, wenn ich den kurfürstlichen Hut dann ins Futter greife, daß die Haare emporstieben." Drei Flugschriften ließ Luther gegen den Kurfürsten erscheinen, immer wieder spricht er die Hoffnung aus, daß er heimgesucht werden möge für „die Gottlosigkeiten, deren er bisher so viele ohne Maß und Ende begangen" — der Niedriggeborene, der Sohn der Masse wagte es, mit dem Anspruch des sittlichen Richters ihn,

den souveränen Fürsten, den Herrscher von Gottes Gnaden zu zu treffen! Ihn, der keine andere Verantwortung kannte, als die er dem Himmel schuldig war! Ihn, der eben erst durch die Begünstigung des römischen Rechtes in den Marken den absoluten Staat stabiliert und mit ihm die Idee der fürstlichen Gewalt der altgewohnten Freiheit entgegengestellt hatte! Da rebellierte in immer steigender Empörung das Blut des selbstbewußten Mannes, und der Haß, der da emporwuchs, suchte auch über das Grab hinaus sein Genüge. Er forderte und erhielt von seinen Söhnen die Zusage, daß sie und ihre Erben „mit ihren Landen und Leuten zu jeglicher Zeit bei dem alten christlichen Glauben unverrückt bleiben und daß dawider die Söhne und Erben in keiner Weise weder heimlich noch öffentlich tun, noch jemals öffentlich tun lassen sollen.“ Um dieses Ziel zu sichern, hat Joachim sogar das Hausgesetz Albrechts umgestoßen; indem er das Land teilte, hemmte er den Aufschwung seines Geschlechtes. Er war des Glaubens, nur so, nur wenn er die Brüder gegen einander ausspielte, die Lehre des Mannes fern zu halten, der aus eigenem Recht sich einst strafend wider ihn erhob. Aber das Schicksal Brandenburgs ließ sich nicht an die Kette legen. Die Reformation hielt siegreich ihren Einzug und schritt über Joachims Willen hinweg.

Viertes Kapitel.

Auf der mittleren Bahn.

Mit dem Tode Joachims schienen die Hohenzollern zurückgedrängt zur Hoffnungslosigkeit; was an Kraft und Initiative dennoch erwachte, das fand seine Wurzel nicht in dem zweiten Joachim, sondern in seinem Kanzler Lampert Distelmeyer, der, nach einer Mißregierung von achtzehn Jahren auf seinen Posten berufen, nicht nur im Innern die Territorialmacht auszubilden verstand, sondern auch seinem Herrn die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen und die Aussicht auf die Erwerbung von Cleve und Jülich und so sich selbst den Anspruch erwarb, als einer der Mitbegründer des Preußischen Staates zu gelten. Er hat die Reihe der Männer eröffnet, die über Danckelmann, Scharnhorst und Stein bis zu Otto von Bismarck führte.

Aber der ersten Hälfte der Regierungszeit Joachims fehlte ein solcher Berater, und alles Fehlschlagen fällt, wie der winzige Erfolg, dem Fürsten zur Last.

Er war anders geartet als sein Vater. Nicht von der finsteren Einseitigkeit, der trotzigen Entschlossenheit dieses Mannes: ein leichtlebiger, prunksüchtiger Fürst, der es liebte, vor der Welt bald als Friedensfürst, bald als ruhmreicher Feldherr zu posieren. In der Politik ohne festes und klares Ziel, erbte er von seinem Vater nur die Furcht und den ängstlichen Respekt vor dem Hause Habsburg, und wenn er auch, der Not, nicht

dem eigenen Bedürfnis gehorchend, nach langem Zögern sich den Ideen der Reformation zuneigte, so fehlte ihm doch jene Glaubenskraft, die Berge zu versetzen, und jene Begeisterung, die schöpferisch zu wirken vermag. Während in den Marken, im Volke selbst, ein frisches geistiges Leben erwachte, gewinnt Joachims Politik weder kirchlich noch weltlich einen neuen Gedanken. Denn das Ziel, das sich Joachim stellte, die Wiedervereinigung der konfessionellen Gegensätze unter dem Mantel des in sich geläuterten Papsttums, dieses dürftige Kompromiß zwischen brüchigen Formen und neuem Geiste, trug das Zeichen der Unerreichbarkeit in sich selbst. Nirgends eine kräftige Initiative, nirgends eine Bekundung staatsmännischer Kühnheit in einer Zeit, in der eine kräftige Faust aus einem Nichts ein königliches Schicksal zu zimmern vermochte, in der Moritz von Sachsen sich gewaltig erhob und ein Sohn des Hauses Hohenzollern selbst, der wilde, kriegerische Albrecht Alcibiades, mit all seiner Unbändigkeit gleich Ernst von Schwaben und Heinrich dem Löwen zum Volkshelden wurde! Es sind zwei seltsam verschiedene Reiser, die damals aus dem Hohenzollernstamme entsprangen: Joachim, der als ruhmlos Geschlagener aus dem Türkenkriege heimzieht und, kaum in Sicherheit, demütig die Verleihung des Goldenen Vließes und eine Pension erbittet, damit er „sich seines Schadens und vielfältigen Nachreisens und Verzehrens ergötzen könne“, der seine Ansprüche auf heimfallendes Erbland preisgibt, ohne ans Schwert zu fahren, der im Schmalkaldener Kriege die Glaubensgenossen verrät und selbst zu der kühnen Rebellion des sächsischen Moritz nicht eine klare Stellung zu finden vermag — die eigenen Gesandten am Augsburger Reichstag halten ihm in ihren Briefen einen Spiegel vor: „Des Klagens und Schmähens über Eure Kurfürstlichen Gnaden ist kein Ende, möchte der

Teufel die hinwegführen, die solcher Beschwerung und Schande Ursach gewesen sind. Der Kurfürst von Brandenburg, sagen die Spanier, ist verdorben und hat nicht, davon er sich weiter erhalten kann; für einhunderttausend Gulden ist er zu haben. Es sei mit uns, sagen sie, ein groß Geschrei und nichts dahinter. Es ist wahrlich zum Erbarmen, daß Eure Kurfürstlichen Gnaden es dahin haben kommen lassen."

Dort die naturwüchsige, überschäumende, alle Dämme überflutende Kraft des Markgrafen von Culmbach. Ihm ist die umständlich zaghafte Gewohnheit der endlosen Verhandlungen, das Werk der Diplomaten und Federfuchser, ein Greuel. Sein gutes Schwert und ein kriegsgeübter Haufen gewappneter Knechte bilden den Einsatz, den er zum Spiele mitbringt. Er verfolgt keine konfessionellen, keine politischen Interessen, er ist kein Märtyrer des Idealismus; unzufrieden mit dem bescheidenen fränkischen Erbe, verschuldet, erfüllt von der Rücksichtslosigkeit und der Abenteuerlust der Konquistadoren, tritt er heut die Fahrt nach England an, um morgen am Hoflager des französischen Königs die Damen durch das hinreißende Bild seiner männlichen Urkraft zu entzücken. Jetzt wieder fährt er, wie ein Zeitgenosse sagt, „schrecklicher als Donner, Blitz und wildes Feuer daher", die Städte brandschatzend, das Land verwüstend, von unauslöschlichem Haß vor allem erfüllt gegen die Pfaffen, denen er „den Mantel trägt", und gegen die Pfeffersäcke, die er in seinen Turm wirft. Keiner der verwegenen Gesellen, die während des dreißigjährigen Krieges durch das Land fuhren, hat auf den gemeinen Mann einen solchen Zauber geübt, keiner ist so volkstümlich geworden wie er, keinem liefen so willig Ritter und Knechte zu, wie diesem Liebling des Kriegsgotts, der allerdings gleich dem athenischen Jüngling Alcibiades, dessen Namen man ihm gab, noch vor seinem frühzeitigen

Ende die Weisheit lernte, daß die Götter auf keinen Sterblichen mit vollen Händen neidlos ihre Gaben streuen. Niemals aber erklang sein Ruhm lauter durch alles deutsche Land, als nach dem Tage, da er, von den ihm eben noch verbündeten Franzosen umzingelt und bedroht, sich mit unwiderstehlichem Angriff auf sie stürzte und sie in alle Winde verjagte. Dort, in dem sinkenden Geschlecht der Joachims das ängstliche Feilschen um den Frieden selbst auf Kosten der politischen Ehre, hier der trotzige Wahlspruch: „Je mehr Feinde, je mehr Glück“.

Aber die gewaltige Kraft des Kriegsmanns Albrecht blieb ohne Frucht, ohne Nutzen für sein Geschlecht. Das Heldenzeitalter war dahin, neue Tendenzen führten die Herrschaft. Für die Märker war Joachim der Mann des Schicksals.

Denn auch das, was sein Bruder Hans von Küstrin aus tüchtigerem Willen zu leisten versuchte, blieb ohne dauernde Geltung, eben weil sich ihm dort, wo er den ehrbaren Weg der Tüchtigkeit wählte, die Mißachtung, die sich der Bruder erwarb, als Hindernis entgegenstellte. Markgraf Hans war allerdings auch dem Schicksal verfallen, das durch anderthalb Jahrhunderte auf seinem Hause lag, bis aus der Mischung mit dem Pfälzer Blut der Große Kurfürst erstand: auch er hat sich nicht über die Höhe des fürstlichen Durchschnitts erhoben. Aber er war nicht von der in Weichlichkeit verkümmerten Art des älteren Bruders, auch die Überschätzung der Äußerlichkeiten, des glänzenden Scheins, war ihm fremd. Nüchtern und verständig suchte er die Mittel seines Landes zusammenzuhalten, aufzusparen für ernste Zwecke und ernste Entscheidung. Während der Ältere seinem zügellosen Luxusbedürfnis ungehindert freien Lauf ließ, versuchte er Handel, Gewerbe, Verkehr und Ackerbau durch die Landesmittel zu fördern, neue Straßen anzulegen und die alten Straßen von

Wegelagerern zu säubern. Mit seiner religiösen Überzeugung hat er nie ein Spiel und nie Schacher getrieben; wenn er, obgleich mit Leib und Seele Anhänger Luthers, doch in dem Schmalkaldener Kriege auf die Seite des Kaisers trat, so war seine Haltung freilich kurzsichtig genug, so wurde er ein Opfer habsburgischer Arglist, aber er lebte der Gewißheit, daß die ihm gemachten Versprechungen gehalten und keine Versuche zur Unterdrückung der evangelischen Lehre gemacht werden würden. Was damals für das Reich, für die deutsche Nation auf dem Spiele stand, das erkannte er nicht; ihm fehlte das Organ für das Verständnis der allgemeinen Bedürfnisse, der Blick, der über die Sorgen der Gegenwart hinausdringt in die Zukunft. Daß die Errichtung der Habsburger Monarchie des Papsttums als unentbehrlicher Stütze bedurfte, daß die geistige Freiheit des Luthertums für immer verloren gehen mußte, wenn nicht in letzter Stunde noch durch die ungeheuer verwegene, aber auch ungeheuer gewissenlose Politik der Albertiner Wandel geschaffen wurde, hat Johann nicht erkannt. Aber er hat auch nicht, gleich seinem Bruder, teilgenommen an dem Wettkriechen der Fürsten vor der kaiserlichen Macht, und er ist nicht ohne Würde, als ihn der Kaiser mit schwerer Heimsuchung bedrohte, als einen „der Ungehorsamen, die sich von anderen gehorsamen Ständen absondern und auf ihrer verstockten beharrlichen Rebellion zu bleiben gedenken", seines Weges gewandert. Und er konnte um so getroster der Dinge harren, als er im Gegensatz zu seinem Bruder, dessen Verschwendungssucht ihm die Mittel zur Erhaltung einer Kriegsmacht raubte, sich in der Lage sah, eine stattliche Truppenmacht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Tapfer und ehrenfest war seine Erwiderung auf die drohenden Mahnungen des Kaisers: „Dem Kaiser werde er sich in allem Weltlichen

gehorsam zeigen, aber in dem, was sein Gewissen betrifft, wolle er sich frei und unbestrickt halten". Aus der Abneigung des einfachen, geraden Menschen gegen die dämonische, vielfach komplizierte Natur eines Moritz von Sachsen erwuchs auch der Entschluß, selbst nach seiner Wendung gegen den Kaiser ihm fern zu bleiben: er sah in ihm nur den Ehrgeizigen, der stets bereit war, um des Vorteiles willen Verrat zu üben.

Es mag an dieser Stelle das naive Bild der Männer dieses Jahrhunderts eingefügt werden, wie es im Gegensatz zur „materialistischen" Darstellung, im Gegensatz allerdings auch zur historischen Wahrheit die Heldenlegende gezeichnet hat, die alle Fürstlichkeit über das Irdische erhebt.

Vom zweiten Joachim schreibt Thomas Carlyle: „Joachim war allezeit ein hervorstechender Mann in den öffentlichen Dingen, ein geschäftiger Politiker im Reich, fest zu seinen Verwandten haltend und mit nichten blind für sich selbst oder seine eigenen Interessen. Fest auch, man muß es zugeben, und stets tätig, wiewohl gewöhnlich auf eine behutsame, gewichtige, niemals auf eine rasche, schnelle Weise, in der großen Sache des Protestantismus und in allen guten Sachen. Er war persönlich ein feierlich frommer Mann, seine Vorstellung vom Universum durchdrungen von tiefer schauervoller Ehrfurcht. Von ernstester Gesinnung, wiewohl gemeiniglich scherzhaft im Ausdruck, indem er eine heitere Laune in der Unterhaltung hatte. Luthers Bücher nannte er seinen Seelenschatz, Luther und die Bibel waren seine Hauptlektüre. Auch ein Liebhaber der weltlichen Gelehrsamkeit und der nützlichen und schönen Künste war er, liebte die Musik und pflegte selber laut zu singen, wenn er gerade eine melodische Mußestunde hatte. Der treffliche alte Herr: er starb unerwartet, aber mit vielem Edelmut, 3. Januar 1571, sechsundsechzig Jahre alt. Joachims Sterbescene hat

eine milde, fromme Schönheit, die nicht vom Bekenntnis abhängt."

„Er hatte auch einen Bruder, der nicht wenig mit der Politik zu tun gehabt, und zwar stets auf der guten Seite, ein weiser und frommer Mann, dessen Ruf in allen Kirchen war: „Johann von Küstrin", auch Johann der Weise genannt, der sich der protestantischen Dinge stark annahm, in Frömmigkeit und Eifer nur seinem Vetter, Markgraf Georg dem Frommen, nachstehend und nicht so durch Staatsrücksichten gehemmt, wie mitunter sein Bruder, der Kurfürst. Johann von Küstrin ist ein in den alten Büchern vielberühmter Mann; Johann war der erste, der Küstrin befestigte, baute sich ein prächtiges Schloß und „deckte es mit Kupfer" zu Küstrin und lebte da, mit der Neumark zum Leibgedinge, eines echten Mannes Leben — öfterst mit vielen Geschäften, kriegerischen und anderen in Händen, mit guten Büchern, guten Taten und gelegentlich guten Menschen, die bei ihm einkehrten, zu seiner Erheiterung, — nach den Bedingungen, wie sie damals gegeben waren."

Und vom Markgrafen Albrecht von Culmbach schreibt der englische Historiker: „Dieser arme Albrecht, den sie Alcibiades nennen, machte großen Lärm zu jener Zeit. Er ließe sich als eine Art „Verdorbenen Fritz" definieren, der wirklich Züge von jenem, dem der Name „Friedrich der Große" zuerkannt worden, in sich hat, der aber seine glänzenden Eigenschaften als bloß zeitweiligen Schimmer für die Zeitungen verflacken ließ, und es nie zu was Rechtem brachte. Ein hoher und ritterlicher Jüngling, in der Kindheit vaterlos geworden, gelangte er vielleicht zu früh zur Gewalt: — jedenfalls kam er zu sehr vulkanischen Zeiten, da Deutschland durch und durch in Zuckungen gegeneinander war; die alte Religion und die neue endlich zu offener Schlacht gegeneinander ausgebrochen, mit gewaltigen Ereignissen

zu hoffen und zu fürchten, und das gewaltigste Spiel vor sich gehend vor den Augen eines verwegenen Jünglings. Er war Mündel seines Oheims Georg, und man darf annehmen, daß er keinen treueren Vormund haben konnte. Nichtsdestoweniger, als er sich der Mündigkeit nahte, der Mündigkeit, aber nicht der Bedachtsamkeit, fand er für gut, mit seinem Oheim zu hadern, verlangte dies und jenes, das nicht bewilligt wurde: ein Hader, der jahrelang währte. Ja, es kam so weit, daß beinahe ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen, wäre Georg nicht zu verständig gewesen. Der junge Hitzkopf forderte wirklich seinen Oheim heraus zu tötlichem Zweikampf, wozu Georg vermutlich bloß seinen alten Bart schüttelte und nichts sagte. Nachbarn schlugen sich ins Mittel, der Reichstag selber schlug sich ins Mittel, und die Sache ward beigelegt. Albrecht, wir wollen hoffen, ein reuiger Jüngling. Wir sagten, er war voller Feuer, viel davon Wildfeuer. Albrecht hatte sich unterdessen im inneren Lande herumgetummelt, hochauflodernd in Franken, seinem Heimatslande, mit einem Erfolg, der alle Welt in Staunen setzte. Sieben Monate lang war er tatsächlich König von Deutschland, brandschatzte Bamberg, brandschatzte Nürnberg (Städte, denen er grollte), brandschatzte allerlei Städte und Plätze, — namentlich reiche Bischöfe und ihre Städte mit dem Verbum Diaboli darin, — für ungeheure Summen. König der Welt auf eine Weile, — und mußte wunderliche Gedanken bei sich gehabt haben, wären sie uns berichtet. War dabei auch ein frommer Mann nicht im mindesten wie „Alcibiades", außer in den plötzlichen Schicksalswechseln, die er erlitt. Sein Wahlspruch oder altes Reitergebet, das er bei kriegerischem Ausritt im Steigbügel zu sagen pflegte, — ein von ihm selbst verfaßter rauher Reim, — ist auf uns gekommen und mag hier stehen als ein Blick in

das Innere einer verschwundenen Zeit und ihrer Waffenmänner:

Das walt der Herr Jesus Christ
Mit dem Vater, der über uns ist:
Wer stärker ist als dieser Mann,
Der komm und tu' ein Leid mir an.

„Man muß eine Art Liebe für den armen Albrecht Alcibiades eingestehen. Zu gewissen gemeinen Zeiten ist selbst ein „Verdorbener Fritz" besser als manche gangbare Gelungenheiten. Ein Mann mit etwas wahrem Adel, dieser Albrecht, leider nicht mit Weisheit, nicht mit Glück genug. Hätte er „Herr der Situation", wie unsere welschen Freunde sagen, bleiben können, um die fanatischen Papistereien und den Kaiser Karl mit Stumpf und Stiel daraus zu vertreiben, heim nach Spanien und San Justo ein wenig früher, die herankommenden Jesuitereien wie mit flammendem Schwert hinwegzuscheuen, im voraus den jammervollen dreißigjährigen Krieg zu bannen und die noch jammervollere geistige Atrophie, die darauf folgte (die schlaffe, immerfort gelehrten alten Kram durchstöbernde und neuordnende Pedanterie, die sich für Weisheit und Einsicht hält, das flaue Murren, Flöten, das lässige unvermögende Tagträumen und Tabakrauchen des armen neueren Deutschlands), — ach Gott, er hätte dreimal ein „Gelungener Fritz" sein können! Er hätte ein deutscher Cromwell sein können, sein Volk heranwinkend, adlergleich gradauf der Sonne zufliegen, anstatt drum herum zu kreiseln in jener traurigen, dämmerigen und allzu spiralen Art! — Aber er war am Ende doch nicht der Mann dazu, hatte nicht die Fähigkeiten oder Gelegenheiten: und wir verschwenden nur die Zeit mit solchen Spekulationen."

Nur der ältere Joachim hat keine Gnade vor dem eifrig protestantischen Briten gefunden: „Ich vermute, er war ein

Mann von heftiger Gemütsart, gelegentlich sehr laut auf den Reichstagen und sonst wo, — erinnert mich an einen gewissen König Friedrich Wilhelm. Ein starkleibiger, mürrischer, dicknäsiger Mann mit dicken Lippen, abstrusen müden Augen und so gut wie keinen Augenbrauen: kein schöner Mann, wenn du ihm zu sehr in die Quere kommst."

Es mag in dieser Darstellung des Heldenverehrers ein starker Zug von Naivität erkennbar sein, aber es liegt in ihr doch auch ein sicheres Gefühl für die Bedeutung der Persönlichkeiten der Geschichte, für die ganze Torheit des Glaubens, daß große Menschen durch eine Anzahl ebenförmiger Mittelmäßigkeiten ersetzt werden könnten. Das ist ja das Unheilvolle in der modernen Entwickelung des Lebens, daß sie den Einzelnen zwingt, unterzutauchen in der Masse und nichts sorglicher zu verbergen als den Stempel eines originellen Geistes, den etwa die Natur seinem Wesen aufgedrückt hat. Unsere Zeit, in der die Technik, das Prinzip der Nützlichkeit die Herrschaft führt, läßt die Eigenart nicht reifen, und wenn wirklich einmal ein Genie erscheint, so ist es nur daran erkennbar, daß alle Toren ihm in geschlossenem Bunde entgegentreten. „Fast alles Große in der Welt," sagt Voltaire einmal, „ist durch das Genie und die Festigkeit eines einzelnen Mannes bewirkt worden, der gegen die Vorurteile der Menge ankämpfte oder ihr Vorurteile beibrachte". Nur daß das Genie nicht mit der Krone zugleich das Erbteil der Fürsten bildet. Das Genie trägt oft genug etwas vom Kreuz, seine Geburt etwas von der Krippe; aus Armut und Dunkelheit steigt es gern empor, unberührt von dem Glanze der Welt.

Das Genie auf dem Throne bedeutet einen Segen, wenn es der Regel gehorcht, es bedeutet aber gar leicht auch eine Gefahr für die Völker. In dem Bestreben, sich zu betätigen

und durchzusetzen, wird es unduldsam gegen jedes andere Streben zur Höhe, gegen jede Möglichkeit der Verdunkelung des Herrscherglanzes, und während der eigene Beruf von dem Fürsten ruhige Festigkeit und gesammelte Würde verlangt, wird der Herrscher, der nicht durch Einsicht Blut und Leidenschaft dämpft, ein Faktor der Beunruhigung für eine ganze Zeit. Er sieht stets sich und nur sich, er mißt nach dem eigenen Bedürfnis das Bedürfnis der Zeitgenossen, er wird subjektiv, wo höchste Objektivität allein die höchste Majestät bedeutet. Er ordnet seinem Willen den Staat, nicht sich dem Staate unter. Wo etwa starke Persönlichkeiten neben seinem Thron aufblühen wollen, da müssen sie verkümmern. Ein Bismarck konnte nur neben dem ersten Kaiser, nicht neben seinem Enkel erstehen. Und doch ist Wilhelm II. wohl ein interessanter, vielleicht auch ein bedeutender, schwerlich jedoch auch ein genialer Mensch. Denn das Genie mag unregelmäßig, aber es darf nicht unruhig sein, es zieht sich selbst Grenzen und wirkt nur so fruchtbar, es drängt nicht, die Früchte seines Tuns zu schauen, sondern es harrt, daß der Samen langsam aufgeht, es greift nicht nach dem Äußerlichen, sondern zieht sich in das eigene Innere zurück, sich dort eine eigene Welt zu erbauen. König Friedrich II. war der größte Genius des Hohenzollerngeschlechts, und er war einsam.

Gerade der bedeutende Fürst wird erkennen, daß für ihn das umgekehrte Gesetz gilt, als dem Genie gegeben ist, das aus der Masse emporsteigt. Der Besitz der Macht muß ihm die Schranke, dem Anderen das Ziel bilden. Das ist nicht paradox, das ist harte Wahrheit. Denn die Gabe, die schon die Geburt dem Fürsten verlieh, das Recht, das die gesicherte Macht verleiht, bändigt die Kritik und lähmt zugleich die Erkenntnis der eigenen Fähigkeit. Der Besitz der Macht, diese Erhebung

über alle Staubgeborenen, raubt dem Fürsten das Recht, sich „auszuleben", es engt ihn ein und er muß es ertragen, eben weil ihm als Ersatz jenes gewaltige Geschenk geworden. Er ist ein Repräsentant des Volkes, ein Enblem, um das sich die Anderen scharen, und darum ist er nicht frei. Sein Wille entscheidet, aber sein Wille muß sich decken nicht mit dem persönlichen Bedürfnis, sondern mit dem Bedürfnis der Regierten. Es ist das strafwürdigste Verbrechen des Byzantinismus, dem Fürsten das Recht zu gewähren, „daß er sich auslebt". Der Fürst muß in Unfreiheit den Göttern zurückzahlen, was sie ihm schenkten. Er ist nur dann groß, wenn er das eigene Herz besiegt, um die Herzen seines Volkes zu gewinnen..

Vor den Gefahren der Genialität war Joachim gesichert. Was an Aussichtsvollem unter seinem Scepter wurde, gehört nicht ihm, sondern seinem Kanzler. In seinem Verhalten zum Protestantismus hat er den Gipfel der Dürftigkeit erstiegen. Zwischen Rom und Wittenberg hindurchzuschlüpfen, es mit beiden Parteien zu halten und es mit keiner zu verderben, erschien ihm als der Weisheit höchster und letzter Schluß. Die Kirchenordnung, die er den Marken gab, war solcher Art, daß er „nicht bloß nichts gegen die katholische Kirche vornehme, von der ihn keine Gewalt der Erde je losreißen sollte" — ihn, dem unsere Zeit als dem Vater der Reformation ein Denkmal errichtet hat! — sondern auch so, daß er der „Autorität der Bischöfe nichts entziehe"; diese Kirchenordnung behielt die Zeremonien, die Gesänge, selbst die lateinische Messe bei. Er hat später kein Bedenken gehegt, sich dem Interim zu fügen, das die Anerkennung des Papstes, des Meßopfers, der Siebenzahl der Sakramente und der Heiligenanbetung enthielt! Mit dem mannhaften Rufe: „Lieber Beil als Feder, lieber Blut als Tinte" hat Markgraf Hans die Unterschrift geweigert. Das Wort

Philipp Melanchthons: „Unser Fürsten Uneinigkeit, Treulosigkeit, Feigheit, Ehrgeiz ist so groß, daß sie sich nicht einmal zu gegenseitiger Verteidigung verständigen können; wie Thyest in der Tragödie seinem Hause zusammenzustürzen wünscht und bereitwillig mit untergehen will, wenn nur das Verderben seines Bruders gewiß ist, so unsere Pelopiden" — dieses bittere Wort traf Joachim vor allen. Und welches Licht fällt auf die Glaubensstärke dieses Mannes, wenn immer wieder das Geldbedürfnis als Motiv seines Handelns erscheint! Wie ist in ihm der Fürstenstolz erstorben, wenn er bei nahender Kaiserwahl die Summe schon vorher zu diskontieren versucht, die ihm die Habsburger für seine Stimme bezahlen werden! Wie ist er dem nationalen Gedanken entfremdet, wenn er sich schmiegsam dem Gedanken fügt, durch Preisgabe deutschen Gebietes an Frankreich die kaiserliche Allmacht zu brechen!

Woher aber jene dauernde Geldnot? Der erste Joachim hatte die Sparsamkeit bis zum abstoßenden Geize getrieben, aber er hatte die Finanzen des Landes geordnet hinterlassen. Doch nach einem eigentümlichen Gesetz, das durch die ganze Geschichte der Hohenzollern geht, war der jüngere Joachim in seinem Wesen das völlige Gegenbild des Vaters: all sein Tun stand unter dem Zeichen der Verschwendung und ihrer natürlichen Frucht, der Verschuldung. Er hat Schlösser und Kirchen gebaut und geschmückt, er hat, als er zum Türkenkrieg zog, durch Pracht und Luxus alle anderen Fürsten zu übertreffen gesucht, er gestaltete das Leben an seinem Hofe aus nach dem Muster der üppigen Höfe Italiens. Wettrennen, Jagden, Stechen, Spiele und Bankette folgten einander in toller Hast. Günstlinge wurden mit Pfründen und Gütern beschenkt, riesige Summen wurden zur Bestechung auswärtiger Staatsmänner und Diplomaten verbraucht. Wenn nach seinem

Tode das Volk seinen Haß vor allem gegen die „schöne Gießerin", des Markgrafen Geliebte Anna Sydow, kehrte, so sah es eben in ihr die vornehmste Urheberin der Lasten und Qualen, die ihm selbst auferlegt wurden. Es liegt darin zugleich eine natürliche Reaktion des Bürgertums gegen die schrankenlose Unsittlichkeit, die sich an dem Berliner Hofe einzubürgern begann und das gesunde Mark der Hohenzollern zu verzehren drohte. Joachim findet seine Parallele in Friedrich Wilhelm II. Auch hier die häßlichste Ausartung des Majestätsgefühls, jene fürstliche Überhebung, die für sich und ihre Bedürfnisse ein besonderes Sittengesetz aufstellt und dennoch respektiert sein will.

Die Sultansstimmung ist im christlichen und germanischen Staatsleben wohl die widerwärtigste Ausartung des monarchischen Wesens. Daß sie im Hause der Hohenzollern nur selten die Herrschaft geführt hat, daß vor allem die Träger des Fürstenhutes oder der Krone mit wenigen Ausnahmen dem Volke das Beispiel der Ehrbarkeit gaben, daß es dem Preußentum erspart blieb, die monarchische Treue unter Belastungsproben gestellt zu sehen, wie sie die englischen Georgs und die Ludwigs von Frankreich ihren Völkern auferlegt haben, — diese ruhige und reine Würde des privaten Betragens hat um den Hohenzollernthron einen stärkeren Wall errichtet, als Roß und Reisige jemals vermochten. Die Sitten eines Herrschers mögen nicht nach gewöhnlichen Regeln zu beurteilen sein, es mag Fehler geben, die ihm Ehre, und Tugenden, die ihm Schande machen. Aber das Gesetz der Reinlichkeit gilt auch für ihn wie für den letzten seiner Untertanen, und gerade dort, wo dieses Gesetz mißachtet wird, da entsteht, wie in den Joachims und Friedrich Wilhelm II., jene obstinate Bigotterie in Politik und Religion, die jeden frischen Lebenstrieb im Volke selbst vernichtet. Denn kein Lehrer ist so erfolgreich wie die Laster der

Könige. Wenn aber Straflosigkeit ihr Vorrecht ist, so schließt es doch nicht die Möglichkeit aus, Strafe zu verdienen.

Das wüste Leben Joachims, das der Grazie entbehrte, dem die Anmut der Sünde fehlte, hat die Finanzen des Landes mit vielen Millionen belastet und hat noch eine besondere Folge gehabt: die Notwendigkeit, von den Ständen immer neue Bewilligung zu fordern, zwang auch zu immer neuen Zugeständnissen, zur Gewährung neuer und zur Erweiterung bestehender Rechte. Vor allem der Adel hat es damals verstanden, seine Stellung auf Kosten des Bauernstandes so gewaltig zu erhöhen, daß nur der letzte Schritt noch fehlte, um den Bauern zum Leibeigenen zu erniedern, er hat zugleich dem Landtag Rechte gesichert, die fast an die Formen des modernen Verfassungsstaates erinnern. Ausdrücklich wurde den Ständen verheißen: „Wir wollen keine wichtige Sache, daran der Lande Gedeih und Verderb gelegen, ohne unser gemeinen Landstände Vorwissen und Rat beschließen oder fürnehmen. Wir wollen uns auch in kein Verbündnis, dazu unsere Landsassen oder Untertanen sollten oder müßten gebraucht werden, ohne Rat und Bewilligung gemeiner Landstände begeben.“ Das Jahrhundert war freilich nicht reif dazu, die Folgerungen solches Gewährens zu ziehen und dem Parlamentarismus die Bedeutung zu geben, die er in England schon längst gewann. Joachims nachlässig unbedachtes Werk mußte noch einmal zerstört werden, der Absolutismus in seiner reinsten Gestalt mußte die Zügel ergreifen, ungeheure Kriege mußten das Land zerreißen und die Fremden als Sieger auf heimischen Boden führen, ehe das Verfassungsleben dauernd Geltung erlangte. Nur die Einrichtung des weltlichen Summepiskopats hat Dauer behalten. Wie Joachim aus landesherrlicher Machtvollkommenheit die Kirche reformierte, so stellte er auch die Landeskirche für immer unter

die fürstliche Kompetenz. Er hat gewissermaßen sich als Erben des entthronten Papstes betrachtet. Das Motiv lag allerdings an derselben Stelle, an der alle Motive Joachims zu suchen sind: in dem Bedürfnis, die kirchlichen Güter den eigenen Bedürfnissen nutzbar zu machen.

Wenn aber trotz allem die Regierungszeit Joachims für die Geschichte des preußischen Staates von tiefgreifender Bedeutung wurde, so gebührt, wie erwähnt, das Verdienst ausschließlich dem Manne, der seit dem Jahre 1551 am Berliner Hofe weilte, um schon im Alter von sechsunddreißig Jahren an die Spitze der brandenburgischen Politik zu treten: dem Kanzler Lampert Distelmeyer.*) Er hat den Kurfürsten in Passau, später in Augsburg vertreten; der Abschluß des Religionsfriedens ist in erster Linie sein Werk gewesen. „Anno 55", so schreibt er in seinem Tagebuch, „den letzten Januarii hat mein gnädiger Herr mich auf den Reichstag kegen Augspurgk geschickt, alldahr ich bis zu meiner Widerahnheimkunft sechsunddreißig Wochen außen gewesen und einen ewigwerenden, unbedingten Religionsfrieden, auch eine neue Ordnung zur Handhabung des Landfriedens auffrichten helfen." Dreißig Jahre war Distelmeyer im Amte, den Blick stets gerichtet auf die äußeren politischen Verhältnisse, auf die Beziehungen der deutschen Fürsten zu einander, zu Kaiser und Reich und zu den außerdeutschen Mächten, zwischen denen Brandenburg Stellung nehmen mußte. Allerdings ist sein Name nicht mit großen und entscheidenden kriegerischen Unternehmungen verknüpft gewesen; das Mittel, Gebietserweiterungen zu schaffen, lag im sechzehnten Jahrhundert vornehmlich in dem

*) Vergl. hier und im folgenden: Heidemann, Ein Tagebuch des brandenburgischen Kanzlers Lampert Distelmeyer.

Abschluß von Erbverträgen mit Nachbarfürsten und von Ehen mit erbberechtigten Fürstentöchtern oder in dem Erwerb der Mitbelehnung. Hier aber ist ihm ein Erfolg beschieden gewesen, der für die Geschichte der Hohenzollern nächst dem Einzug in die Marken der bedeutsamste geworden ist: ihm gelang es, die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen für den Kurfürsten zu erlangen, die später zum Erwerb des Landes führen und den Hohenzollern das hohe Amt bringen sollte, die Wacht an der Ostgrenze zu führen und den Wall gegen das vordringende Slaventum zu schaffen. Der Übergang Preußens an die Hohenzollern sollte dereinst Brandenburg der Enge der Kleinstaaterei entreißen und so den Hebel schaffen, um die Organisation des alten Reiches zu zersprengen.

Die Tätigkeit der früheren brandenburgischen Kanzler, so schreibt sein Biograph, hatte vorwiegend in der geschäftsmäßigen Erledigung politischer Aufträge bestanden, die der regierende Kurfürst erteilte; Distelmeyer erfaßte seine Aufgabe ungleich höher, indem er persönlich und unmittelbar als dirigierender Minister und kluger Diplomat in die politischen Bewegungen der Zeit eingriff und mit unermüdlichem Eifer im Bureau wie im Verkehr mit Fürsten und Gesandten zur Geltung zu bringen suchte, was den Kurstaat zu förden vermochte. Für die Stellung eines Kanzlers war er wie kaum ein anderer geeignet. Zwar fehlte ihm die auch damals schon ins Gewicht fallende adelige Geburt — er stammte aus einer achtbaren Bürgerfamilie in Leipzig — aber er besaß Vorzüge des Geistes und Körpers, die jenen Mangel reichlich ersetzten. Die Natur hatte ihm eine imponierende Gestalt voll Schönheit und Würde und eine Gesundheit verliehen, die bis in das Alter hinein ungebrochen währte. Die reiche Begabung seines Geistes befähigte ihn, sich neben der Rechtskunde auch die gesamte humanistische

Bildung seiner Zeit zu eigen zu machen. Lampert Distelmeyer ist auch bei dem mißtrauischen Nachfolger Joachims in seinem Amte geblieben. Er hat all die zahllosen Schwierigkeiten, die sich aus der Verbindung des preußischen und des brandenburgischen Schicksals ergaben, mit der Umsicht eines vorschauenden Staatsmannes und der lebendigen Teilnahme eines hochherzigen Patrioten überwunden und den preußischen schwarzen Adler dem roten Adler Brandenburgs zugesellt . . .

Als Joachim starb, da hat sein eigener Hofprediger Andreas Musculus in der Leichenpredigt, die er ihm hielt, ein hartes Urteil gefällt: „Daß wir aber solche Hoffnung künftiger Seligkeit von unserem Landesfürsten nicht in einem bloßen Wahne haben und mit vermischtem Zweifel, etwas und ungewiß, sondern in gewisser und unbezweifelter Hoffnung, müssen wir unsere Augen und Gedanken von ihrer Kurfürstlichen Gnaden menschlicher Schwachheit und Gebrechlichkeit, von ihrer Gnaden Leben und Wandel, darin viel Sträfliches und Sündliches gewesen, abwenden und nach dem Worte des Lebens uns richten, welches allein die Toten lebendig und die Sünder gerecht machen kann." Leben und Wandel des Kurfürsten hätten ihm schwerlich ein gnädiges Gericht im Himmel gesichert.

Mit dem Sohne, Johann Georg dem Ökonomen, setzte wiederum die Reaktion ein. Schon als Kurprinz hat er in offener Opposition zu seinem Vater gestanden, wenn er auch keine Macht besaß, den ungeheuren Skandal des Lebens am Hofe Joachims zu mildern oder gar zu beenden. Ein Mann von nüchternem, hausbackenem Verstand, den Blick nur auf das Nächstliegende gerichtet, sparsam in seinem privaten Leben, ohne jede Phantasie und ohne geistigen Schwung, bildete er den fürstlichen Typus einer Zeit, in der die Territorien ein abgesondertes, von der europäischen und selbst von der allgemein-

deutschen Politik völlig losgelöstes Leben führten. Seine Zeit ist eine Zeit des ruhigen Dahinlebens, das nur hier und da von den Nachzüglern des Landsknechtstums und des Raubritterwesens durchbrochen wird.

Erschütternde Ereignisse, die der ganzen europäischen Entwickelung eine neue Wendung geben sollten, spielten draußen sich ab. Die Niederlande rissen sich los von dem spanischen Bedrücker, auf der Mooker Heide fiel Ludwig von Nassau, und Wilhelm von Oranien wurde ermordet. Gegen Elisabeth von England sandte Philipp die gewaltigen Schiffe der großen Armada und wurde so der Totengräber der spanischen Weltherrschaft, während das britische Inselvolk sich in rüstiger Kraft zu ungeahnter Größe erhob. In Frankreich fiel Gaspard de Coligny unter den Schrecken der Bartholomäusnacht, das Haus der Valois räumte den Bourbonen den Platz, Heinrich IV. gewann Paris um den Preis einer Messe. Im Osten sank mit Sigismund August, dem Schöpfer der Lubliner Union, der letzte der Jagellonen ins Grab, und mit der Umwandlung in ein Wahlreich trat das unglückliche Volk der Polen den Leidensweg der langsamen Vernichtung an. Heinrich von Valois und nach ihm Stephan Bathory trugen die polnische Krone, und die Wege des schwedischen Prinzen Sigismund führten zu jenen blutigen Kriegen zwischen dem Nordlandsvolke und dem slavischen Reiche, der erst im Frieden von Oliva sein Ende finden sollte. Aber Johann Georg sah all diese Umwälzungen, die der Welt ein neues Antlitz gaben, müden Blickes an sich vorüberziehen, er sah auch, kaum sichtbaren Anteil nehmend, die furchtbare Gefahr heraufziehen, die dem Protestantismus mit dem Erstarken der heiligen Liga erwuchs, er sah die Wirkungen der Gegenreformation, die unter der Führung der Jesuiten immer neue Strecken hellerwachten geistigen Lebens brach zu legen versuchte.

Er glaubte an den Stern der Habsburger, denen das Haus Hohenzollern, seitdem der erste Joachim von dem Hochflug seiner Kaiserpläne mit gebrochenen Schwingen zu Boden gesunken war, mit der Treue von Gefolgsleuten sich hingab. Die Reichsidee wurde für ihn gleichbedeutend mit der Idee der Habsburger Herrschaft, und wenn die Stürme der Zeit auch gegen die Grenzen der Mark zu brausen drohten, dann hüllte er sich in den Mantel duldender Demut. Schon als Kurprinz hatte er sich wie dem höfischen Leben so auch der Teilnahme an der Erörterung politischer Fragen entzogen, er hatte das Leben eines wohlhabenden Gutsherrn geführt, den nur die Sorge für den nächsten Tag, für Wetter und Ernte berührt, und er hat nach gleichen Gesichtspunkten auch als Kurfürst zu regieren versucht. Der Brand im Nachbarhause hat ihn kaum berührt; der bäuerliche Egoismus erstickte in ihm das Gemeingefühl. „Sonst sind wir ein Schrecken gewesen, jetzt werden wir ein Spott- und Schandspiel,“ so rief einmal sein Sohn Joachim Friedrich aus, als eine Gesandtschaft der drei evangelischen Kurfürsten an den französischen König mit Unehren zurückgewiesen wurde. Gefahren und Verluste sah Johann Georg als Heimsuchungen Gottes an, und als der Plan auftauchte, alle evangelischen Fürsten Europas zum Bunde gegen die Liga zu vereinen, da klagte er über die Leute, welche sich bestreben, gegen die allerdings argen Pläne der Papisten „die Herren im Regiment hin und wieder zu inflammieren“, welche Verbindungen schaffen wollen, die „der Eine im Reich haben, ein Anderer auf Frankreich, England und die Niederlande extendieren will“, die das Alte und Ehrwürdige nur schädigen und stören können. Deutlich charakterisiert sein Wesen das Wort: „Es muß lieber bei gemeiner Reichsverfassung bleiben und deren Mängel bestens unterstützt werden, als aus

eines jeden Affektion, wie gut es auch vorgegeben wird, etwas Neues angefangen werden; dabei noch nie ein guter Fortgang gewesen, wie denn auch der Mangel göttlichen Segens bei solchen Ratschlägen gespürt wird. Und im übrigen mag sich jeder selbst verwahren und fürsehen, da er sich von Anderer wirklicher Hilfe und beharrlichen Zuordnens wenig zu getrösten hat."

Allerdings mag die Apathie, mit der Johann Georg vor allem das Wirken der Gegenreformation verfolgte, einen wesentlichen Grund in seinem starren, einseitigen und überaus engherzigen Luthertum gefunden haben, das die Anhänger der reformierten Kirche als „eingeschlichene und verlaufene Clamanten calvinistischen Irrtums und Seelengiftes" mit ödem Haß verfolgte. Er mochte Beruhigung in der Tatsache finden, daß der Papismus nach der klugen Maxime des ‚divide et impera' sich zunächst nur die Anhänger des Genfer Reformators zu Opfern erkor. Aber gerade hierin lag das deutliche Zeichen einer ungewöhnlichen Kurzsichtigkeit. Er erkannte nicht, daß mit dem Schicksal Gerhards von Köln, der nach der Annahme des reformierten Glaubens von Rom aus abgesetzt und gebannt worden war, sein eigenes Schicksal berührt wurde. Nur zu müden Vorstellungen schwingt er sich auf; aber, so meint er selbst, „will man nicht hören, so haben wir das unsere getan und ein Jeder sein Gewissen vermahnet." Johann Georg erkannte auch nicht die Drohung, die in der Vereinigung des Kaisers mit dem Papst, mit Frankreich und Spanien für das Reich selbst und seine politische und geistige Freiheit lag. Der Versuch Heinrichs von Navarra, die evangelischen Reichsfürsten zu einem Gegenbündnis zusammenzuschweißen, scheiterte vornehmlich an der Gleichgiltigkeit Johann Georgs. Auf den Brief der Königin Elisabeth, der dringend zur Vereinigung

mahnte, schrieb, wie Droysen berichtet, die Berliner Kanzlei die vielsagenden Worte: „Ist nicht beantwortet worden." Und wie hat die Entscheidung auf des Pfalzgrafen besorgtes Drängen gelautet? „Man muß im Reich möglichst im guten Vertrauen bei einander sitzen, den Päpstlichen nicht Anlaß geben, sich auch zusammenzusetzen; auch ist es zweifelhaft, ob die Stände Augsburgischer Konfession, wenn sie sich untereinander vergleichen wollten, sich verständigen würden; aus diesen und anderen beweglichen Ursachen ist es am besten, daß man zurzeit sich in diese Sache nicht menge, sondern das Spiel von außen ansehe und den Willen Gottes des Allmächtigen als wahren Beschützer seiner Kirchen auch bei ihren Ratschlägen sein und das Amen dazu sprechen lasse." Hier und da wurden wohl, wie gesagt, Bedenken geltend gemacht; aber die Kraft, den Worten durch die Entschlossenheit zur Tat Nachdruck zu geben, hat dauernd gefehlt.

So ist der Mann, der in der bewegtesten Zeit der europäischen Geschichte, in einer Zeit, in der Welten zusammenstürzten und aus dem weiten Ozean neue, ungekannte Welten erstanden, zum Führer der Marken berufen war, vielleicht der Hohenzoller gewesen, der dem Wesen und den Traditionen seines Geschlechts am stärksten entfremdet war. Wenn dennoch seine Zeit für die Zukunft bedeutsam wurde, wenn durch den Erwerb der Jülichschen Anwartschaft dem Hause der Hohenzollern neue Ansprüche und Verwickelungen erwuchsen, wenn sich ihnen der Weg nach dem Westen erschloß, der wie das preußische Erbe sie aus den engen Verhältnissen der Territorialpolitik hinausführen und in neue Beziehungen bringen sollte zu den Schicksalen der deutschen Gesamtheit, so gehört dieses Verdienst dem Kanzler seines Vaters, der auch des Sohnes treuer Diener war. Ohne Lampert Distelmeyer, der allerdings in dem Erben der Kurwürde eine Stütze fand, wäre der gefährliche

Weg zum Rhein niemals angetreten worden. Ihn zurückzulegen, war erst den Enkeln beschieden.

Johann Georg hatte nicht das Glück, das seinem Nachkommen, Friedrich Wilhelm III. beschieden war, dem einzigen, der ihm in wesentlichen Zügen glich; weder hat unerträgliches Leid die geringen, in seiner Seele vielleicht schlummernden Kräfte geweckt, noch traten ihm, durch mannhafte Art und Tüchtigkeit emporgehoben aus der Masse, Männer von Kühnheit und Entschluß zur Seite. Denn auch Distelmeyer war nur ein Meister des vorsichtigen Tastens, des diplomatischen Zögerns und Erwägens, nicht der genialen Leidenschaft, und wenn vielleicht die Schwungkraft der Entschließung in ihm vorhanden war, so wurde sie doch durch das Wesen seines Herrn für immer gelähmt. „Je näher die Stunde der wirklichen Entscheidung kam, desto stärker trat wieder die Unentschlossenheit, dieser Hauptcharakterzug des Königs, ins Leben und lähmte alle öffentlichen Geschäfte, indem ihnen von nun an eine bestimmte Richtung fehlte; es ward weder im Geiste der früheren Beschlüsse entschlossen fortgehandelt, noch wurden diese offen und entschieden zurückgenommen." So berichtet Boyen unter dem Eindruck der Ereignisse des Jahres 1809 von seinem König. So konnte auch Distelmeyer von seinem Herrn sagen. York, die opfermutigen Stände Ostpreußens unter Dohnas Führung, Scharnhorst und Stein und die feurige Begeisterung des Volkes haben Friedrich Wilhelm wider seinen Willen zur Tat emporgerissen. Aber die Kühnheit Luthers, die gewaltigen Wogen der Ideen, die er befreite, der Sturm einer Zeit, in der die Welt sich neu gestaltet hat, erweckte in den Marken keinen Stein und keinen Scharnhorst, und Brandenburg war, als Johann Georg starb, bereit, in dem Sumpfe kleinfürstlichen Vasallentums vollständig zu versinken.

Und auf diesen Weg hat der Kurfürst noch mit seinem letzten Handeln die Mark gedrängt: indem er gegen das Hausgesetz in seinem Testament die Teilung seines Landes unter seine nachgeborenen Söhne verfügte, drohte er das Werk seines Hauses von Grund aus zu zerstören, gab er alles preis, was bisher der Ruhm und die Zukunft der Hohenzollern war. Indem er das Testament dem Kaiser zur Bestätigung übergab, räumte er ihm gleichzeitig das Recht des Vollstreckers ein, rief er den Habsburger Einfluß in sein eigenes Land. Die Rettung kam durch Joachim Friedrich, der durch die mannhafte Weigerung, den letzten Willen seines Vaters anzuerkennen, die Zukunft seines Hauses wehrte.

Und auch die Wirtschaftspolitik, die Johann Georg getrieben, konnte nur dazu dienen, die Kraft des Landes zu schwächen und ihm den inneren Halt der Volkstreue zu rauben. Hatte Joachim II. immer wieder Geld von den Ständen gefordert, um seinen Bedürfnissen nach Üppigkeit und Luxus genügen zu können, hatte er, um die gewünschten Mittel zu erlangen, dem Adel selbst auf Kosten des landesväterlichen Gewissens weitgehende Zugeständnisse gemacht, so forderte der Sohn neue Mittel zur Tilgung der väterlichen Schulden, und auch er bezahlte das Bewilligte mit der Preisgabe bäuerlicher Rechte, wenn er nicht gar, wie es zu Anfang geschah, durch ein einfaches Machtwort die Rechte der Gläubiger kürzte oder aufhob. Gewiß hatte der verrufene Jude Lippold durch ungeheuren Wucher am Mark des Landes gesogen, aber er hatte, da seine Stammesgenossen ausdrücklich von den Wuchergesetzen ausgenomen waren, nur nach seiner Natur und nach seinem Rechte gehandelt. Überdies hatte Joachim selbst, um sich in seiner Geldnot zu helfen, die Verordnungen seines Vaters aufgehoben und die Juden ins Land zurückberufen.

Von der Kiefer aber darf man keine Äpfel fordern. Unter Johann Georg erhob sich, gespornt durch das im Prozeß Lippold gegebene Beispiel, alsbald eine mächtige Bewegung, die den Juden fast für ein Jahrhundert das Land verschloß. Diese Bewegung hat ebensowenig wie die Verfolgungen im übrigen Deutschland auf religiösen Motiven beruht, sie ist aus wirtschaftlichen Gründen entstanden. So die Judenschlacht bei Gotha im Jahre 1391, so die Erhebung der armen Leute des Pfälzer Landes gegen die Wormser Juden vom Jahre 1431, die zum Nachlaß der aufgelaufenen bäuerlichen Judenzinsen und zur Fristverlängerung für die Abzahlung der geschuldeten Kapitalien führte, so der Aufstand der flanderischen Bauern. Wirtschaftliche Gründe führten 1432 zur Vertreibung der Juden aus Sachsen, 1450 aus Bayern, drei Jahre darauf aus dem Bistum Würzburg, 1470 aus dem Erzstifte Mainz. Das märkische Volk ist niemals intolerant gewesen, es hat um des Glaubens willen nie gehaßt und verfolgt. Johann Georg hat in seinem Verfahren gegen Lippold widerrechtlich gehandelt, aber er befand sich hierbei in vollem Einklang mit seinem Volk, das in dem Widerstreit zwischen der juristischen Formel und dem sittlichen Gefühl seine Entscheidung noch immer gegen die Formel fällte.

Aber die fürstliche Willkür traf auch die Masse selbst. Sie gab um des eigenen Vorteils willen verbriefte Rechte preis, sie richtete sich in gleicher Weise gegen Bürger und Bauern. Während das Bürgertum, das eben noch der Träger der großen geistigen Ideen der heranbrechenden Neuzeit war, durch die Ausschaltung aus allen autoritativen Stellungen erniedrigt und zu einer untergeordneten Klasse herabgedrückt wurde, hat man zugleich die Entrechtung der Bauern, die schon unter Joachim fast den Charakter der Leibeigenschaft angenommen

hatte, noch weiter getrieben. Es wurde den Adligen freigestellt, „da solche Ursachen vorhanden sind, darum man einen Bauern mit Recht möge religieren, daß sie einen mutwilligen und ungehorsamen Bauern auskaufen mögen,“ es wurde der Schollendienst der Bauern und der Gesindezwangsdienst ihrer Kinder erneuert, es wurde ihnen die Fronpflicht gesetzt. Mit der Bestimmung: „Wenn die vom Adel ihre Güter mit Acker- oder Wiesenordnung ohne merklichen und großen Abbruch und Schaden der Bauernhütung und anderer Gerechtigkeit bessern können, so soll ihnen das unverwehrt sein,“ mit den weiteren Verfügungen an die Hauptleute: „Bauern, die sich den Junkern zu dienen weigern, anzuweisen, daß sie ihnen wöchentlich zwei Tage mit Wagen, Pflügen und Handarbeit, und in der Ernte, so oft man ihrer bedarf, dienen, ihnen auch zu ihren Gebäuden mit Fuhren und Handdiensten helfen sollen,“ war der letzte Rest der ländlichen Freiheit vernichtet.

Und doch wäre es ungerecht, ein gar zu schroffes Urteil über Johann Georg und seine Vorgänger aus dieser Entwickelung heraus zu begründen. Die „materialistische“ Geschichtsschreibung allerdings hat leichte Arbeit: sie entwickelt jeden Rückschritt, jeden nach den heutigen Begriffen unklugen oder unsittlichen Schritt aus der niederen Gesinnung des Fürsten, sie erweist seine antisoziale Gesinnung aus der Addition seiner einzelnen Taten. Aber wie es keine Sittlichkeit an sich gibt, so gibt es auch keinen dauernden, stets gleichmäßig giltigen sittlichen Maßstab. Jeder Einzelne und sein Tun muß aus den Bedingungen seines Daseins, aus dem Geist seiner Zeit heraus beurteilt werden. Wie es Zeiten kränkelnder Sentimentalitäten gibt, in denen die Gefühle schon überströmen, wenn Werthers Leiden die Drüsen rühren, so gibt es auch Zeiten einer robusten Sittlichkeit, in denen auch das Stegreifreiten

als ritterliches Tun erscheint. Schließlich hat jedes Zeitalter und jede Nation gewisse charakteristische Fehler, die kaum irgend ein Mitlebender zu gestehen sich scheut und die selbst strenge Sittenrichter nur gelinde tadeln. Die nächste Generation wechselt vielleicht schon die Mode ihrer Moral und wundert sich über die Schlechtigkeit ihrer Vorfahren. Johann Georg konnte das, was uns als höchste Gewissenlosigkeit und auch als höchste Torheit gilt, nur tun, weil er sich in seinem sittlichen Empfinden gedeckt fand durch die Auffassung und Gepflogenheit seines Jahrhunderts.

Es war doch schließlich das Verdienst der Hohenzollern, daß in den langen, stürmischen Zeiten der Bauernrevolten die Mark das Bild einer gedeihlichen Ruhe bot. Auch hier hätte die Lehre Luthers revolutionierend wirken, auch hier hätte schon die kirchlich-soziale Bewegung des vorangehenden Jahrhunderts einsetzen können, die bei aller Eigenart ihrer Formen doch auf einen praktischen Kommunismus hinauslief. Schon in den Zeiten Albrecht Achills waren die Bauern des Ponsgaues, des Pinzgaues und des Brixentales gegen den Erzbischof von Salzburg aufgestanden, die Bauern von Kärnten erhoben sich gegen den Landesherrn, am Lech empörten sich Bayern und Schwaben, Westfriesen und Waterländer standen gegen Burgund auf. Es war Hans Böhm, der Pauker von Niklashausen, aufgetreten und hatte jedem Gotteslohn verheißen, der dreißig Priester erschlüge, die Bauern und Bürger von Straßburg und Schlettstadt hatten sich unter Hans Ullman vereinigt, Joß Fritz von Untergrumbach jagte die Bauern vom Schwarzwald empor. In Bern und Solothurn, in Steiermark und Krain stieg die Empörung hochauf, und aus der Vereinigung sozialistischer und reformatorisch-christlicher Ideen entsprangen die Kämpfe, die Luther erregten.

Im Klettgau und auf der schwäbischen Alb, in Oberschwaben und am Bodensee wurden rein soziale Ziele verkündet, in Meiningen traten der Prädikant Schappler, die Agitatoren Lotzer und Ludwig Hetzer zusammen und riefen in den Ulmer Artikeln das Landvolk auf, in Salzburg, an der Brennerstraße, in Bozen und Meran, in Rotenburg, in Heilbronn und im Odenwald wurden die Sturmglocken geläutet: überall setzte die Bauernbewegung ein, Pfeifer und Münzer wüteten mit dem Schwerte Gideons, die Wiedertäufer erstanden.

Die Mark aber blieb frei — ein deutliches Zeichen, daß hier die Besonnenheit noch lange das Regiment geführt hat, als in anderen Ländern das Bauerntum schon längst den Ansprüchen des Adels erlegen war. Johann Georg und sein Vater haben sicherlich gegen den Geist des modernen Sozialismus gesündigt, wie ihn Kaiser Wilhelm der Erste gelehrt hat, aber sie haben doch nur als Kinder ihrer Zeit sich erwiesen, angetan auch mit allen Gebrechen dieser Zeit. Sie konnten auch Marxens Evangelium und die Salben und Seligkeiten des Zukunftsstaates nicht ahnen, sie lebten in den engen Vorstellungen des Zeitalters, in das die Geburt sie verschlug, sie hafteten am Boden, und nur das Genie wagt den Flug zur Höhe.

Auch der Staat Joachim Friedrichs erhob sich nicht endgültig aus dem Tiefstande, in den ihn die Vorgänger geführt hatten. Als er zur Regierung gelangte, hatte der Zweiundfünfzigjährige die Blütezeit des Lebens bereits überschritten. Aber er hatte gerade hierdurch eine ernste Reife des Urteils erlangt, so daß die zehn Jahre seines Waltens frei blieben von schädlichen Maßnahmen. Schon dem Kurprinzen war zweimal Gelegenheit geboten, das eigentliche Wesen der ecclesia militans, die ganze Unduldsamkeit des Papismus kennen zu lernen: als

er in Stellvertretung seines Vaters auf dem Reichstag von 1531 erschien und den Vorsitz Magdeburgs auf der geistlichen Fürstenbank behaupten wollte, da weigerte sich der Erzbischof von Salzburg zu weichen und mit scharfem Protest mußte der Hohenzoller die Tagung verlassen. Als dann mit zahlreichen Vertretern evangelischer Bistümer Joachims Kanzler zwölf Jahre später auf dem Regensburger Reichstag erschien, da erweckte der in Akten und mit Siegeln wohlverbriefte Anspruch Magdeburgs von neuem einen ungeheuren Skandal, aber trotz der herausfordernden Erklärung des Salzburger Erzbischofs, er könne ohne Nachteil seiner katholischen Religion nicht neben dem Kanzler sitzen, gab auf Drängen seines Vaters Joachim Friedrich zum zweitenmal nach. Von den Kanzeln in Regensburg aber wurde gepredigt: „Der Kaiser könne mit gutem Gewissen den Ketzern im Reich nicht länger nachsehen; es sei Zeit, das Schwert zu ziehen. Die Okkasion und Mittel seien an der Hand, die Protestierenden so getrennt und teils so sicher, teils so unvermöglich, daß sie leicht überfallen und zum Gehorsam des heiligen Stuhles zurückgebracht werden könnten."

Diese Vorgänge mußten für Joachim Friedrich ein deutliches Wetterzeichen bilden, sie mußten ihm zeigen, wohin doch schließlich der Kurs des von den Jesuiten vollständig beherrschten, vom Papsttum gelenkten und von Spanien leidenschaftlich unterstützten Hauses Habsburg gehen würde. Er selbst war ja kein Mann der entschlossenen Initiative, keiner von denen, die imstande sind, dem Sturme der Zeit zu gebieten. Seine Intelligenz war stark genug, die Ursachen der großen Gefahren, die ihm und seinem Lande drohten, zu begreifen, er besaß auch den redlichen Willen, zu heilen, aber es fehlte ihm jene rücksichtslose Kraft, die das formelle Recht durchbricht und auf dem Wege der Macht ein neues Recht schafft. Nur

einmal hat er entscheidend durchgegriffen: damals, als er dem Willen des Vaters zum Trotz festhielt an der Unteilbarkeit der Marken, als er so, vielleicht ohne die volle Erkenntnis der Folgen, die Zukunft seines Hauses rettete. Aber weder in den religiösen Konflikten, die ihn umstürmten, noch in der Durchführung einer sozialen Reform kam er über die ersten Ansätze, über mißlungene Versuche hinaus, und auch die beiden großen politischen Probleme, die im Osten und Westen, in Preußen und am Rhein aufgerollt waren, hinterließ er dem Nachfolger ungelöst.

Wollte Brandenburg in dieser glutschweren Zeit, in der jeder Tag mit dem Ausbruch eines ungeheuren Brandes drohte, mit Ehren bestehen, so mußte noch in letzter Stunde der Gedanke alles beherrschen, die Wehrkraft des Volkes auszubauen, um sie als Gewicht in die Wagschale der kommenden Händel werfen zu können und den eigenen Forderungen Achtung zu sichern. Tauchte Brandenburg mit unter in den Strudel dieser Kämpfe, so brauchte es ein starkes Heer als Werkzeug zum Erfolge; wollte es achtsam zur Seite stehen, die eigenen Fluren gegen die Kriegsfurie schützen und den Feind von den Grenzen zurückhalten, so brauchte es wiederum eine starke Wehrmacht. Denn Proteste sind Papierfetzen, wenn nicht das Schwert ihren Inhalt schreibt. Wie aber war hier Brandenburg gestellt? Der Gedanke einer allgemeinen Wehrpflicht, die Vorstellung, daß die Verteidigung der heimatlichen Scholle die höchste Ehre und das höchste Recht des Bürgers sei, ruhte noch im Schoße der Zeiten. Unter dem selbstsüchtigen Zwange des Adels, der längst das Wesen der Ritterschaft abgelegt hatte und nun auf seinen Gütern in starrem Konservatismus hauste, der vielleicht im deutschen Südwesten, nicht aber in den frostigen Marken einen Hauch vom Geiste Huttens verspürt

hatte, war die Kraft der bäuerlichen Bevölkerung gelähmt, die letzte Freude an der Heimat, an ihrem Schutz und Recht, an ihrem Glück und ihrer Zukunft gelähmt worden. Zum Kampf kann nur der begeistert werden, der ideelle oder materielle Güter zu schützen hat. Wie sollte der Bauer, der zum Sklaven herabgepreßt war, von Waffenlust erfüllt, zu frischem, kriegerischem Wagen bereit sein! Wo der Germanengeist noch einmal erwachte oder wo die äußerste Not den Kriegsdienst als letzte Zuflucht ließ, da suchte er in den geringen Söldnerheeren der Kaiser und Fürsten eine Zuflucht; die Soldatenehre fand ihre Grenze an der Zahlungsfähigkeit des Kriegsherrn. Was an unendlichen militärischen Kräften in den Tiefen der Nation schlummern mochte, das blieb ungenutzt; nur in Friesland und Holstein zog noch der Bauer reisig ins Feld. Als aber die Stunde der ungeheuren Entscheidung kam, als die Nation über die Schwelle des dreißigjährigen Krieges trat, da hätte auch der tatkräftigste Versuch einer Organisation der gegebenen Kräfte mißlingen müssen. Und so traf der furchtbarste Augenblick unserer Geschichte das deutsche Volk wehrlos. So konnte es geschehen, daß fremde Volkskraft von Süden, Westen und Norden über uns kam und die Geschicke des Germanentums bestimmte, das einst im Goldhaar der Jugend die römische Weltherrschaft zerbrochen und in der Reife seines Willens das Reich der Karolinger aufgerichtet hatte.

Auf tausend Reiter und viertausend Mann Fußvolk wird der gesamte Heerbann der Marken zur Zeit Joachim Friedrichs geschätzt. Die Zwangsherrschaft der Stände, die mit der Kurzsichtigkeit der Kirchtums- und Krämerpolitik sich gegen jedes Opfer im Landesinteresse wehrten, bis die Macht der Ereignisse sie lehrte, daß nur der Starke in Sicherheit lebe, weigerte hartnäckig „jeden Mann und jeden Groschen“; eine freie Ver-

fügung aber über die Mittel des Landes stand dem Fürsten nicht zu. Die „Libertät", das Bedürfnis, vor allem die „Freiheit, die ich meine", die Zopfgerechtigkeit zu wahren, hat noch viel später die Bürger von Stettin und Königsberg gegen die Hohenzollern auf die Wälle geführt, hat sie blind gemacht gegen alles, was die geistige und nationale Gemeinschaft forderte. Der Doktrinarismus war zu allen Zeiten der Erbfeind, den das deutsche Volk im eigenen Geiste gezüchtet hat. Truppen zu stellen, Steuern zu zahlen, — ja, wenn der Feind vor den Toren stand und die Mauern besetzte! Es entspricht in der Tat einem tiefinneren Gefühl der geistigen Verwandtschaft, wenn die „materialistische Geschichtsauffassung" jeden Schoß und jede Steuer, die für den Staatszweck gefordert wurden, zur Begründung für die Anklage benutzt, daß die Herrschaft der Hohenzollern, diese Konzentration der gesamten Mittel auf den einheitlichen Zweck, dem Volke nur Lasten gebracht hat, während die Roth und Kalkstein, einst die zähesten Gegner des Großen Kurfürsten, die Märtyrer adeliger Gesinnung und fernausschauender Gedanken waren. Wenn aber dennoch der Erfolg der Hohenzollern die widerstrebenden Jünger des Sozialismus zur Anerkennung des Geleisteten und selbst zu dem Geständnis zwingt, daß der „neu entstehende Großstaat wenigstens die Möglichkeit einer wirklichen Besserung bot", daß der „aus vielen kleinen Landschaften zusammengeschweißte Staat doch eine andere Macht schuf, als die einzelnen Landschaften es gekonnt hätten", daß jetzt „der Horizont wenigstens der herrschenden Klassen sich erweitert und an die Stelle der Kirchturmsinteressen Fragen von europäischer Bedeutung treten", daß in all diesen Dingen „unter allen Umständen ein historischer Fortschritt ruht", so wird uns doch immer gleichzeitig versichert, daß nur verwerfliche oder törichte Mittel zum Ziele geführt

haben, sodaß schließlich die Hohenzollern lediglich als ein Teil der Kraft erscheinen, die stets das Böse will und gelegentlich und aus Versehen wohl auch das Gute schafft.

Joachim Friedrich hat die Versuche, die Kriegseinrichtungen der Marken für die kommenden schweren Tage bereit zu stellen und zu verstärken, nicht zum Ziele geführt; er hat vor allem nicht die Energie besessen, die freie Verfügung über einen möglichst großen Teil der Landeseinkünfte zu erlangen und so die Vorbedingung der militärischen Erstarkung zu schaffen, er war auch nicht mutig genug, die Verfassung zu brechen und die widerstrebenden Stände mit dem Argument der Gewalt zur Einsicht zu zwingen. „Sollten wir nichts erreichen", so verkündet er einmal nicht ohne Naivität den Ständen, „so wollen wir vor Gott und der lieben Posterität entschuldigt sein, daß an uns der Mangel nicht gelegen, auch für uns endlich Resolution nehmen, das übrige Gott und der Zeit befehlen. Und wir sind euch hiermit in Gnaden wohlgewogen." Das ist die Sprache einer schwächlichen Natur, die den Mangel an Entschließungskraft vor sich selbst zu rechtfertigen sucht mit dem bewiesenen guten Willen. Aus dem gleichen Bedürfnis, aus dem Verlangen, die Wucht der landesfürstlichen Verantwortung sich zu erleichtern, ist wohl der Plan entstanden, in dem „Geheimen Rat" eine Behörde zu schaffen, die bereits den Charakter der späteren Staatsministerien aufweist. Regelmäßige Beratungen, eine genau vorgeschriebene Geschäftsordnung, eine genaue Teilung der Kompetenzen gaben dieser Behörde einen fast modernen Charakter. Sie mußte zugleich von Anbeginn in eine Art von Gegensatz treten zu den Ansprüchen des Adels, der für sich das Vorrecht in Anspruch nahm, der geborene Berater des Fürsten zu sein. In dem Geheimen Rat, dem auch Bürgerliche angehörten, die das Vertrauen des Landesherrn besaßen, erblickt

Droysen mit Recht den Anfang des preußischen Beamtentums. In ihm war der erste Schritt aus dem ständischen Territorialstaat heraus vollzogen.

Hier lagen aber die letzten Wirkungen noch in der Zukunft. Durchgreifende Neugestaltung konnte der Versuch zunächst nicht bringen. Und durchgreifend war auch das Mühen Joachim Friedrichs nicht, den konfessionellen Hader, der die Lutheraner und die Reformierten verderblich gegeneinander trieb, zu hemmen und die gesammelte Kraft gegen das Vordringen Roms zu mobilisieren.

Auch in der kirchlichen Frage hat es an Erlassen und Beratungen nicht gefehlt, aber der Kurfürst hat dennoch die Verknöcherung, in die das Luthertum unter dem Einfluß einer starren und unduldsamen Orthodoxie verfiel, weder zu bannen vermocht, noch wagte er den kühnen Schritt, sich offen zu jener Richtung der Protestierenden zu bekennen, die, entschieden demokratisch und modern in ihrem Wesen, die Kraft besaß, auch politisch die Nation mit frischem Leben zu erfüllen.

War sein Nachfolger anderer Art? Erschien endlich der Mann, der bestimmt war, die große Aufgabe der Hohenzollern zu erfüllen und die politische und geistige Führung der Nation in bewußtem Gegensatz zu Habsburg und dem Papismus durchzuführen? Wurde endlich ein Nachkomme Friedrichs des Ersten der Bannerträger eines neuen, der Ghibellinen würdigen Gedankens, der nicht mehr den Grenzen des alten Römerreichs galt, sondern, mit aggressiven Tendenzen gegen Osten gerichtet, die Herstellung eines Nationalstaates, soweit die deutsche Zunge reicht, als Ziel erwählte?

Auch Johann Sigismund, der jetzt folgte, hat nicht durch kühnes, kriegerisches Wagen und nicht durch überlegene, staatsmännische Weisheit um seinen Namen einen Strahlenkranz ge-

woben. Auch ihm fehlte die rücksichtslose Kraft, die über das Hindernis hinwegschreitet, selbst wenn es ein blutender Leib ist, die nicht nach den Fallenden und Sterbenden sieht, sondern das Auge unverrückt zum Ziele wendet. Nicht die Tugend, sondern der Wille ist der Herr der Geschichte. Gehört, wie Schoppenhauer sagt, „zu dieser Welt, wo die Würfel eisern fallen, ein eiserner Sinn, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschheit," so muß mit dem dreifachen Erz der Kühnheit, der Leidenschaft und der alles beherrschenden Weisheit gerüstet sein, wer seinem Zeitalter das Gesetz bestimmen will.

Johann Sigismund aber war ein Mann von weichem Charakter und von einer zarten Bedenklichkeit des Gewissens, die in einer Zeit der Falschheit und der Intrigue nur spärlichen Gewinn erzielen konnte. Die humanistischen Ideen des versinkenden Jahrhunderts hatten ihn innig berührt, von rein konfessionellem Vorurteil war er freier, als einer seiner fürstlichen Zeitgenossen. Aber Konflikten, die ihn bedrängten, trat er nicht mit Herrenwillen entgegen, sondern vorsichtig suchte er sie zu vermeiden, und er achtete ebenso sorgsam auf das Recht des Gegners wie auf das eigene. Auch sein Übertritt zum Calvinismus war nicht politischen Gründen entflossen. Mußte doch alles ihn schrecken, schon äußerlich in einen Gegensatz zu der überwiegenden Mehrzahl seiner Untertanen zu treten: in Preußen, das ohnehin mit wilder Leidenschaftlichkeit der Vereinigung mit Brandenburg widerstrebte und um der Libertät willen den Polen die nationale Ehre preiszugeben bereit war, wie in den Erblanden herrschte das Luthertum, in den neuen Besitzungen am Rhein hielten sich beide Konfessionen die Wage. Der Entschluß ist nicht aus klugen, taktischen Gründen, sondern aus einem inneren Bedürfnis gereift: aus der Abneigung gegen den Bodensatz an Rückständigkeit, der von dem funkelnden

Wein der geistesbefreienden, knechtschaftlösenden Lehre des Wittenberger Reformators im Kelche geblieben war, und aus der Empfindung, daß allein auf der Seite der Reformierten die Bewegung, das Leben, die Entschlußfreudigkeit und die Tat standen. Der Übertritt des Ordenslandes, die Säkularisation der geistlichen Herrschaften waren revolutionäre Taten gewesen, der Geist der Revolution aber lebte nur fort unter den Anhängern Calvins, nicht in dem streng autoritären, wieder in den Fesseln der toten Formel liegenden Luthertum. Johann Sigismund hat bei seinem Übertritt aus „der leidsamen Trägheit des erstarrten Luthertums" in die Gemeinschaft jener Kirche, die allein noch die politischen Gedanken der Reformation mit kriegerischem Mute verfocht, die letzten Folgen kaum geahnt, hat nicht gewußt, welche Bedeutung es haben sollte, daß sich die Hohenzollern eng mit dem Hause Oranien verbanden, daß er auf diesem und auf keinem anderen Wege den Grundstein legte zu dem köstlichen Bau der konfessionellen Duldsamkeit, der Vorurteilslosigkeit in allen Glaubenssachen, dessen schimmernde Zinnen noch in unsere Tage ragen. Er folgte der Stimme seines religiösen Gewissens, die vielleicht geweckt war durch die frischen und freien Eindrücke seiner im deutschen Westen verlebten Jahre. Dort hatte den feingebildeten Mann das geistig bewegte Leben gewonnen, dort hatte er aber auch erkannt, daß solches Leben nur möglich war in der freiheitlichen Atmosphäre einer Lehre, die eben durch ihre Regsamkeit und Behendigkeit im Gegensatz stand zu dem erstorbenen Gebilde des mißverstandenen und nach übler Richtung entwickelten Luthertums. Der schwülen Reaktion der Gegenreformation konnte nur die Verheißung geistiger Freiheit, wahrer Humanität und edler Weltlichkeit siegreich begegnen, und diesen Geist hatte der lutherische Fanatismus erstickt.

Johann Sigismund aber hat den sittenlosen Gedanken, der in dem ‚cujus regio ejus religio' lag, nie zur Tat umgesetzt, er hat niemals auch nur den leisesten Druck geübt, um sein Volk mitzureißen in eine Richtung, der es widerstrebte. Noch immer ist sonst, wo die bürgerliche Gewalt sich zugunsten einer Religionsmeinung erklärte, die Unduldsamkeit die notwendige Folge solcher Parteilichkeit gewesen, und die Unduldsamkeit hat noch immer den Scheiterhaufen errichtet. Im Fortschritt der Zivilisation, sagt Buckle, erweitert sich der Spielraum des Geistes, sein Horizont gewinnt an Umfang, die Hartnäckigkeit seiner Haltung läßt nach, bis er einzusehen beginnt, daß ein Glaube, der gut und natürlich ist für den Einen, für den Anderen schlecht und unnatürlich sein mag, und daß wir, weit entfernt, uns in den Gang religiöser Überzeugungen zu mischen, uns damit begnügen sollen, nur in unser Inneres zu blicken, unsere eigenen Herzen zu erforschen, das Schlechte an unseren Leidenschaften zu mildern und den unduldsamen Geist, der zugleich die Ursache und die Wirkung aller theologischen Zänkerei ist, gänzlich auszurotten. Jene Toleranz, der wir es danken, daß wir Deutschen zugleich fromm und frei empfinden können, ist geboren worden aus dem Geiste des Luthertums, das den hochmütigen Wahn einer alleinseligmachenden Kirche grundsätzlich verwarf; aber sie war erstarrt, als herrschsüchtige Theologen den ursprünglichen Geist der Reformation verrieten und der weltlichen Wissenschaft Richtung und Grenzen vorzuschreiben sich erkühnten. Da hat das Heldentum der Calvinisten den Geist der Toleranz und damit auch das echte Luthertum gerettet. Folgen und Gedankenreihen, die fernab lagen von dem Horizonte Johann Sigismunds; nur wen Gott begnadet hat, der mag in den Keimen der Gegenwart die volle Reife der Zukunft erkennen.

Das Religionsedikt, das Johann Sigismund nach seinem Übertritt verkündete, zeigte zum erstenmal den wahren Weg zum Frieden: „Auch wollen," so heißt es darin, „Seine Kurfürstliche Gnaden zu diesem Bekenntnis keinen Unbekehrten öffentlich oder heimlich zwingen, sondern den Kurs im Laufe der Wahrheit Gott allein befehlen, weil es nicht an Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen gelegen ist". Ein Kanzelparagraph, der das Zanken, Verketzern und Verlästern des Andersgläubigen verbot, hat die Ergänzung des Toleranzediktes gebildet. Wer sich nicht fügen wolle, der solle „an solche Orte ziehen, da ihm solch unchristliches Wüten, Toben, Schreien, Schmähen, Lästern, Verteufeln und Verbannen anderer Christen nachgegeben und zugelassen sei." Aber mit dem Schlagwort: „Man darf dem Heiligen Geiste nicht das Maul verbinden," erhob sich dennoch der Zelotismus; in Berlin kam es zu wildem Aufruhr, in dem die Häuser der reformierten Räte und Geistlichen erstürmt und zerstört wurden, und in Preußen forderten und erlangten die frommen lutherischen Stände über den Kurfürsten hinweg von dem polnischen, im Bann der Jesuiten stehenden König ein Mandat, in dem das Verbot des Lästerns von der Kanzel herab kassiert wurde.

Johann Sigismund hat sich das Recht seines Glaubens nicht ohne ein schweres Opfer erkauft: er verzichtete auch dort, wo ihm das Patronatsrecht zustand, auf die Entscheidung über die Besetzung der geistlichen Ämter und gab so der ständischen Libertät noch eine neue Stütze. Mit der gleichen Entsagungskraft hat er auch einen Teil der ihm in den jülichschen Landen zustehenden Rechte preisgegeben und im Vertrage von Xanten die Hälfte des Erbes dem pfälzischen Rivalen überlassen. Sich durchzusetzen, gebrach ihm die Kraft: „Ich vertraue, daß Gott raten und taten und alles nach seinem väterlichen Willen, welcher

der beste ist, bestellen wird; es ist nicht meine, sondern seine eigene Sache, es geht seine Ehre und seine Kirche an; ich kann nichts anderes, als fleißig beten. Will er mich als Werkzeug gebrauchen, so geschehe sein Wille; er legt mir zwar große Verantwortung auf, aber ich bin sein Knecht," so schrieb der Kurfürst beim Beginn der Wirren. Jener Friedrich, der in Schlesien einbrach, mit bewaffneter Hand sich das Erbe zu holen, war von anderem Holze.

Nur dem Druck des Krieges, mit dem Gustav Adolf Polen überzog, verdankte es der Kurfürst, daß ihm nach Albrecht Friedrichs Tode die Nachfolge in Preußen nicht bestritten wurde.

Er hat noch den ersten Ausbruch des furchtbaren Wetters erlebt, das, alle Saaten vernichtend, über Deutschland hereinbrach, er hat noch die Schauer des nahenden Schreckens empfunden, aber seine weich organisierte Natur vermochte schon den ersten Stürmen nicht stand zu halten, sie brach zusammen und ließ einem Anderen das Feld.

Fünftes Kapitel.

Nacht und Morgenröte.

Der erste anspruchsvolle Versuch, die Geschichte der Hohenzollern nach den Marxistischen Grundsätzen und „in der klaren Erkenntnis der Entwickelungsgesetze aller bisherigen Gesellschaftsformen" darzustellen und sie als „die notwendige Folge ökonomischer Wandlungen" zu entwickeln, dieser wunderliche Versuch, die Wirkung der Ideen und der Persönlichkeiten, in deren Seele sie lebten, völlig auszuschalten und lediglich Steuerfragen, Getreideproduktion und Handelsbedürfnis als bewegende und entscheidende Faktoren zu bezeichnen, stand naturgemäß dem ungeheuren und vielfältigen Problem der Revolution in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ratlos gegenüber. Nur die bescheidene Erklärung wird versucht, daß hinter Spanien, der ersten absolutistisch regierten, straff zentralisierten Militärmacht der neueren Zeit, die ganze Kraft des südeuropäischen Kapitalismus stand, für den wiederum „die Unterwerfung der Niederlande und Englands eine Lebensfrage bildete." Ohne Erläuterung und Beweis folgt weiter die These: „Die Niederlande aber waren nur zu treffen, wenn Spanien auch von der Ostsee aus ihren Handel vernichten konnte. Den Weg zur Ostsee mußte ihm das verwandte Habsburgische Österreich und das befreundete Polen bahnen. So zwang der Trieb, die Monopolstellung im Kolonialhandel zu behaupten,

zu einer großen europäischen Koalition, zu einem Kampfe um die Herrschaft im ganzen alten Europa. Der Kapitalismus andererseits in den Niederlanden, in England und Frankreich heischte das Zerbrechen des spanischen Monopols. Ihr Interesse stellte sie auf die Seite der deutschen Fürstenklasse gegen den Kaiser und Spanien. Die möglichste Freiheit der deutschen Fürsten war der beste Schutzwall für den westeuropäischen Kapitalismus. In Deutschland mußte der Zerfall in hunderte von Einzelstaaten vollendet werden, damit in Westeuropa der nationale kapitalistische Staat sich entwickeln konnte. Den wirtschaftlichen Fortschritt der Welt hat Deutschland mit zwei Jahrhunderten jämmerlichster Zersplitterung und Verarmung bezahlt."

Etwas kürzer und etwas drastischer ausgedrückt lautet der Gedankengang: der spanische Kapitalismus bekämpfte den Kapitalismus der Niederlande; da er, was er freilich nie versucht hat, den Gegner nur von der Ostsee aus treffen konnte, so mußte Deutschland mit dem Zerfall in Hunderte von Einzelstaaten büßen.

Was ist das für eine Lösung der komplizierten, aus tausend Brunnen quellenden Energien, die das geschichtliche Leben bestimmen! Da erhebt sich vor uns, aus dem grauen Nichts gewachsen, immer furchtbarer schwellend wie Faustens Pudel — „Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus! Schon sieht es wie ein Nilpferd aus!" — die Schattengestalt des Kapitalismus und krallt sich mit gierigen Fingern der Menschheit in das Herz. Wie eine geheime Verschwörung gibt er das entscheidende Stichwort aus, und Könige werden ermordet, Völker verbluten. Er lehrt die Menschheit, daß jeder Widerstand, jedes Ringen des Einzelnen und der Nationen vergeblich ist, und so entsteht die Geschichte, gleichmäßig, öde, trostlos. Und

alle die in unendlicher Zahl aus einem vergangenen Jahrtausend strömenden Quellen sind erstickt, alles Singen und Klingen ist verhallt, der Wille, der Ehrgeiz, die Eroberungssucht sind gestrichen aus den Motiven der Menschheit, und im Wesenlosen versinkt die Macht der Ideen. „Der Kapitalismus“, nicht „die Kapitalisten“ zerstören die Welt, wie sie Marxens Epigonen sich darstellt. Denn die Kapitalisten wären immer noch Wesen von Fleisch und Blut, greifbare Gestalten, abgeschlossene Willenseinheiten, wie die Fugger oder die Nobili von Venedig. Aber der Kapitalismus! Herz und Sinne erzittern vor diesem Wort, das alles umfaßt, was selbstsüchtig das Eigentum des Armen an sich reißt, was die Saaten zertritt, den Freien zum Sklaven macht! Er ist mächtig wie Gott und unentrinnbar wie das Schicksal. Er ist niemals produktiv — denn das würde ihn rechtfertigen — er schafft nicht Arbeit und Brot, sondern er gleicht dem Götzen mit feurigem Innern, der seine Opfer verschlingt und dennoch niemals Sättigung empfindet.

Und doch hat selbst Friedrich Engels zugeben müssen, daß nicht die ökonomischen Faktoren allein die tätigen Kräfte geschichtlicher Gestaltung und die einzigen Grundlagen sind, durch die alle Formen des kulturellen Lebens bestimmt werden, daß vielmehr die ökonomischen Faktoren nur neben der Reihe der anderen daherziehen, daß „Rechtsformen“, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und Dogmen auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe wirken: „Es sind also unzählige, einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfte-Parallelogrammen, daraus die Resultante — das geschichtliche Ereignis — hervorgeht, die selbst wieder als das Produkt einer als Ganzes bewußtlos und willenlos wirkenden Macht angesehen werden kann. Denn was jeder Einzelne will, wird von jedem Anderen verhindert, und was herauskommt, ist etwas,

das keiner gewollt hat." Hier wird in der Tat schon deutlich empfunden, daß mit der mechanischen Auffassung des Materialismus keines von den tausend Rätseln der Geschichte gelöst wird und daß auch die Katastrophe eines Jahrhunderts nicht erklärt werden kann aus dem „Bedürfnis des spanischen Kapitalismus, die Niederlande von der Ostsee aus anzugreifen."

Fällt aber dieser Mechanismus, so fällt auch die Lehre, so fällt das innere Recht der „Hohenzollernlegende", so ist der Weg eröffnet zu dem einseitigen und doch so große Wahrheit bergenden und kühnen Satze, daß Männer die Geschichte machen.

Aber der Mechanismus der materialistischen Auffassung ist eine Grundbedingung des Sozialismus. Der Satz von Marx: „Mit der Erwerbung neuer Produktionskräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, ändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse: die Handmühle „ergibt" eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten — dieser Satz schafft allein die Grundlage, auf der die Lehre Maurenbrechers erblüht. Und wenn der Meister weiter sagt: „Dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen; doch sind diese Ideen, diese Kategorien ebensowenig ewig, wie die Verhältnisse, die sie ausdrücken, sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Produkte", so mußte auch hier der Schüler folgen. Da erscheint, wie E. H. Schmidt*),

*) Der Idealstaat von Dr. Eugen Heinr. Schmidt.

zutreffend bemerkt, der Feudalismus nicht mehr als das Resultat jener ungeheuren Umwälzung der Gedankenwelt, die, vom kirchlichen Christentum ausgehend, die ungebrochenen trotzigen Barbaren, deren Erzieher die Priester waren, schließlich in tief erniedrigte, moralisch gebrochene Knechte der Priesterschaft und der weltlichen Machthaber verwandeln sollte, die auf einer Weltanschauung fußte, welche den Despotismus in der entsetzlichsten Form verherrlichte und die Selbsterniedrigung als das einzige Heil verkündete. Der Nachhall aus den Urwäldern Germaniens, der Riesenkampf der Geister im untergehenden Römerreich ist verstummt, die Ideenwelt, die sich in Plato, in Augustinus verkörperte, ist in nichts verflogen als „historisches, vergängliches, vorübergehendes Produkt," mit dem die Geistesbewegung des folgenden Zeitalters zu erklären, törichte Ideologie sein würde. Die Erklärung im Sinne der materialistischen Weisheit ist ungleich einfacher. Die tiefgreifende Wandlung des Intellektes und der Lebensgestaltung des Mittelalters wird durch irgend einen Wechsel in der mechanischen Weise der Produktion erklärt, für den Marx kein zutreffenderes Symbol und Beispiel anzuführen weiß, als die Handmühle, die „eine Gesellschaft mit Feudalherren ergibt," jene Handmühle, die nicht bloß die Römer kannten, die wir nicht bloß in der Odyssee und in der Bibel finden, deren erstes Modell uns sogar schon aus der Zeit der Pfahlbauten entgegentritt! So konstruiert aus dem vagen, unfaßbaren Bedürfnis des spanischen Kapitalismus die „neue Geschichtsschreibung" die ganze Entwickelungsreihe, die aus unzähligen einzelnen Gliedern besteht, deren bedeutsamsten Teil aber jene Fülle religiöser Ideen bildet, die in ihrer verschiedenartigen Modifikation weder durch Gegensätze des Klimas noch durch Differenzen der Produktionsfähigkeit von Land und Leuten erklärt werden können. Die Idee der

kirchlichen Weltherrschaft, der Überordnung des geistlichen Regiments über den Staat, der Protest und das Ringen der freiheitsbedürftigen Individualität, wie sie in der Renaissance und im Humanismus schon zum Ausdruck gelangten, das Verlangen, den Widerspruch zwischen dem Denken und dem Wollen, dem religiösen und dem sittlichen Leben aufzuheben und das Dasein nach der erkannten Wahrheit zu gestalten, die neue Gewißheit, daß nicht der Gedanke, sondern die Tat das Schicksal der Völker bestimmt, all die Wirkungen, die aus Luthers begeistertem Gemüte strömten, alles, alles ist nichts. Zweck und Bedeutung hat nur die Handmühle, die das Leben reguliert und bestimmt, die das Schicksal ist. Dampfmühlen „ergeben" den Kapitalismus, und der Kapitalismus entfacht den Krieg! So wird die Geschichte ein furchtbarer Automat, aus dem nach unausweichlichen Gesetzen alle Lebens- und Bewußtseinsformen hervorgehen. Uns anderen aber gilt in der Fülle der Motive das ökonomische Bedürfnis nur als ein einzelner, mitwirkender Faktor, neben dem, unter- oder übergeordnet, im bunten Wechsel politische Machttendenzen und geistige Bewegungen entscheiden. Denn der Träger alles geschichtlichen Werdens bleibt der Mensch.

Und so wurde die Katastrophe des siebzehnten Jahrhunderts nicht aus materiellen Interessen geboren, sondern aus dem Kampfe der sich ausschließenden und darum unnachsichtigen Überzeugungen. Wo aber Leidenschaft gegen Leidenschaft ringt, wo die Glut des Glaubens zu der sengenden Flamme des Fanatismus entfacht wird, da wird der dem Verderben zuerst geweiht sein, der es ängstlich vermeidet, ein Bekenner zu sein. Im Sturm ist die Angst ein schlechter Kompaß.

Georg Wilhelm aber hat diesen Kompaß gewählt. Wie freudig und tapfer nahm Friedrich von der Pfalz die Ver-

teidigung der Ideenwelt auf, die Luther erschloß! Wie stellte sich ihm in finsterer Entschlossenheit der Herrschaftsgedanke Habsburgs entgegen! Wie trieb dagegen in wirbelnder Hast das Land der Hohenzollern dem Abgrunde zu, „so lange Georg Wilhelm aus matten Augen schläfrig in die Welt blickte!" Und wie haben sich später die Dinge jäh gewandelt, als sein Sohn Friedrich Wilhelm die Macht seines Willens ins Spiel warf! Männer machen die Geschichte!

Georg Wilhelm wäre in gleichmäßig ebenen oder leise bewegten Zeiten vielleicht ein Landesvater geworden, an dem die Geschichte wie an so vielen gleichmütig vorbeiging. Aber wenn auch der Widerstreit, der seit einem Jahrhundert die Welt erfüllte, trotz seines universalen Charakters vorher sich doch nur in kleinen Gegensätzen bewegte, so nahm jetzt alles gewaltige Dimensionen an, so wuchs jetzt alles ins Riesenhafte hinaus, aus Winkeln und Tiefen kroch es empor, und es kamen Jahre, in denen ein einfacher Edelmann, Albrecht von Waldstein, der Welt das Gesetz seines Willens aufzwang. In dem Kampfe gegen das dem deutschen Boden längst entwurzelte Haus der Habsburger keimte vielleicht noch ein letzter Rest nationalen Bewußtseins. Aber wie dürftig war dieser Rest! Wie sank alles dahin in dem Schutt des doktrinären Liberalismus, der sich jedem Interesse der Gesamtheit versagte, und in der Selbstsucht der territorialen Herren! Wie rächte sich jetzt jenes ständische Wesen, das in dem Fürsten nur den Zwingherrn, den Feind seiner Freiheiten sah und ihm selbst in gärender Zeit die Mittel zum Kampf und damit zur Rettung versagte!

„Wie sollten die Stände Steuern bewilligen, die nur zu ihrer eigenen Abschlachtung bestimmt waren" — so rechtfertigt Maurenbrecher die Vergangenheit. Es ist das dieselbe sittliche

Auffassung der nationalen Pflichten, die aus der Kontroverse zwischen Otto von Bismarck und dem Liberalismus hervortrat, als ein Epigone der „ständischen Libertät" im preußischen Landtag die Begeisterung der Freiheitskriege auf die Verheißung einer Verfassung zurückzuführen unternahm: „Ich fühle mich gedrungen, dem zu widersprechen, als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten. Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewaltherrn erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle betäubt werden zu lassen." Daß die ständische Freiheit sich dem höheren Gedanken der nationalen Unabhängigkeit unterordnen muß, ist eine Weisheit, die überall, nur in Deutschland nicht, auf den Gassen gepredigt wird.

Nicht um ein Fürstenrecht, das von den Volksinteressen losgelöst war und ihnen widersprach, hat es sich damals und in der Geschichte der Hohenzollern gehandelt, nicht um dynastischen Egoismus, sondern um identische Interessen von Fürst und Volk. Denn Fürst und Volk gehören zusammen, und des Einen Gewinn ist auch der Gewinn des Anderen. Nur die Opferwilligkeit der Stände konnte eine Armee, und nur eine Armee die Sicherheit des Landes schaffen. Das ist so einfach, so klar, daß selbst die „materialistische Geschichtsdarstellung" an dieser Alternative nicht vorübergleiten kann: „Nur eine Armee konnte die Polen, Spanier oder Niederländer abhalten, den Frieden zu brechen. Nur sie konnte das Liebäugeln der Stände mit dem Ausland endgültig unter-

binden und ihren Gehorsam erzwingen. Eine Armee, die nur dem Kurfürsten selbst gehorchte, mußte aus innerer Notwendigkeit das Ziel des fürstlichen Strebens werden. Nur die Armee garantierte die fernere Existenz dieses zusammengeheirateten Ländergemisches. Aber der Kurfürst hatte keine eigenen Einnahmen, nie sollte er die Möglichkeit haben, auch nur ein paar Regimenter in die Hand zu bekommen!" Die Folgerung aber, daß die „Libertät", dieses stumpfe Palladium eines stumpfen Doktrinarismus, bewußt oder blind die Gesamtheit und sich selbst der Vernichtung preisgab, daß es eine große, für die Nation eine rettende Tat war, als Friedrich Wilhelm die Libertät zertrümmerte, um in der Armee einen Schutzwall gegen die Fremdherrschaft zu schaffen — diese Folgerung wird nicht gezogen. Wir Anderen aber ziehen sie, nicht aus Haß gegen die „Libertät", sondern in freier Überzeugung und der wunderlichen Parallele gedenkend, die jene andere Zeit bot, da auch die Libertät sich gegen die Heeresreform wehrte, während schon die blutige Morgenröte dreier Kriege heraufzog.

Johann Sigismund und sein Sohn haben von den Ständen die Mittel zur Errichtung einer genügenden Wehrmacht gefordert, wie früher Joachim Friedrich. Aber diese Mittel zu einer dauernden Rüstung sind ihnen stets versagt worden: die Schwäche der Landesherren galt den Ständen als eine Bürgschaft ihrer eigenen Stärke. Billige Weisheit, daß der Groschen, rechtzeitig gezahlt, den Taler erspart! Aber diese Weisheit, die auch im zwanzigsten Jahrhundert jeder Stein und jede Steppe von Südwest-Afrika predigt, haftet nirgends im Gehör, und auch die Weisheit nicht, daß schlecht für Frieden und Freiheit sorgt, wer sich der Kriegswaffen beraubt. Die Wehrlosigkeit erst lockt die Gewalttat herbei; der Starke, nicht der Schwache bestimmt die Stunde der Entscheidung.

Friedrich Wilhelm I. hat später, als Beherrscher von drei Millionen, ein stehendes Heer von achtzigtausend Mann geschaffen, eine Truppe von erlesener Schlagfertigkeit, die künftigen Sieger von Roßbach und Leuthen; Georg Wilhelm, der dritte in der Reihe seiner Vorgänger, hat in der kritischen Zeit, als Gustav Adolf nach Deutschland kam, nur mit Mühe die Stände vermocht, daß sie ihm für kurze Zeit dreitausend Mann bewilligten; als die Gefahr des Unterganges die Marken und das Hohenzollernhaus so nahe berührte, wie nie zuvor, da haben sie die Zahl auf neunhundert vermindert. Ständische Weisheit gab sich zufrieden, wenn die wenigen Festungen, in denen man den wertvollsten Besitz geborgen, eine Besatzung erhielten. Als des schwedischen Königs Hand märkisches Land angriff, da streckte schon beim Anblick des Gegners die Brandenburger Kriegsmacht die Waffen. In den unerhörten Wechselfällen eines Weltkrieges ein Volk ohne Wehr!

Mit dem liberalen Doktrinarismus verband sich die konfessionelle Abneigung der Lutheraner gegen den Calvinismus des regierenden Hauses, um den Geist der Hingebung und Opferwilligkeit zu lähmen. Stand doch überdies dem Kurfürsten in dem Grafen Schwarzenberg sogar ein katholischer Ratgeber zur Seite! So konnte es geschehen, daß auch des Großen Kurfürsten Versuch, die militärische Anarchie zu durchbrechen und die Organisation einer bescheidenen Heeresmacht zu schaffen, trotz all der eindringlichen Lehren der letzten Jahrzehnte auf den ständischen Konventikeln den heftigsten Widerstand fand. Statt alle Kräfte anzuspannen, schränkte man, was man zuerst bewilligt hatte, immer weiter ein, um schließlich zu erklären, daß man nur ein Dutzend Kompagnien bewilligen könne. Städte und Ritterschaft stritten erbittert um die auf sie entfallende Quote und erhoben gegeneinander fruchtlose Anklage;

das Gemeingefühl erstickte in der Sorge um den Geldsack. Als nach dem westfälischen Frieden die Marken von Schweden aufs neue bedroht wurden und der Landesherr die Stände um Hilfe anrief, da forderten sie abermals, statt die Mittel zur Verteidigung zu gewähren, eine Reduktion der Truppen und legten einen Entwurf vor, der haarscharf bewies, wie mit sechzehnhundert Mann das Land hinreichend gedeckt sei, wie man mit fünftausend Talern monatlich die gesamte Heeresorganisation bestreiten könne: „Und stehen sie hingegen," so heißt es bezeichnend in ihrer Eingabe, „auch in der untertänigsten Zuversicht, der Kurfürst werde ihre gehorsamste Bezeigung nicht zu ihrem eigenen Verderb und Schaden gereichen lassen, noch ex absoluta potestate ihnen das zulegen, was von gesamten Ständen nicht bewilligt, ihnen auch zu leisten unmöglich sei." Als aber Friedrich Wilhelm ihrem Begehren nicht entsprach, da präsentierte sich wieder die nackte Jämmerlichkeit: Solches gereiche ihnen zu wirklicher Beschimpfung, und wüßten sie nicht, womit sie es verschuldet hätten; bei anderen Potentaten werde es viel anders gehalten, und „haben wir unser unglückliches Fatum billig zu beklagen". Warum wolle denn „der Kurfürst den anderen Potentaten an Güte und Mildigkeit nachstehen, diesen eigentlich fürstlichen Tugenden, durch welche Fürsten den Göttern gleichgemacht wurden?" Es seien freiwillige, nicht notwendige Bewilligungen, wenn sie zum Unterhalt der Truppen im Frieden überhaupt etwas gewährten.

Gewiß, der nationale Gedanke war erloschen, er hatte seine Lebenskraft verloren, als der letzte große Versuch einer Reform gescheitert und Sigismunds Pläne vereitelt waren. Aber selbst die Heimsuchungen und Leiden des großen Krieges vermochten nicht einmal eine Art von partikularistischem Patrio-

tismus, von territorialem Gemeinschaftsgefühl zu erwecken. Als der große Kurfürst die Stände daran erinnerte, daß sie auch für Pommern eintreten, daß Einer für Alle und Alle für Einen stehen müßten, da fand er nirgends Verständnis. So konnte Brandenburg nur emporsteigen, wenn die Fürsten der Stände Herr wurden und den Staatsgedanken gegen die „Libertät" zu Geltung zu bringen verstanden. Die „Landesreverse, denen Herrschaft und Untertanen vinculieret sind", mußten fallen, sobald sie zur Fessel, nicht zum Hebel des Erfolges, der Sicherheit wurden; der monarchische Absolutismus mußte die notwendige Frucht des ständischen Doktrinarismus werden. Auch Bismarck und Roon stellten das Recht der Krone dem Willen des Parlamentes entgegen zum Glück der Gesamtheit. Sicherlich ist die Diktatur ein Übel, aber sie ist nicht der Übel größtes.

In der Tat hat Friedrich Wilhelm später unternommen, was sein schwacher Vater zu tun nicht gewagt hat. Er hat gegen die Stände regiert, als es unmöglich wurde, mit ihnen zu regieren. Er mußte zu diesem revolutionären Mittel greifen, als vor ausbrechendem Kriege die Stände im Westen eine Erklärung erließen, „ihre gnädigsten Landesherren hätten sich unterstanden, ein großes Kriegsvolk zu armieren, ohne der Landstände Vorbewußt, Konsens und Bewilligung", als sie dann, wie es im Jahre 1905 die magyarischen Stämme versuchten, die Eingesessenen des Landes, die Richter und Rentmeister anwiesen, den Gehorsam zu weigern, sich „zur Gravierung der Untertanen" nicht gebrauchen zu lassen, die Kontributionen zu verweigern und das Erpreßte wiederzufordern, als auch die Stände der Kurmark auf des Landesherrn Antrag, ihm Mittel zur Werbung zu bewilligen, auf ihre Vorrechte verwiesen und erklärten, daß der Kurfürst „nach-

gerade mit Landen und Leuten genugsam gesegnet sei". Auf den Trümmern der Libertät erstand erst die Monarchie; bei Fehrbellin erhielt sie ihre Bluttaufe.

Aber noch waltete Georg Wilhelm, noch mußten zwei Jahrzehnte sich füllen mit Blut und Tränen, ehe der Sohn bewies, was ein einzelner Mann in der Geschichte bedeutet.

Georg Wilhelm war ein Mann von der Weise seiner letzten Vorgänger, nicht besser und nicht schlechter. Sein Wahlspruch: „Dem tapferen Herzen ist nichts unmöglich!" klingt wie ein Spott auf sein eigenes Wesen und Geschick. Leutselig, höflich und freigebig, durchaus ehrlich, aber ungemein leicht lenkbar, in Glaubensfragen tolerant, war er der Typus eines Mannes, der vor schweren Konflikten zurückschreckt und die Last der Verantwortung für jede Entscheidung nach Kräften von dem eigenen Gewissen ablenkt.

Die Freude am Erfolg, die den Mann der Tat bezeichnet, kannte er nicht, seine Phantasie haftete durchaus im Kreise des Hergebrachten, wagte aber niemals den Flug hinaus in die Zukunft. Darum hat seine ganze Politik etwas Unsicheres und Unklares, sie stellt immer nur den Augenblick in Rechnung, wägt aber niemals die letzten Konsequenzen. Gleich seinen Vorfahren von einer tiefgehenden Devotion gegen das Haus Habsburg erfüllt, gab er sich um so williger den Ratschlägen seines katholischen Kanzlers hin. So wurde sein Hof der Schauplatz endloser Intriguen, eines dauernden Kampfes um den Einfluß, und dieser Kampf nahm um so unerfreulichere Formen an, als auf der einen Seite das konfessionelle Moment sich immer wieder vordrängte, als andererseits die Persönlichkeit des Kurfürsten jeden bestimmenden Willen vermissen ließ. Gustav Adolf hat von ihm das verächtliche Wort gebraucht, daß er „über eine neue Livrey oder ein hübsches Pferd und

ein paar Windhunde sich alles andere aus dem Sinn schlug". Der wackere Carlyle hat wirklich das Rechte getroffen, als er „den Nadirpunkt" des Hohenzollerngeschlechtes und den, der ihn bezeichnete, mit den naiven Worten schilderte: „Der arme Mann! Sein Geschick hat ihn innerhalb der Schußweite dieser gewaltigen Zusammenstöße hingestellt, wo die Titanen mit Felsen gegeneinander kegelten, und er hoffte, durch gewandtes Hüpfen seinen Anteil an dem Spiel zu erwischen." Und charakteristisch ist auch die Anekdote, die der englische Historiker aus der Zeit berichtet, da Gustav Adolf ihn hart um ein Bündnis drängte: „Der König rückte zuletzt bedrohlich gegen Berlin selber vor. Georg Wilhelm und seine Räte trafen mit ihm im Köpenicker Walde zusammen; hier wandelten Georg Wilhelm und seine Räte umher, schickten Botschafter ab, hielten hoffnungslose Beratungen, indem sie einander sagten: „Que faire, ils ont des canons — was kann man tun, sie haben Kanonen!" Viele Stunden auf die Weise um den unbeugsamen Gustav herum, der dastand wie ein unbeweglicher Meilenstein und auf alle Fragen und für alle Kommenden nur eine Antwort hatte: „Que faire, ils ont des canons." Der kleine Friedrich, welcher Friedrich der Große wurde, hat, indem er davon schreibt, etwas ingrimmig Spöttisches in seinem Tone und blickt nicht ohne Hohn auf die bangen Verlegenheiten seines Vorfahren, der so schlimm verkannte, was zu tun an der Zeit war. Seine Schuld wird nur gemildert durch die Schuld der Stände, denn welche Politik stand einem Fürsten offen, dem die ultima ratio, das Schwert, versagt war? Georg Wilhelm hatte nicht die Kraft, den Kampf auch nach innen zu führen. Daß sein Sohn in hoffnungsloser Stunde diese Kraft besaß, bestimmt seine Größe.

Der Leiter dieses haltlosen Fürsten, in dem die Kurve des

Geschickes der Hohenzollern ihren tiefsten Punkt erreichte, um dann jäh zur Höhe zu steigen, wie sie später in umgekehrter Folge von der Scheitelhöhe des großen Friedrich plötzlich auf Friedrich Wilhelm II. sank — der Leiter und vor der Geschichte verantwortliche Staatsmann ist Adam Graf zu Schwarzenberg gewesen, eine von jenen Gestalten, die wie später Bischoffswerder und Wöllner nur Spuren des Unheils in den Boden der preußischen Geschichte gruben. Georg Wilhelm hat den ungeheuer starken suggestiven Einfluß, den der ehemalige jülichsche Landstand auf ihn schon während der Kurprinzenzeit übte, niemals zu überwinden vermocht, er war ihm bis zu seinem Ende in solchem Maße verfallen, daß er alte und bewährte Diener seines Vaters mit ungewohnter Rücksichtslosigkeit von sich stieß, daß ihm Gattin und Sohn vollständig entfremdet wurden. Der Große Kurfürst ist später der Überzeugung gewesen, daß ihm, dem einzigen, in dem sich noch das Erbrecht auf die Marken und Pommern, die Rheinlande und Preußen vereinte, von dem Minister seines Vaters Gift beigebracht wurde. Diese Schuld ist mit voller Beweiskraft nicht festgestellt worden, und auch das ist nicht nachgewiesen, daß Graf Schwarzenberg im Solde des Habsburger Hofes stand. Wohl aber ist es bedeutsam, daß jenes Gerücht den Stempel der Wahrscheinlichkeit trug und daß der Glaube an die unlauteren Beziehungen zur Wiener Hofburg gestützt wird durch den gesamten Charakter der Maßregeln, die auf den Kanzler zurückgeführt werden.

In der europäischen Verwickelung, die der erste Teil des siebzehnten Jahrhunderts heraufgeführt hat, konnte auch unter einem anderen Herrscher Brandenburg noch keine entscheidende Rolle spielen. Aber vielleicht hätte ein freies und nachdrückliches Bekenntnis zu der leitenden Idee jener Zeit, vielleicht

hätte das Bewußtsein, daß es sich um höchste, grundsätzliche Probleme handelte, das Zeitbild verändert und vor allem den Marken die schwerste Zeit des Leidens erspart. Unschlüssigkeit und Verzögerung, so sagte ein englischer Staatsmann, sind die Eltern jedes Mißlingens. Sie bringen der Sache, in der man sie anwendet, jede Möglichkeit des Verderbens und bieten dem Gegner jeden Vorteil und jede Ermutigung. Aber schmählicher noch und verderblicher als das Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen ist der gänzliche Mangel eines Systems. Ist in dem Verhalten Georg Wilhelms ein System zu erkennen? Die Geschichte antwortet: Nein. Hat Schwarzenberg nach einem festen System gehandelt? Nur wenn die stete Rücksicht auf fremde Interessen, auf das Bedürfnis Habsburgs ein System bedeutet, so mag die Antwort bejahend lauten. Er selbst ist Katholik gewesen, die ganze neue Welt der reformatorischen Ideen war ihm fremd, vielleicht auch feindlich, er sah das Heil der Fürsten wie des gesamten deutschen Volkes allein in der Wiederherstellung einer starken Zentralmacht, eines monarchischen Kaisertums, wie es Maximilian erstrebte. Jedoch die Vorstellung, daß die Mark etwas Eigenes sei, daß eine Verjüngung der gesamten Nation nur aus ihrem Innern erwachsen konnte, daß die Habsburger eine Fremdherrschaft bildeten und bedeuteten, diese Vorstellung ist ihm niemals gekommen. Es ist möglich, daß er eine andere Haltung empfohlen hätte, wenn der Kaisermacht eine geschlossene Macht der nichtkatholischen Völker und Fürsten gegenüber getreten wäre, daß er die Marken durch die ungeheure Krise nur führen zu können glaubte, wenn sie mit rücksichtslosem Egoismus den eigenen Vorteil wahrten. Aber dieser Glaube konnte nur so lange einen Schein der Begründung besitzen, als nicht das Restitutionsedikt die Herrschaft der Hohenzollern in ihrem Lebensmark

bedrohte, als nicht durch einen harten Gewaltstreich die geistlichen Stifter, die sich der evangelischen Lehre zugewandt hatten, der römischen Kirche ausgeliefert wurden. Schon die Gewißheit, daß in die alte Märtyrerstadt des Protestantismus, in Magdeburg, ein fanatischer Katholik als Erzbischof einziehen sollte, die weitere Aussicht, daß die reformierten Fürstengeschlechter des Reichs als Rebellen und Ketzer ihre Reichslehen verlieren oder gar ins Elend gehen sollten, und endlich der Anblick der Greueltaten, die von den kaiserlichen Heerführern selbst in den neutralen, selbst in den Ländern verbündeter Fürsten verübt wurden, mußte einen Minister, der in Wahrheit seinem Herrn diente, dazu treiben, den ersten Weg, der sich ihm bot, zur Umkehr zu benutzen. Patrioten wie Knesebeck, Bellin und Winterfeldt haben alles getan, den Kurfürsten von der Verderblichkeit der Politik seines Kanzlers zu überzeugen — vergeblich. Er spielte wohl hier und da mit dem Gedanken der Tat, aber Schwarzenberg wußte immer wieder ihn mit der längst inhaltsleer gewordenen Phrase zu betäuben, daß doch der Kaiser die ihm von Gott gesetzte Obrigkeit und daß jede Auflehnung gegen ihn die Rebellion sei. Soweit war in ihm die Kraft und die Würde der Hohenzollern gesunken, daß er nur zu klagen wußte: „Ich sehe nichts anderes, ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, da ich mich zum Kaiser wende. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll!“ Vergebens mahnten die protestantischen Räte, vergebens drängten sie den Kurfürsten, indem sie ihm selbst den Ausdruck, daß sein Handeln schimpflich sei, nicht ersparten, zum Entschluß: Georg Wilhelm verhandelte nach allen Seiten, schloß niemals ab und

wurde so jedermanns Feind. Und seine Lande wurden jedermanns Beute. Die Stände aber, stets besorgt, zu Kriegslasten herangezogen zu werden, entsannen sich selbst dann nicht ihrer Pflicht, als die Ordenslande dem Orden, die Neumark dem Kaiser und die Altmark einem katholischen Fürsten übergeben werden sollten, als mit der Niederlage Dänemarks die letzte Kraft des Widerstandes gebrochen schien. Als dann mit Gustav Adolfs Landung noch einmal die Rettung möglich war, da war es wohl ein jämmerliches Bild, diesen Landesherrn zu sehen, der hierhin und dorthin sich wendet, bittend stets und beschwörend, niemals heischend und befehlend, niemals selbstbewußt und kühn. Nicht er und nicht ein anderer deutscher Landesfürst haben schließlich das Werk Luthers gerettet, sondern ein schwedischer König und ein französischer Kardinal.

Denn das ist das Seltsame dieser seltsamen Zeit, daß im letzten Grunde der Lenker der Ereignisse und der Mann, der die Weltherrschaft Roms durchbrach, ein römischer Kirchenfürst war: Armand Jean du Plessis, Herzog von Richelieu.

Richelieus Größe war es, daß er feststand auf dem nationalen Boden, auf dem allein der Staatsmann erwachsen kann, daß er kein anderes Ziel kannte, als die Einheit seines Vaterlandes. In der Wahl der Mittel schien er inkonsequent, und doch lag gerade hierin eine furchtbare Konsequenz. Denn er kannte nur das Ziel, nichts anderes. Was Mommsen von der römischen Politik gesagt hat, gilt auch von ihm: Er wich im Unglück keinen Schritt zurück und verscherzte die Gunst des Glückes nicht durch Fahrlässigkeit und Halbheit: Er schlug die Hugenotten vor La Rochelle nieder, als er mit Gustav Adolf im Bündnis stand, er befreite Casale und rief den italienischen Liberalismus gegen Spanien auf, um dann die

Hugenotten im südlichen Frankreich zu schlagen. Er knüpfte mit der englischen Opposition gegen Karl I. Verbindungen an, wie er sich mit Bernhard von Weimar verband, und hatte doch vorher dem Engländer die Schwester seines Königs zur Gattin gegeben. Er hat niemals Mittel und Zweck, niemals den einzelnen Schachzug mit dem Ende des Spieles verwechselt. Nur ein beschränkter Verstand wird übersehen, daß politische Mittel gewechselt werden müssen, nur er wird die verwirrte Behauptung aufstellen, daß der konsequente Gebrauch der als fehlerhaft anerkannten Mittel eine tugendhafte Folgerichtigkeit bedeute. Neuen Ereignissen kann man nicht mit alten Maximen begegnen; es gibt in der Politik keine Pflicht der Logik: Gehorcht der Zeit und dem Gesetz der Stunde. Im Friedrichsruher Gespräch hat Bismarck hierüber gar feine Bemerkungen gemacht: „Viele haben schon von meinen politischen Grundsätzen gesprochen. Den Professoren und ihren Nachbetern tut es unendlich leid, daß ich ihnen nicht ein Symbolum von Prinzipien geoffenbart habe, nach denen ich meine Politik eingerichtet habe. Die Deutschen können sich, weil sie noch eben kaum der politischen Kinderstube entwachsen sind, nicht daran gewöhnen, daß Politik als eine Wissenschaft des Möglichen zu betrachten ist. Die Politik ist keine Mathematik oder Arithmetik. Man hat wohl auch in der Politik mit populären und bekannten Größen zugleich zu rechnen, aber es gibt keine Regeln und keine Formeln, um im voraus das Fazit ziehen zu können.“ Der Vorgänger Bismarcks und der Schüler Richelieus ist der Große Kurfürst gewesen.

Gustav Adolf wieder hat das Glück gehabt, daß seine politischen Bestrebungen, seine Pläne für die Herrschaft Schwedens über die Ostsee, sein Traum von der Gründung eines großen Baltischen Reiches zusammentrafen mit der sitt-

lichen Aufgabe, die er sich setzte. Wenn Richelieu, der Minister eines katholischen Königs und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, im Bündnis mit dem Feinde seiner Kirche eine Macht angriff, die alle Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen verstand, wenn er dennoch gleichzeitig die Ketzer in seinem Lande zu Paaren trieb, so diente für Gustav Adolf der Kampf um den politischen Zweck zugleich der Erhaltung seines Glaubens, und der Krieg, den er zum Schutze des Glaubens führte, diente zugleich dem politischen Zweck. Darum war seine Politik durchsichtig und einfach, darum gab es für ihn keine Mißdeutung und keinen Seitenweg. In ihm liegt nichts Unheimliches, nichts Dämonisches, wie in dem Kardinal von Frankreich. Unzertrennlich verknüpft sich für sein eigenes Bewußtsein mit der kriegerischen Aufgabe der Nation auch der Ernst des evangelischen Glaubens. Richelieu und der dritte in der Reihe der gewaltigen Männer jener Zeit, Wallenstein, der den Pfaffen den Teufel in das Gedärm wünschte, sahen in der Kirche nur ein Mittel für politische Ziele; Gustav Adolf aber erkannte die Idealität seiner geistigen und staatlichen Zwecke, wie er vielleicht unter den Männern seines Jahrhunderts im Streit des Tages am deutlichsten die beherrschenden Momente, den Gegensatz der Gedanken, begriff und erfaßte. Und diese Idealität begriff auch sein Volk. In ihm war die lutherische Lehre streitbar geworden, wie der Calvinismus in Deutschland, in ihm wuchs sie empor zur siegesfrohen Tat.

Es ist ein günstiges Geschick für Gustav Adolf gewesen, daß ihn der Tod in dem Augenblick ereilte, da er die redlichen Protestanten Deutschlands in einen schweren Konflikt der Pflichten stürzen mußte. Er mußte, lebte er länger, die poli-

tische Freiheit desselben Volkes bedrohen, dessen geistige Freiheit er schützte. Das hat schon Friedrich Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges bei aller Bewunderung für seinen Helden nicht verschwiegen: „Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav Adolfs Verschwinden vom Schauplatz, das das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit einem Male hemmt und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung, heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich und in Trümmer fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück begraben. Aber es war nicht mehr der Wohltäter Deutschlands, der bei Lützen sank; die wohltätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf beendet, und der größte Dienst, den er der Freiheit des Deutschen Reiches noch erzeigen kann, ist — zu sterben.“

Die Gefahr, daß die Herrschaft der Habsburger nur durch eine neue Fremdherrschaft ersetzt, daß sein Stammland oder doch Pommern den Einsatz liefern würde, bildet die dürftige Rechtfertigung der von Georg Wilhelm bewiesenen Schwäche

Brandenburg war, um das Gleichnis Rankes zu brauchen, zwischen zwei Mächten eingeengt, die, wie jene kyanäischen Felsen der ältesten Schiffahrtssage unaufhörlich aufeinander platzend, alles, was in ihre Mitte geriet, zu zerquetschen drohten: „Des Kurfürsten Mißgeschick rührte von der Verschiedenheit und Entlegenheit seiner Provinzen, den Entzweiungen seiner Räte her, die zu überwinden er nicht die persönlichen Eigenschaften besaß, vor allem aber von der Überlegenheit der großen im Kampf begriffenen Weltelemente und der Mangelhaftigkeit seiner eigenen Macht." Durch die Stürme und Ungewitter, welche die Zeit bedrängten, rettete Georg Wilhelm wenigstens den dynastischen Besitz seiner Landschaften, nicht jedoch ohne schwere Beschädigung; er hinterließ sie in der äußersten Gefahr und Bedrängnis. Aber in einem solchen Zustand hatte das brandenburgische Staatswesen wenig Wert. Die durch die Vorgänger zusammengebrachten Landschaften boten keine Gewähr, zu einem eigentümlichen und bedeutenden Dasein zu gelangen.

Die „materialistische Geschichtsdarstellung" aber sagt, nur fürstliche Schwäche, die den Adel nicht zu besiegen vermochte, und fürstliche Selbstsucht seien schuldig gewesen an dem Elend des Krieges: „Das Land sollte weiter bluten, damit der Kurfürst ganz Pommern erhielt." Soweit der „Junker", dem sich in gleicher Tendenz das Bürgertum anschloß, nicht allein die Wurzel alles Übels war, soweit waren die Fürsten Verbrecher. Denn um ihres rein privaten und persönlichen Interesses willen, nur damit sie ihren Besitz vermehren können, „muß das Land bluten".

Unter solchem Gesichtspunkt faßt die „materialistische Darstellung" auch die kommenden Zeiten auf, alles Mühen Friedrich Wilhelms um den einheitlichen Preußenstaat, alle Kämpfe um das deutsche Küstenland an der Ostsee, die Häfen von Stral-

sund, Stettin und Kolberg, um die Odermündungen, deren Besitz den Handel der Marken beherrscht, um Ostpreußen, die Feste gegen das Polentum, um das rheinische Erbe. Unter solchem Gesichtspunkt wird all das Aufreibende, wird all das Mühen des jungen Fürsten wieder als der Ausfluß dynastischer Selbstsucht verurteilt, wird es bestritten, daß es ein Zeichen fernsehender Politik gewesen sei, alle Kräfte des Landes einzusetzen, um die Fremdherrschaft im Norden und Osten zu zermalmen. Da muß das persönliche Verdienst erlöschen in der törichten Phrase, daß dann, wenn in Friedrich Wilhelm wirklich der letzte protestantische Sproß des Hohenzollernhauses frühzeitig dahingeschieden wäre, ein anderes Geschlecht, „vielleicht Hannover oder Sachsen", die Rolle Brandenburgs übernommen hätte. Und weil in Friedrich Wilhelm, den schon die Zeitgenossen den Großen nannten, der eigentliche Gründer des Preußischen Staates erstand, weil sein kraftvolles, lebensfrisches Werk sich aus keiner ökonomischen Notwendigkeit erklären läßt, sondern in jedem Zuge den Stempel der persönlichen Schöpfung trägt, deshalb muß der Sohn Georg Wilhelms herabsinken zu einem Durchschnittsmenschen, der durch eine Fülle von Fehlern und üblen Taten schritt. „Auch bei Friedrich Wilhelm hat das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können und die daraus entspringende Ratlosigkeit einen guten Teil des Charakters seiner Regierung bestimmt. Er hat zeitlebens so stark unter dem Banne dieses Mißverhältnisses gestanden, daß seiner Politik auch die allerelementarsten Grundsätze von Treu und Glauben, von Heldenhaftigkeit und Klarheit fehlen." Daß in der Politik auch der scheinbare Widerspruch in der höheren Einheit sich lösen kann, daß ihre Pfade verschlungen und erst vom Ziele aus erkennbar sind, daß der Staatsmann wie mit lebendigen Menschen so auch

mit wechselnden Verhältnissen zu rechnen hat und die Axt erst dann an den Baum legen darf, wenn sie scharf genug ist, ihn zu fällen, das wird außer Rechnung gelassen. Denn die Tendenz bezwingt das Verlangen nach Wahrheit. Gewiß hat Friedrich Wilhelm, als er der Herr der brandenburgischen Lande wurde, zuerst das Bedürfnis gefühlt, freie Hand zu gewinnen, um durch die Wirren der Zeit zu dringen, und sicherlich ist es rühmlich, daß er in seiner Phantasie sich ein künstliches Reich der starken friedlichen Entwickelung träumte. Aber kein Held der Geschichte bestimmt sich die Aufgabe selbst. Auch Kaiser Wilhelm I. war ein Mann des Friedens, und in seinem Enkel lebt ein freier Geist. Und doch vollbrachte der Greis die Jünglingstat, er mußte dreimal ausziehen zu blutigem Ringen; die Jugend aber, die den Schwertglanz liebt, muß resigniert die Weise von der Schönheit des Friedens, verkünden. Friedrich Wilhelm wußte, daß er nur durch heißen Kampf zum Ziele schreiten konnte, und dieses Ziel war die Wahrung seiner Rechte, weil nur so, nur durch einen kraftvollen und abwehrbereiten Staat auch die Interessen der Gesamtheit geschützt werden konnten.

Friedrich Wilhelms Jugend hat unter den Eindrücken gestanden, die das Land der Oranier, die freien Niederlande, in seiner Seele erweckten. Hier lernte er, entrückt dem rauhen Treiben des Krieges, den Wert bürgerlicher Arbeit und jene geistige Freiheit schätzen, die im Gegensatz zu dem finsteren Wesen des in dynastische Fesseln gebannten Altluthertums und zu der geistigen Zwingherrschaft des Papismus die reformierte Lehre noch wahrte. Hier lernte er auch kennen, was die gesammelte, auf einen großen Zweck geeinte Kraft eines Volkes bedeute, hier fühlte er den Gegensatz zu seinen armseligen Landen, die, weit zerstreut, stets gegeneinander gestellt, jedem

Feinde willkommene Beute schienen. Die ganze Dürftigkeit der Kleinstaaterei erfaßt am klarsten, wer den Hochschwung einer geeinten Nation mit brennenden Augen verfolgt.

„Da trat als ein Fürst ohne Land, mit einem Stecken und einer Schleuder, Kurfürst Friedrich Wilhelm ein in das verwüstete deutsche Leben, der größte deutsche Mann seiner Tage, und beseelte die schlummernden Kräfte seines Staates mit der Macht seines Erfolges. Seitdem blieb die Kraft des zweckbewußten königlichen Wollens der werdenden deutschen Großmacht unverloren. Man kann sich die englische Geschichte vorstellen ohne Wilhelm III., die Geschichte Frankreichs ohne Richelieu; der preußische Staat ist das Werk seiner Fürsten. Nur in dem Pflichtgefühl der Krone, nur in dem monarchischen Staatsgedanken finden die verfeindeten Stämme und Stände, Parteien und Kirchen, welche dieser Mikrokosmos des deutschen Lebens umfaßt, ihren Schutz und ihren Frieden.“ So Heinrich von Treitschke.

Aber wie furchtbar aussichtslos war des jungen Helden Lage! In den Marken ein Heer, das zugleich auf den Namen des Kaisers vereidigt war, eine verwilderte, meuterische Schar unter verkommenen Edelleuten: der Kurfürst benutzte klug den üblichen Antrag der Stände — nur jetzt und niemals wieder —, um einen Teil der Truppen zu entlassen, den Rest aber auf den eigenen Namen zu verpflichten. So hat er vor allem die Festungen und hiermit die Unabhängigkeit seines Landes gesichert. Er hatte unter den Räten seines Vaters keine Freunde und Vertraute, in Schwarzenberg sah er den erbitterten Gegner; mit der Fähigkeit, die allein den großen Herrscher bezeichnet, für den rechten Platz die rechten Männer zu wählen, rief er die Waldeck, Löben, Winterfeldt und Götze in seine Nähe; Otto von Schwerin, Wesenbeck, Kleist und

Dohna brachten einen neuen, unternehmenden Geist an den Hof, sie entzündeten sich an seinem Feuer und trugen die Flamme der Begeisterung weiter hinaus in das Land. Er fand den alten, engherzigen Doktrinarismus der Stände in tauber Blüte: er hat ihr Joch noch einige Jahre ertragen, dann wurde er ihrer Meister, wie er schon nach wenigen Monaten innerer Gärung ungehindert über die Landesteile gebot, die nicht in Feindeshand waren. Die Belehnung mit dem Herzogtum Preußen stieß auf Schwierigkeiten bei der polnischen Krone, ohne daß der Kurfürst über das militärische Argument gebot, das ihm sein Recht zu sichern vermochte: er hat die Schwierigkeiten dennoch besiegt. In den Verhandlungen, die immer wieder den Abschluß des Friedens bezweckten, fehlte ihm wohl der Nachdruck, den nur die Schärfe der Waffe verleiht: er suchte die Rettung in den Kombinationen der europäischen Politik, in der Benutzung fremder Rivalitäten, in den mannigfaltigen Verkettungen, die sich aus den widerstrebenden Interessen der Mächte ergaben. Sein Vater hatte sich ähnlich versucht, aber er blieb stets das Opfer, er wurde niemals der Herr der Lage. Jetzt erklang auf Reichstagen und in diplomatischen Verhandlungen der ungekannte Ton der Entschlossenheit, überall spürte man einen energischen Willen. Vor allem aber ist es sein Verdienst, daß er selbst unter Opfern seinem Lande eine Ruhepause, eine Zeit der Erholung schaffte, indem er sich mit Schweden verglich.

Anders freilich das sozialistische Geschichtsevangelium Maurenbrechers, in dem die rasche Verständigung mit Schweden folgenden Kommentar erhielt: „Ein Ergebnis jugendlich-unreifen Optimismus (im entgegengesetzten Fall würde es heißen: jugendlich-brutalen Egoismus), der mitten im Kampf

die Armee entläßt (die ihm nicht gehorcht und gehört) und um Frieden bittet, statt ihn zu erzwingen (mit Waffen, die ihm die Libertät versagt), sind die Verhandlungen dieser Jahre ein bitteres Lehrgeld gewesen. Nur daß nach der Gerechtigkeit der monarchischen Verfassung das Land hat büßen müssen (mit mehrjährigem Frieden), was sein Herrscher verfehlte. Immerhin, Brandenburg hatte nun Ruhe erlangt. Es war doch möglich, an einen Wiederaufbau dessen zu denken, was zwanzig Jahre sich überstürzenden Elends verwahrlost hatten. Eine Aufgabe, würdig eines kraftvollen Herrschers." In der Tat hat Friedrich Wilhelm diese Ruhezeit so benutzt, daß vier Jahre später der schwedische Feldherr Leonhard Torstenson schreiben konnte, der Zustand der Mark sei gut, die Bewohner fänden sich zurück zu den Ihren, Ackerbau, Handel und Wandel würden ungehindert fortgeführt, so daß selbst Untertanen fremder Fürsten sich unter des Kurfürsten Schutz begäben. Das waren wirklich nicht „Entwickelungen, die sich von selbst vollzogen", das hat sich nicht in der Richtlinie der vergangenen Ereignisse bewegt, die in der bewegten Klage der Berliner Bürger, den Weg in die Fremde suchen zu müssen, bezeichnenden Ausdruck fanden. Das war das Resultat eines klar zum Ziele gekehrten, entschlossenen Willens. Maurenbrecher hat Torstensons Urteil aus Droysen entnommen, aber er hat seiner Tendenz getreu und stets bemüht, „das Märchen vom sozialen Königtum der Hohenzollern zu zerpflücken und zu zerzausen", die weiteren Angaben des bürgerlichen Historikers unterdrückt: „Leider ist von den Akten, die über die große und wahrhaft landesväterliche Tätigkeit des Kurfürsten Aufschluß geben müßten, aus dieser Zeit so gut wie nichts erhalten. Das einzelne, was vorliegt, ist wenigstens bezeichnend: so, daß er, aus Preußen kommend, mehrere hundert Lasten Getreide

mitbrachte zur Aussaat; daß er, die wüsten Höfen, die verlassenen Dörfer wieder zu besetzen, sofort Kolonisten ins Land lud; daß er den alten Plan, Spree und Oder durch einen Kanal zu verbinden, wieder aufnahm. Ja, schon dachte er an den überseeischen Handel, bis Indien schweiften seine Gedanken. Es mußte doch endlich mit dem Frieden Pommern in seine Hand kommen; an den Besitz Stettins und der Odermündungen knüpfte er die größten Entwürfe."

Hier, in dem Gedanken, auch für Brandenburg einen Teil der ungeheuren Schätze zu fordern, die in fernen Landen ruhten, in diesem Gedanken, den die Lehrjahre in den Niederlanden und der Anblick des glücklichen und weitsichtigen holländischen Unternehmertums in seiner Seele erweckten, ruht auch der Grund für die Hartnäckigkeit, mit der er sein ganzes Leben hindurch seine Ansprüche auf die pommersche Seeküste verfolgte, deren Besitz die Voraussetzung des Gelingens war; hier liegt der Grund dafür, daß er später, als ihm sein Recht von Kaiser und Reich geweigert wurde, als Schweden erhielt, was ihm versagt blieb, selbst vor dem Bündnis mit Frankreich nicht zurückschreckte: auch Pommern war, wie Straßburg, deutsches Land, und der Fremde, der hier regierte, war auch ein Minderer deutscher Ehre.

Als der große Krieg, der ganz Europa durcheinander gerüttelt hatte, sich seinem Ende nahte, da war es ein Segen nicht nur für die Marken, sondern für ganz Deutschland, daß nicht mehr Georg Wilhelm, sondern daß ein energischer und fürstlicher Mann in Brandenburg regierte. An seiner Haltung richteten sich die protestantischen Reichsfürsten auf, durch ihn gewannen sie den Mut, der kaiserlichen Politik zu widerstehen, die um des Hausinteresses der Habsburger willen den Krieg fortzuführen und die Kriegskosten aus deutschem

Reichsbesitz zu entnehmen gedachte. In den Verhandlungen der Reichstage trat vier Jahre nach Georg Wilhelms Hinscheiden Brandenburg bereits als eine Macht hervor, auf die man Rücksicht zu nehmen hatte, deren Gewicht für jede Partei von Bedeutung war. Die Devotion für Österreich freilich war für immer entschwunden. Hatte der Kaiser seine Pflichten gegen das Reich verletzt, so waren auch die Glieder ihrer Pflichten gegen das Haupt entbunden. Nur die kurze Episode, in der des Großen Kurfürsten Sohn um die Königskrone warb, hat einen Rückfall bedeutet, für alle übrige Zeit aber war das Hohenzollerntum von Habsburg emanzipiert. Die Preisgabe Pommerns an das Ausland löste das historische Band. Was Brandenburg, das der Kaiser verräterisch hingab, in dem endgültigen Frieden dennoch errang, das war die Frucht der kühnen Haltung und der geschickten Diplomatie seines Landesherrn. Er fügte sich dem Zwange und gab das Eine preis, um das Ganze zu retten.

„In diesem Jahrzehnt ohnmächtigen Ringens," so sagt wiederum Maurenbrecher, „lernte Friedrich Wilhelm den Satz, daß in der Staatenwelt das Recht nichts bedeutet und alles die Macht. Jetzt lernte er, hart zu werden für sein fürstliches Interesse; klug und zäh, verschlagen und rücksichtslos, ohne Achtung für Treue und Eid, ohne eine größere, leitende Idee, sei es religiöser, sei es patriotischer Art, hat er von nun an nur noch einen Gedanken verfolgt: die Machtstellung seines Hauses und die Vergrößerung seiner Armee." Die Wahrheit lautet anders. Sie sieht den Kurfürsten ringen, sein Land sich erholen, sie sieht ihn entschlossen am Werke, für die künftigen Entscheidungen, in denen von neuem die Existenz des Landes in Frage gestellt werden soll, die Mittel zur Verteidigung zu schaffen, sie sieht, wie er entschlossen das Recht der evange-

lischen Religion behauptet, wie er sich müht, das Luthertum mit dem Calvinismus zu versöhnen, wie er in dem Hader der Konfessionen das erlösende Wort spricht und in allen seinen Landen die volle Glaubensfreiheit gewährt. Während Österreich seine besten deutschen Söhne austreibt, öffnet Friedrich Wilhelm ihnen weit die Grenzen, und als Ludwig XIV. mit dem Edikt von Nantes das Prinzip der Duldung rücksichtslos preisgibt, da folgt jenes Edikt von Potsdam, in dem er die Verfolgten zu sich lädt. Da hat er nicht aus politischer Berechnung gehandelt, sondern aus frommer Überzeugung, weil er „diese intendierte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen nicht anzusehen vermochte.“ Was Frankreich und Österreich als wertlos von sich stießen, hat reiche Frucht getragen in den Marken.

Und weiter erzählt die Geschichte, wie das mißhandelte und ausgesogene Land mitten in einer Welt von Feinden, mitten in den Gegensätzen von Frankreich und Österreich, von Polen und Schweden sich die Zukunft sicherte, freilich nicht auf dem einfachen Wege, den heute dem deutschen Reiche die Gewehre und Kanonen erschließen, sondern auf dem Wege einer stets wachsamen Politik, die um des Staatszwecks willen stets bereit ist, die Politik und die Freunde zu wechseln, dem Gegner von heute schon morgen bewaffnet entgegen zu treten, den Freund von gestern von sich zu stoßen. Wenn die eigene Existenz der vornehmste Zweck des Staates ist, so hat die Sentimentalität gewiß in einer harten und rauhen Zeit zu schweigen, in der jedes Land in der Vernichtung seines Nachbarn seine Pflicht, in der Ausdehnung seiner Grenzen die natürliche Aufgabe sah. Es sind die Lehren Machiavells, die das Jahrhundert beherrschen. Friedrich Wilhelm suchte jeden für seine Zwecke zu benutzen, denn jeder benutzte ihn. Und weil

keiner ihm die Treue hielt, deshalb entband ihn die Notwehr von der Pflicht der Treue. Die Niederlande, zu denen ihn die Gemeinsamkeit des Glaubens, die Eindrücke der Jugend, das nahe Verhältnis zum Hause Oranien zog, haben ihn in seinen rheinischen Landen bedrückt und bedrängt, in der ungeheuren Gefahr des Jahres 1656 haben sie ihn trotz der Verträge militärisch und diplomatisch im Stich gelassen, sie zwangen ihn durch die mit Kaiser und Reich gemeinsam geübte Felonie zu dem ruhmlosen Frieden von St. Germain. „Hier blieb dem Sieger nichts als die Schande," klagt zornig schon der alte Pufendorf, der uns auch ergreifend geschildert hat, wie im Frieden von Nymwegen ein Bundesgenosse nach dem andern den Fürsten verriet. Treulos hat sich Polen, treulos Schweden gezeigt, Habsburg hat ihn immer wieder gezwungen, Unterstützungen in dem Kampfe um sein Recht im fremden Lande zu suchen, Frankreich hat ihn um die Früchte von Rathenow und Fehrbellin gebracht — so wurde er hart gegen jedes sentimentale Empfinden, „klug und zäh" in der Verfolgung seiner Zwecke und treulos dort, wo ihm die Treue gebrochen wurde. Er hat versucht, deutsch zu sein, er hat die Reichsfürsten und ihr Oberhaupt fortreißen wollen zu einer Politik, die jeden Zollbreit deutschen Bodens für das deutsche Reich in Anspruch nahm, er hat für den Gedanken gestritten, daß das deutsche Wesen weder französisch, noch schwedisch, noch österreichisch sein soll, er hat den Zusammenschluß der Fürsten zu aufrichtiger Gemeinschaft erstrebt, er wollte das Volk aus seinem Scheinleben erretten und ihm neue bedeutende Ziele stellen. Als der verhängnisvolle Krieg, in dem die alten Formen der Nation zusammenbrachen, durch einen Frieden beendet war, der jedes einzelne der von einander gelösten Glieder der Ohnmacht und der fremden Gewalttat preisgab, da schuf er aus den tief-

erschöpften Marken ein Bollwerk, das monarchisch, militärisch und evangelisch stark genug war, die Freiheit auch ohne Frankreich, das Evangelium auch ohne Schweden zu schützen. Man verhöhnte ihn wohl, daß „seine Phantasie sich fortdauernd mit Projekten und Entwürfen beschäftigt, die unausführbar sind," man suchte ihn in allen seinen Unternehmungen zu isolieren, mit wütender Eifersucht sahen Sachsen und Bayern auf ihn. Denn wen kümmerte es sonst, daß Rhein, Weser und Oder „fremder Nationen Gefangene" waren! Dem schwedischen Hochmut gab er die Antwort in dem Flensburger Aufruf: „An den ehrlichen Deutschen." Da legte er dar, welche Schmach und Gefahr das Reich bedrohe, da rief er aus: „Dein edles Vaterland war im letzten Kriege unter dem Vorwand der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgesogen, daß von dem einst so herrlichen Körper schon nichts mehr übrig ist als das Skelett; wem noch deutsches Blut im Herzen warm ist, muß darüber weinen." Wer sprach denn sonst in jenen Tagen eine solche Sprache? Wo tönte und klang sonst die ergreifende Weise der nationalen Gemeinschaftspflicht? Verkommen war alles, erstickt in kleinlicher Eifersucht und kleinlichem Interessenhader oder in dem dürftigen Verlangen, den Frieden für den Preis jeder Schmach, jeder Schande zu erhalten.

Es ist recht billig, davon zu reden, daß ein Anderer, wenn Friedrich Wilhelm versagte, seine Aufgabe gelöst hätte, eben weil ein starkes evangelisches Nordreich eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen sei. Solche Notwendigkeiten existieren nirgends in dem Leben der Völker. Von dem Stubengelehrten mögen in behaglichem Rückschauen auf das Geschehene historische Gesetze formuliert werden, aber das Muß, das die Verantwortlichkeit auslöscht und allem Tun den rechten Wert raubt, wird vor-

sichtig nur auf die Vergangenheit gerichtet: es würde nackt in seiner eigenen Torheit erscheinen, wollte der Prophet seine Lehre auch auf die Zukunft wenden. Dieses Muß, diese Statuierung der Unumstößlichkeit historischer Gesetze mag dem Philosophen müßige Stunden vertreiben, es mag den Gedankenlosen mit stillem Grauen vor der eisernen Gewalt eines unabwendbaren Schicksals erfüllen, und es bleibt dennoch nur eine künstliche Konstruktion, die als Wissen einsetzt, was nur ein loses Spiel der Gedanken ist. In der Welt der sittlichen Freiheit des Wollens und Handelns vollzieht sich die Geschichte, und alle philosophischen Doktrinen zerstören nicht den Satz, daß schon das Geschehen der nächsten kommenden Jahre unbeweisbar ist. Denn die Geschichte ist kein dialektischer, sondern ein realer Prozeß, ihr Meister ist nicht die Logik, sondern der Wille. Er drückt sich aus im Staat wie in der Persönlichkeit, nicht aber in den abstrakten Begriffen der sozialen Gegensätze und der wirtschaftlichen Interessen und auch nicht in den festgesetzten Regeln eines Vernunftrechtes, das irgendwo für alle Ewigkeit in den Sternen geschrieben ist. Der Historiker in Treitschkes Sinn muß zu verstehen suchen, wie sich die Vernunft der Geschichte in der Mannigfaltigkeit der Staatsgebilde entfaltet, und erst aus dieser Fülle der Erfahrungen gewinnt er wissenschaftliche Gesetze. Wenn das Muß des unentrinnbaren Zwanges weithin herrschend bis zum Ende an der Eingangspforte alles Werdens steht, so darf auch auf den Einzelnen nicht Lob und Tadel, Vorwurf und Billigung fallen. Dann mußte er sein, wie er gewesen ist, handeln, wie er gehandelt hat.

Was aber der Wille der Persönlichkeit für die Geschichte bedeutet, das können wir aus der Wirkung all der Männer seit Joachims und seines Vaters Zeiten und aus dem Vollbringen Friedrich Wilhelms begreifen. Er ist in Wahrheit der Be-

gründer des preußischen Staates geworden, dessen Ausbau sein Enkel vollendet und mit dem Stempel seines eigentlichen Wesens versehen hat. Dieses Werk war nur möglich im Kampfe gegen die Libertät, durch Statuierung der Souveränität. Denn die Souveränität war gerechter und freier als der Krieg aller gegen alle, als die Ausbeutung der Schwachen durch die Herrschaft der Starken. Daß in dem Rezeß von 1653 die alten Rechte des Adels noch einmal bestätigt und die Bestimmung getroffen wurde: „Die Leibeigenschaft soll an den Orten, da sie eingeführt und gebräuchlich ist, allerdings verbleiben," daß die junkerlichen Rechte noch ausgedehnt wurden durch die Festsetzung, daß im Zweifelsfall nicht der Gutsherr für seinen Anspruch, sondern der Untertan für seine Freiheit den Beweis zu führen habe, ist sicherlich für die moderne Anschauung erstaunlich. Aber auch hier schuf Friedrich Wilhelm nichts Neues, auch hier handelte er nur im Geiste der Zeit, die in der Leibeigenschaft unter dem Schutz der Höhergebildeten den natürlichen Zustand für rohe und unfähige Menschen erblickte. Und vergessen wir es nicht: die ständische Libertät hat die Leibeigenschaft gefordert und geschaffen, die Souveränität hat sie schließlich beseitigt!

Und andererseits war der Preis, den Friedrich Wilhelm errang, wertvoll genug: indem er den Landständen, ohne sie selbst aufzuheben, die Funktionen der öffentlichen Macht, die Teilnahme am Regiment, die politischen Befugnisse nahm, um ihnen fortan nur die Leitung der Kommunalverhältnisse zu lassen, gewann er den Raum, um fortan eine sorgsame Verwaltung zu errichten, die Finanzen zu ordnen, die Anfänge der allgemeinen Steuerpflicht zu sichern. Er schuf den miles perpetuus, das stehende Heer, und mit ihm die Freiheit der regierenden Gewalten von dem Doktrinarismus und der

ständischen Selbstsucht, die in den Rheinlanden sich bis zum Verrat an den Kaiser und die Niederlande, in Preußen bis zu dem Verlangen verstieg, dem Königreich Polen eingegliedert zu werden, die auch die Bürger der pommerschen Städte auf die Wälle trieb zum Kampfe für die „liberale“ Herrschaft der schwedischen Fremdherren. Hier sprach kein persönliches Interesse des Landesherrn, sondern die staatliche Notwendigkeit, aufgefaßt nach dem Satze, daß alle Rechte der Einzelnen ihre Schranke finden an dem gemeinen Wohl, daß sie beseitigt werden müssen, wenn die Gesamtheit darunter leidet.

Zweifellos, das Vorgehen Friedrich Wilhelms gegen die Stände, vor allem in Cleve und in Preußen, ist ein Staatsstreich gewesen. Die Stände waren in ihrem formellen Recht, und Rothe und Kalkstein sind die tragischen Opfer eines Kampfes für dieses Recht, sie sind die Unterlegenen des staatlichen Notrechtes und des seltsamen Irrtums geworden, daß sie für die Freiheit zu fechten meinten, als sie für die Libertät kämpften. Die Gerechtigkeit führt neben der Wagschale, mit der sie das Recht abwägt, auch das Schwert zum Zeichen dafür, daß jenes kein logischer Begriff ist, sondern ein Kampfbegriff, daß jedes Recht in der Welt erstritten wurde, und daß es sich nur so lange behauptet, als die Kraft zu seiner Behauptung vorhanden ist. Die ungeheure Unsittlichkeit der geistlichen Territorien und der preußischen Ordenslande war rechtlich begründet, sie aufzulösen war eine revolutionäre Tat, wie umgekehrt die ersten Christen politisch nichts anderes waren als Rebellen. So lange aber die Welt in Bewegung bleibt, so lange wird es Konflikte geben zwischen Politik und positivem Recht. Als das Recht des deutschen Bundesstaates zur Unvernunft wurde, da zerschlug ihn, obwohl er für ewig unauflöslich geschlossen war, das Schwert: „Der Staatsmann hat

nicht das Recht, sich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbstlob: Ich habe nie die Gewalt über das Recht gestellt." Kein Staat ist ohne Rechtsbruch, ohne Revolution entstanden. Über das sittliche Recht der Revolution entscheidet der Erfolg, die dauernde Besserung der Zustände. Die Reformation, der Kampf Friedrich Wilhelms gegen die Stände, die Säkularisationen, der Reichsdeputationshauptschluß, die Auflösung des Bundes und der Kampf des Jahres 1866 sind sittlich begründete Revolutionen gewesen. Und wunderlich genug: jene Kalkstein und Rothe, für die sich die „materialistische Geschichtsdarstellung" begeistert, sind in Wahrheit reaktionär gewesen, eigensinnige Vertreter gesonderter Interessen, während der Absolutismus, indem er den Begriff des Staates und seiner Macht beherrschend in den Vordergrund stellte, der Träger freiheitlicher Ideen wurde. „Die ständische Verfassung," sagt auch Droysen, „mit ihrer überwuchernden Libertät war nur zugunsten der herrschenden Klasse; der Herren Stände eigene Interessen waren es, die von ihnen mit den ‚Freiheiten und Rechten des Landes' gemeint und ständisch vertreten wurden. Für die untere Masse war in ihnen keinerlei Schutz, für sie gab es keine andere Hoffnung, als daß der Landesherr die Macht gewann und den Willen hatte, sie zu vertreten. Es war gleichsam die tribunizische Gewalt das lebendige Moment des neuen souveränen Fürstentums."

Die Demokratie hat in der französischen Konventsverfassung den Satz geformt: „Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist der Aufruhr für das Volk und für jeden Teil des Volkes das heiligste Recht und die unumgänglichste Pflicht." Zweifellos haben große Entscheidungen der Geschichte auf solcher Auffassung beruht, man hat Harmodios und Aristogeiton be-

sungen, Egmont und Oranien gepriesen und die Göttinger Sieben, und doch wird hier im letzten Sinne jeder Untertan der Souverän der eigenen Obrigkeit. Und in der Tat ist der Satz des Konvents gefährlich gerade für die Demokratie, denn bedingungslos bildet sein Correlat der andere Satz: Wenn die Masse, gleichviel ob sie ständisch gegliedert oder in Parlamenten vertreten ist, sich gegen den Staat versündigt, so ist der Staatsstreich „das heiligste Recht und die unumgänglichste Pflicht". Die ständische Freiheit war zur Loslösung von aller Autorität gelangt, sie hatte den Schwachen zur Knechtschaft verdammt, sie war selbst Knechtschaft geworden. Schuldlos ist auch die Revolution Friedrich Wilhelms nicht gewesen, aber ohne Schuld gibt es kein historisches Leben.

Und schuldlos im Sinne der Mönchsmoral ist auch die auswärtige Politik, ist vor allem die Haltung Friedrich Wilhelms nach dem Frieden von St. Germain nicht gewesen. Aber wie die Lehre Macchiavells das ganze sechzehnte Jahrhundert erfüllte und in Richelieu, dem Vollender des französischen Nationalstaats, ihren gewaltigsten Vertreter fand, wie hier die Frage nach der Sittlichkeit der Mittel in den Wogen einer Staatskunst versank, die nur das staatlich Zweckmäßige suchte, so muß auch er als Sohn seiner Zeit aufgefaßt werden. Wo der französische Kardinal und sein kluger Nachfolger Mazarin, wo die Jesuitenpolitik der Hofburg und schwedischer Ehrgeiz, wo engherzige Mißgunst der Reichsfürsten und holländische Gesinnungslosigkeit die Geschichte bestimmten, konnte auch er nicht als reiner Tor nach Monsalvatsch pilgern. Er gehorchte dem Zwange und nicht der eigenen Neigung. Er wollte, indem er seinen Staat konsolidierte, indem er eine starke evangelische Macht schuf, zugleich der Gesamtheit des deutschen Volkes dienen. Als er sich mit Frankreich verbinden mußte, da hatten

ihn Kaiser und Reich verlassen, da hatten sie ihm das Ziel seines Lebens geraubt und zerstört. Aber Bündnisse werden auch heute nicht für ewige Zeiten geschlossen, sie bestehen so lange, als die Tendenzen bestehen, denen sie entsprangen; wenn die Verhältnisse sich ändern, verliert der Bündnistext noch immer seine zwingende Gewalt. Jedes Bündnis ist, wie Bismarck sagte, eine strategische Stellung, die angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und zu erreichen war. Keine Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Und auch Friedrich Wilhelm hat, als er scheinbar das große Interesse seines Lebens preisgab, niemals gemeint, für immer zu verzichten und die politische Richtung zu verlassen, die er durch ein ganzes Menschenleben verfolgte. Schon nach wenigen Jahren konnte der französische Gesandte seinem Souverän schreiben: „Seit dem Abschluß des Waffenstillstandes hat sich dieser Fürst bei allem, was man gegen des Königs Majestät geplant oder in Bewegung gesetzt hat, an die Spitze gestellt". Und in der Tat hat er, der einst lieber unter dem Türkenjoch als in französischer Dienstbarkeit leben wollte, weder getastet noch geschwankt, sondern seine Allianzen gesucht, wie er sie brauchte. Und noch in seinem Testamente mahnte er den Sohn: „Es weißet und giebet die stette Erfahrung, das wenig auff Alliancien zu bauen stehet, jedoch heldt ein Schwert zum ofteren das andere in der scheiden. Mit mehren Alliancien zu machen wird die konjunctur der Zeit solches schon ahn die Handt geben, und muß man sich alzeitt danach regulieren undt richten undt dan daßjenige thun, was seinem Standt nutzlich undt ersprißlich sein kan." Gilt für die innere Politik, daß ihn die Geschichte befugte, alte Rechtsbestimmungen zu sprengen,

die den neuen Verhältnissen nicht entsprachen, daß er die bestehenden Gesetze stürzen durfte, weil er die Macht hatte, neues Recht zu schaffen, so darf dieser Grundsatz auch auf das Verhältnis der Mächte übertragen, das Gegebene aber niemals zur dauernden Fessel werden. Die Rechtfertigung liegt im Erfolge. Und wie dort die gegnerische Geschichtsdarstellung einräumen muß, daß der Absolutismus Friedrich Wilhelms, so rückständig er erscheine, der alten Verfassung gegenüber doch ein Fortschritt war, so muß sie auch hier zugeben, daß „der neuentstehende Großstaat wenigstens die Möglichkeit einer wirklichen Besserung bot", schon weil die Herstellung größerer Gemeinschaften und die Teilnahme an all den großen Entscheidungen des europäischen Staatenlebens unter allen Umständen ein historischer Fortschritt ist.

Friedrich Wilhelm hat von der Geschichte den Beinamen des Großen erhalten. Wenn diesen Schmuck nur ein Mann tragen darf, der über den engen Rahmen des ihm von dem Schicksal gewiesenen Gebietes hinaus einen tiefgreifenden Einfluß geübt hat auf sein Jahrhundert, der mit neuen und gewaltigen Ideen seiner Zeit voranschritt und ihr die Richtung gab, der Vorurteile niederrang und dem Strom der Masse seinen Willen und seine Erkenntnis entgegenstellte, so wird der Name ihm nicht gebühren. Wenn aber auch dem das Attribut der Größe gehört, der im engen Raum das Beste geleistet, der durch unendliche Gefahren hindurch klug das Schiff geleitet hat, dessen Führung ihm das Schicksal vertraute, wenn der ein Großer heißen darf, der im Gelingen weit hinausschritt über das Maß des Alltäglichen, der einen Samen säte, dessen Früchte noch die späte Nachwelt sieht, dann hat die Geschichte richtig geurteilt.

Es fehlte Friedrich Wilhelm die souveräne Beherrschung der Mittel, die politische Rücksichtslosigkeit eines Richelieu, die

dämonische Kraft eines Oliver Cromwell, die Verwegenheit der ersten Wasa; es fehlten ihm aber auch in seiner Beengtheit und Bedrängtheit die ungeheuren Aufgaben, die jene Anderen sich stellen durften. Aber der finstere Puritaner hat doch seinem Werke die für die Zukunft gesicherte Form nicht gegeben, die Kraft der Monarchie, wie sie Ludwig des Dreizehnten Ratgeber schuf, ist zusammengebrochen, der Traum der Wasa verflog, aber das, was der bescheidenere Mann gebaut, steht heute noch fest im Erdreich verankert.

Kaiser Wilhelm der Zweite hat sich den Größten unter den Kurfürsten der Mark zum Vorbild erwählt. Von ihm, der gleich dem Enkel in der Frühlingszeit des Lebens auf den Schauplatz ewig drängender Arbeit gerufen wurde, hat er verkündet: „Er ist der Vorfahre von mir, für den ich die meiste Schwärmerei habe, der von jeher meiner Jugend als Vorbild vorangeleuchtet hat.“ An dem Tage, an dem zweihundertundfünfzig Jahre zuvor der Ahnherr zur Regierung gelangte, hat Wilhelm der Zweite auf das Denkmal gewiesen, das der erste König einst seinem Vater errichtet hat, und er hat seinen Truppen zugerufen: „Er war es, der den ersten Grundstein zur Festigung des Kurfürstentums Brandenburg gelegt hat, aus dem alsbald das Königreich Preußen und schließlich das deutsche Kaisertum hervorging. Er gründete sich ein neues Heer, in dem Gottesfurcht, Treue, unbedingter Gehorsam und unentwegtes Zusammenhalten herrschten.“ Und dem einstigen Erzieher schrieb der Kaiser, daß auch in ihm, gleichwie in dem Ahnherrn, ein unbeugsamer Wille sei, den einmal als richtig erkannten Weg allem Widerstand zu Trutz unbeirrt weiter zu gehen! Immer wieder rief er das Bild des Großen Kurfürsten in das Gedächtnis der Zeitgenossen zurück. So sprach er zu Bielefeld von seinem felsenfesten Vertrauen auf Gott und

seinem eisernen Willen; er habe die Stücke seines Landes zusammengeschweißt; Handel und Wandel gehoben, ein neues Heer geschaffen, das ihm allein ergeben war, und die Grundlage für unseren Staat gelegt: „Und alle diese Taten“, so rief er, „schließen sich in einer Folge aneinander, hervorspringend aus seiner Hoffnung, ein großes gewaltiges nordisches Reich zu gründen, das dereinst dazu dienen sollte, das deutsche Vaterland wieder zusammenzuführen. Wie anders ist es jetzt! Aus dem von ihm begründeten Staat hat sich das Königreich Preußen entwickelt, und durch Preußen ist das deutsche Reich zusammengeführt und geschweißt. Der große Kaiser, des großen Ahnen großer Nachfolger, hat das ausgeführt, was der Andere sich gedacht. Die wunderbaren Erfolge unseres Hauses sind nur möglich gewesen, weil ein jeglicher Hohenzollernfürst sich von Anfang an bewußt ist, nur Statthalter auf Erden zu sein. Daher auch die felsenfeste Überzeugung von der Mission, die jeden einzelnen meiner Vorfahren erfüllte. Daher die unbeugsame Willenskraft, das durchzuführen, was man sich einmal zum Ziele gesetzt hat. So möge es denn mir vergönnt sein, den Fußtapfen zu folgen, die dieser große Ahn uns vorgezeichnet.“

Man mag im einzelnen mit den Worten des Kaisers rechten, man mag vor allem mit voller Skepsis darüber sinnen, ob wirklich jeder einzelne der Hohenzollern seine Mission erkannt und die unbeugsame Willenskraft besessen hat, sie zu erfüllen. Die Geschichte weiß anderes zu berichten. Aber das Gesamtbild, das hier ein Poet von seinem Ahnen zeichnet, ist in den Grundzügen dennoch richtig. Nur der Blick, der über die Jahrhunderte hinwegsieht, das Auge des Propheten, der verzückt das künftige Bild des deutschen Reiches schaut, wie es sich glanzvoll unter dem Scepter der Hohenzollern erhebt, war Friedrich Wilhelm nicht beschieden. Sein Kämpfen galt der

Gegenwart, die er mühsam sichern mußte, es galt der Erhaltung und der Mehrung des Erbes, aber es war frei von jenem Schwunge der Phantasie, der den Genius über die Schranken des Seienden hinwegführt in das Reich des künftigen Werdens. Er war durch und durch Realpolitiker, er war der Mann der praktischen Ziele, wenn auch sein Handeln belebt war von der Kraft der deutschen Idee und der evangelischen Lehre. Sein Verdienst ist es, daß er den losen Bestandteilen seiner Herrschaft den Trieb eines Staates, das Bewußtsein des inneren Zusammenhanges gab. Aber er hat nicht „sich gedacht, was der große Kaiser ausgeführt hat", er hat noch weniger sich als Statthalter auf Erden gefühlt, sondern nur als einen frommen und demütigen Knecht, der gleich jedem Staubgeborenen dereinst von seinem Pfunde Rechenschaft ablegen muß. Fern lag ihm alle Mystik des Gottesgnadentums; er glaubte an keine besondere Erleuchtung der Herrscher, und er traf darum seine Entscheidungen nicht aus dem Impuls des Augenblicks in plötzlichem Entschluß, sondern er erwog jeden Schritt lange und sorgsam mit seinen Räten, um dann entschlossen zu handeln. „Eben aus der Verbindung von Deliberation und entschiedenem Willen leitete man seine Sukzesse her." Und wenn er den Absolutismus als rocher de bronce zuerst stabilierte, so handelte er nicht in Willkür, sondern wie die Not es gebot, und in Zeiten, da der Herrscher noch imstande war, den kleinen Kreis begrenzter Pflichten zu erfüllen. Diese Zeit ist längst vorüber, die Völker sind erwachsen, und ein Herrscher, der heute die Staatsallmacht in eine persönliche Allmacht umwandeln wollte, würde eine Katastrophe über das Land beschwören. Der moderne Fürst ist nicht nur Gott, sondern auch seinen Untertanen verantwortlich; das letzte Urteil aber hat oft schon anders gelautet, als fürstliche Romantiker es träumten.

Sechstes Kapitel.

Pose und Anmut.

Nicht nur die Geschichte der römischen Cäsaren, sondern auch die Geschichte des modernen Fürstentums hat den Satz erwiesen, daß die Hypertrophie des Majestätsbewußtseins ihre Ergänzung stets in dem Bedürfnis der Pose, ihren vornehmsten Grund stets in der Unfähigkeit des konsequenten Handelns findet. Der große Julier war Monarch, aber er hat gleich Friedrich dem Einzigen nie den König gespielt; Claudius Nero verkündet die Divinität seines Hauses, und das Gedächtnis der Tat verbindet sich nirgends mit seinem Bilde. Nicht Friedrich Wilhelm IV., der im Wirbel der Ereignisse stets nur auf sich selbst bezog, was im Staate geschah, sondern der jüngere Bruder, der Bescheidene und ewig Lernende, hat den Segen bedeutender Taten mit seinem Namen verknüpft. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst und der erste König, der seinen Namen trug, haben frei von jeder schauspielernden Berechnung, in der Fülle der absoluten Gewalt, doch nur für Staat und Volk gelebt; der zwischen ihnen kam, wollte dem Sonnenkönig gleichen, und die Geschichte hat seinem Namen keinen Kranz der Verehrung gewidmet. Denn auch er war, wie der letzte Claudier, nur ein Poseur, und wenn auch der äußere Glanz seiner Regierung das einfache preußische Wesen seines Vaters wie seines Sohnes weit überstrahlte, wenn er auch das Bedürfnis

empfand, an jeder europäischen Entscheidung sich zu beteiligen, so war es doch der Ertrag seines Lebens, daß „die anderen Mächte sich daran gewöhnten, daß man Preußen nicht zu fürchten und nicht zu scheuen brauche, daß man es mißachten und mißbrauchen dürfe.“

Diese Tatsache gewährt einen eigenen politisch-psychologischen Reiz. Am Anfang der Geschichte steht nicht das Wort, sondern die Tat, nicht der Schein, sondern das Wesen; dem Mimen auch auf der Bühne des Lebens flicht die Nachwelt keine Kränze, auch hier gefällt nicht „der Worte rednerisch Gepränge“. Wo aber die Hypertrophie des Majestätsbegriffs sich geltend macht, da muß das Bewußtsein, nicht nur durch die Erhabenheit des Amtes, sondern auch durch eine besondere göttliche Erlesung weit über aller Menschheit zu stehen, einen beständigen Rausch erzeugen, in dem der Maßstab des Wirklichen, das rechte Verhältnis zwischen Können und Vollbringen verloren geht. Da wird der bescheidene Erfolg schon zur Großtat und jeder Kiesel zum geschichtlichen Markstein. Denn was gilt dem Cäsar Augustus die Kritik des Staubgeborenen dort unten! Was kümmert ihn Lob oder Tadel! Des Gottes voll zieht er seines Weges dahin, kraft der Weihe seines Amtes und kraft seiner persönlichen Begabung übersieht er die Welt und alles Geschehen; nur Einer steht in der Sonne, die Anderen harren geduldig im Schatten.

Der Typus Friedrichs I. ist später wiedergekehrt: die Flachheit in dem scheinbar so wundervollen Geist Friedrich Wilhelms IV. findet in ihm ihren Spiegel, wie hier der höfische Absolutismus des Ahnherrn noch einmal sich zu behaupten versuchte. Des ersten Königs Politik war durchweg von der Rücksicht auf das Prestige bestimmt, auf jenes Phantom, das dem deutschen Wesen so fremd ist, daß es in der eigenen

Sprache den gleichen Begriff nicht findet. Und weil ihm das Prestige, der schöne Schein alles galt, deshalb ging er achtlos an der Tat vorüber. Dem innersten Wesen seines Vaters fremd bis zum Haß, sonnte er sich gern im Glanze seines Ruhmes, ohne doch die Größe seines Wesens, die eben in der Schlichtheit lag, jemals innerlich zu erfassen.

Das Bedürfnis nach Prestige, nach einer Geltung, die sich um ihre Berechtigung nicht kümmert, mußte zugleich die Vorfrucht eines Byzantinismus sein, der dann, fremdartig in Art und Gewandung, plötzlich am preußischen Hofe emporwuchs. Ohne zu erröten, vernahm König Friedrich bei seiner Krönung die Verse, mit denen ihn der Stadtsekretär von Berlin begrüßte, Verse, in denen er die Apotheose des Fürstenhauses mit der Apotheose des Herrschers krönte:

„So sind die Friederiche, die Brandenburg gebohren,
Wiewohl nicht ohngefähr, zu großem Glück erkohren:
Und Alexandern gleich die Götter selber zwingt,
Kurz, alle sind beglückt und alle Groß gewesen,
Du aber bist gewiß der Größte Friederich!
Denn, was die Nachwelt wird von allen andern lesen,
Das kommt, Großmächtigster, bey weitem nicht an Dich.
Sie müssen ihren Glanz von Deiner Sonne lehnen,
Und Deine Majestät muß Deine Thaten krönen."

Als 100 Jahre später die Stadt Berlin Friedrich Wilhelm IV. huldigte, da sang Ludwig Tieck:

„Was sind Triumpheszüge
Der Cäsaren, aller der Imperatoren,
In römischer Tyrannenzeit geboren . . . .
Ja selbst des Heldenjünglings stolzer Siegeszug . . . .
Der bis zum fernen Ganges seine Waffen trug?
Darf man sie wohl vergleichen
Mit unsers Fürsten Zug durch seine Gauen,

Wo Lieb ihm und Vertrauen
In Feld und Wald und Stadt in allen Reichen
Entgegentrat, und Freudenthrän' ihm glänzte,
Und stark und männlich groß er sich bekränzte,
Statt Lorbeer mit dem Laub der vaterländ'schen Eichen?"

Die Byzantiner haben sich immer geglichen, von jenem Berliner Stadtsekretär Wilhelm Siegfried Ring bis zu unseren Tagen, wo im deutschen Reichstag ein Präsident, der den Rednern jede Kritik der Kaiserreden verbot, die Herrlichkeit und die Allweisheit eines lebenden Herrschers pries.

Im Weihrauchdunste von Byanz aber können keine Persönlichkeiten gedeihen, da wird der weitsichtige Staatsmann, dessen Überlegenheit den lebendigen Widerspruch bildet zu der falsch gesteigerten Würde der Majestät, dem geschickten Höfling weichen müssen, der sich willig als Werkzeug eines erhabenen Willens bekennt: „Wenn der Gehorsam allein das Kriterium wird", sagt Fürst Bismarck in seinen Erinnerungen, „so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde." So wird aber auch, was frisch aus dem Volke emporsprießt, gedämmt und gedämpft. Die Könige wieder werden zum Spielzeug der Ränke eines jeden, der ihnen nahe genug ist, um ihre schwachen Seiten herauszufinden, und der schlau und schlechtdenkend genug ist, sie zu mißbrauchen. Unter solchen Fürsten wird die Kamarilla gedeihen, und die Hofschranzen werden das Scepter führen. Der Sturz Danckelmanns, des Mannes, der die politische Tradition des Großen Kurfürsten aufzunehmen und fortzuführen gedachte, der um die Verwaltung, um Handel und Industrie sich gleichmäßig verdient gemacht hat, der auch der Gründer der Universität Halle und der Kunstakademie gewesen ist und der trotz der Prachtliebe seines

Herrn die Finanzen in musterhafter Ordnung hielt — der Sturz dieses bedeutenden Staatmannes charakterisiert selbst in den Einzelheiten nicht nur den König, der ihn entließ, nicht nur die Höflingswelt, der er erlag, sondern den gesamten Dunstkreis, der überall sich erstickend erhebt, wo die Gradheit vor dem heimlichen Einfluß der Unverantwortlichen zurückweichen muß.

Als Friedrich im Alter von dreißig Jahren zur Regierung gelangte, da war er noch ein Werdender, nicht aber ein gefesteter und in sich geschlossener Charakter. Die Verdienste seiner Regierung gehörten dem leitenden Staatsmann, von dem der Dichter rühmte, daß schon sein Äußeres die geistige Größe des Mannes bekunde. Er hatte in dem erbitterten Streit, den einst der Prinz mit seinem Vater führte, die Versöhnung, er hatte die Vereinigung der deutschen Fürsten zum Kampfe gegen Frankreich herbeigeführt, und nur der Vorwurf konnte gegen ihn sich erheben, daß er die Mitglieder seiner Familie allzu beeifert zu Ehren und Ämtern bringe. Aber sie waren talentvolle Männer und haben gute Dienste geleistet. Alle anderen Anklagen zerfielen in sich, sie wurden von denen erhoben, die seine überragende Staatskunst, seine Treue und Ehrlichkeit zu fürchten hatten, und sie fanden Gehör, als der König durch die Höflinge bewogen wurde, selbst die Oberleitung der Geschäfte in die Hand zu nehmen und sein eigener Premierminister zu werden. Bis kurz vor der Trennung hegte der König „zu der Einsicht, Treue und geschäftlichen Tüchtigkeit Danckelmanns das größte Vertrauen, obgleich seine Strenge und rückhaltlose Offenheit ihm zuweilen unbequem wurde". Dies erkannten, so erzählt Karl von Ledebur, die Hofleute und Diplomaten bald, die nun die schwachen Seiten ihres Herrn zu benutzen wußten, um indirekt gegen den Staatsmann zu wirken. Und es kam dazu, daß Friedrich den Einflüsterungen immer mehr sein Ohr lieh,

und daß er es litt, „wenn bei der Tafel die Höflinge hinter dem Rücken Danckelmanns sich in Spöttereien gegen diesen ergingen." Einer von diesen Höflingen, Graf Christoph von Dohna, hat in seinen Memoiren nicht ohne Ruhmredigkeit eine Episode aus diesem Kampfe der Kamarilla berichtet, die auch heute noch von Interesse ist.

Ohne Wissen des Staatsmannes war eine Münze geprägt worden, die in übertriebener Weise seine Verdienste und die Tugenden seiner Brüder pries. Dies benutzte Dohna, der nun selbst berichtet: „Es war da eine Art von Narr bei Hof, mit dem ich zuweilen scherzte. Ihm zeigte ich die Medaille von fern, überzeugt, daß er sich sofort auf das Spielzeug stürzen würde. So kam es auch. Als wir nun stritten und ich scheinbar versuchte, ihm das Stück zu verweigern, kam der Kurfürst und wollte den Grund unseres Streites erfahren. Ich erklärte ihm, daß der Narr mir eine Medaille fortgenommen habe, die er mir selbst gegen eine Belohnung nicht zurückgeben wollte. Der Kurfürst, der sich für Medaillen ungemein interessierte, wollte sie natürlich sehen. „Gnädiger Herr", sagte ich, „Sie werden nichts Neues erblicken, da Sie ja selbst die Medaille prägen ließen." Er betrachtete das Stück und bemerkte indigniert: „Ich? Ich weiß nichts davon." Dies mag ja nicht der Grund dafür gewesen sein, daß Danckelmann alsbald in Ungnade fiel; daß ihm aber die Sache zum Vorteil gereichte, glaube ich noch weniger. Das lag allerdings auch nicht in der Absicht des Urhebers der Episode."

Sicherlich war der Streich psychologisch richtig berechnet: die Eitelkeit Friedrichs wurde verletzt durch die übertriebene Huldigung, die angeblich seinem Diener dargebracht worden war, und verletzte Eitelkeit bildet für unbedeutende Menschen einen der stärksten Antriebe zum Entschluß. Friedrich schloß

sich immer mehr von seinem Kanzler ab und wandte sich an Persönlichkeiten, die seiner Schwäche zu schmeicheln wußten. Selbst der anderen Minister war Danckelmann alsbald nicht mehr sicher. „Voll Eifersucht auf den Bevorzugten“, so erzählt wieder sein Gegner Dohna, „in dessen Hand jede Beförderung, jede sachliche Entscheidung zu liegen schien, der die Augen überall hatte und jeden Mißbrauch des Amtes wehrte, der, selbst völlig unbestechlich, die kleinen „Ergötzlichkeiten“, die sonst wohl die höheren Stellen einbrachten, versiegen ließ, begann man zu machinieren und gegen den „großen Danckelmann“ und seine Brüder Partei zu nehmen.“ Immer wieder verhöhnte man ihn als „tout puissant à la cour“, als eine Art Hausmeier. Glauben wir nicht, auch das Musterbild einer auf den Sturz eines Verhaßten gerichteten Intrigue in der kleinen Episode vor uns zu sehen, die Graf Dohna weiter berichtet: „Da ich in keinerlei Weise mit ministeriellen Angelegenheiten betraut und daher weniger verdächtig war, so war ich besser als irgend ein Anderer geeignet, gewisse Zusammenkünfte zu veranstalten, welche damals recht häufig zwischen mehreren Personen von Distinktion stattfanden, die ihrerseits das herrische Joch jenes Mannes mit höchster Ungeduld ertrugen“? Danckelmann hatte den Titel eines Großkanzlers und den Rang vor allen Würdentägern des Hofes erhalten, und die Verehrung des Herrschers für ihn war so groß gewesen, daß er noch kurz vor der Katastrophe seine „Treue, Redlichkeit, Kapazität, große Applikation und Desintéressement, seine Wissenschaft und Erfahrung“ nicht laut genug rühmen konnte. Der Führer der Kamarilla aber war der Kammerherr Kolbe von Wartenberg, ein eleganter, schmiegsamer und gewandter Höfling, der es geschickt verstand, durch Nachgiebigkeit und willfährige Bewunderung, wie durch amüsante Unterhaltung seinen Herrn zu

umgarnen. Mit wunderbarer Schnelligkeit stieg er die Stufenleiter der Hofämter empor; eben erst erhielt er eine Pfründe als Domprobst, und schon einige Monate darauf wurde er zum Freiherrn erhoben, und auch der Grafentitel wurde ihm für Verdienste verliehen, von denen die Geschichte nichts mehr weiß. Er leitete die Fäden, die Danckelmann umgarnten. Ein Teil der Beamten, in seinem Ehrgeiz gekränkt und in seinen Aussichten gehindert, vor allem die eigentliche Bureaukratie, die entsetzt war über das schroffe Wesen des leitenden Staatsmannes, schloß sich der Gegnerschaft an. Militärische Kreise wieder konnten es ihm nicht verzeihen, daß er bei der Belagerung von Bonn dem Kurfürsten den Rat zu dem entscheidenden Angriff gab; das Eingreifen der Schürzenpolitik, die Wirksamkeit weiblicher Einflüsse, vor allem der englisch gesinnten fürstlichen Damen, wird von Dohna ausdrücklich bezeugt, der von sich selbst und zugleich von dem Höflingsgewerbe den ewig charakteristischen Satz verbuchte: „Möglichst achtsam auf alle Vorgänge, und da ich sah, daß der begünstigte Minister, unser Gegner, vielleicht wieder Terrain gewann, gab ich von allem Nachricht nach Berlin und ergriff alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln, um dann, wenn die Sache mißglückte, weder nach der einen noch nach der anderen Seite zu stürzen.“ Und es konnte geschehen, daß bei einem Feste in Danckelmanns Hause, als der längst schon den nahen Sturz ahnende Minister, auf einige Bilder weisend, zum Kurfürsten sagte: „Alles, was ich habe, wird bald genug Ihnen gehören, denn Sie werden mir Ihre Gnade entziehen“, daß da der Kurfürst ein Neues Testament ergriff und feierlich schwur, er werde seinem alten Berater niemals seine Gunst entziehen. Danckelmann unterbrach ihn mit den Worten: „Schwören Sie nicht, was ich gesagt habe, muß geschehen, und es steht nicht in Ihrer Macht,

es zu hindern.“ Bald darauf rief Friedrich unter dem Banne der ihn umgebenden Kreaturen: „Danckelmann will den Kurfürsten spielen! Ich werde ihm zeigen, daß nur Einer Herr im Lande ist!“

Als der Schicksalstag gekommen war, wurde dem Minister zunächst nur die Entlassung aus einem Teil seiner Ämter gewährt. In dem kurfürstlichen Reskript aber heißt es:

„Obschon er uns von unserer zarten Jugend an bis hierher in allen guten und bösen Zeiten mit sonderbarer Applikation gedient und obschon uns lieber gewesen wäre, wenn er dabei hätte kontinuieren können, aber auf seine bei uns zu verschiedenen Malen geschehene Instanz und weil seine bei so vielen kontinuierlichen schweren Arbeiten merklich abgenommene Gesundheit einige mehrere Ruhe notwendig erfordert usw.“ Und doch — die Ungnade war vollständig, der Mann, dem Friedrich das Beste verdankte, dessen Rat er bedurft hätte in zahllosen ernsten Entscheidungen, sollte des letzten Schimmers der Macht und zugleich des Rechtes, seine Erfahrung und Staatskunst in den Dienst des Landes zu stellen, beraubt werden.

Am 2. Dezember erhielt Danckelmann noch die Versicherung der gnädigen Gesinnung seines Landesherrn, zwei Tage darauf wurde ihm eine Dotation zugesichert, zugleich aber auch angekündigt, daß er sich aller amtlichen Handlungen zu enthalten und die in seiner Hand befindlichen Papiere auszuliefern habe. Eine Audienz beim Kurfürsten wurde ihm versagt: „Friedrich werde ohnedies sein gnädiger Herr sein und bleiben.“ Äußerungen, die Danckelmann im vertrauten Kreise bei Tische machte, wurden dem Kurfürsten sofort hinterbracht und der Minister aufgefordert, seinen förmlichen Abschied einzureichen. Schon nach kurzer Zeit jedoch traf aus dem Kabinet ein Schreiben ein, der Kanzler habe binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Der

Entlassung folgte die Verbannung und der Verbannung die jahrelang schuldlos ertragene Kerkerhaft. Die Schwiegermutter aber des Kurfürsten, die welfische Herzogin Sophie, sprach „nicht weniger ihre Verwunderung als ihre herzliche Freude aus, daß durch Danckelmanns Entfernung und Bestrafung die so höchstdienliche und erwünschte Union und Liebe zwischen dem Kurfürsten und seiner Gemahlin, ihrer Tochter, so fest und wohl bestellt sei." Leibnitz wiederum, Sophie Charlottes Vertrauter, entwickelte den wunderbaren Grundsatz, es sei ebenso gerecht wie natürlich, daß die Mutter ihrer Tochter mit guten Ratschlägen zur Seite stehe; sie könnten durch dieses Mittel an beiden Höfen eine Macht behaupten, die ihrer würdig sei und zum Wohle beider Häuser gereiche. Wilhelm von Oranien dagegen schrieb dem Kurfürsten: „Ich bin sehr traurig über Danckelmanns Entlassung, denn ich weiß, daß Sie einen treuen und eifrigen Diener verloren haben."

Auch Kolbe von Wartenberg wurde später von seinem Schicksal ereilt. Nach einer furchtbaren Mißregierung, die in ihren Folgen noch tief hineinreichte bis in die Zeiten Friedrich Wilhelms, wurde er entlassen, und halbverschollen ist er, wie Caprivi, dann irgendwo in der Provinz gestorben.

Die Entlassung Danckelmanns und hundert Jahre später das Schicksal Steins finden ungesucht ihre Parallele in dem verhängnisvollsten Ereignis der neuesten deutschen Geschichte, in der Entlassung des Fürsten Bismarck. Gewiß, die Geschichte hat sich noch niemals kopiert, mit unerschöpflich reicher Phantasie schafft und schmückt sie ihre Gestalten. Doch die Motive menschlichen Handelns wiederholen sich immer. Neid und Mißgunst gegen die Größe, Eitelkeit und hämische Niedertracht, Ehrgeiz und Rachsucht sterben nicht aus. Ihren Wohnsitz aber haben sie noch immer sich gern an den Höfen erwählt,

und fürstliche Emfindlichkeiten, Zwischenträgerei und Verdächtigung sind ihre Gehilfen geworden. Alle drei Männer, in ihrer Einsicht den Zeitgenossen überlegen, gleichgültig gegen Parteidogmen, in ihrem Wirken von rücksichtsloser Sachlichkeit, unbeugsam in ihrem Willen, sorgten für das Wohl des Staates, dem sie dienten, sie kümmerte nicht das Stirnrunzeln der Könige. Und alle drei wurden gestürzt durch anmaßende Mittelmäßigkeit, die den fürstlichen Argwohn wachrief und nährte. Was Stein einst schrieb: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzien de la cour de Memel, es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gärung fähig. Ich erwarte mir von leeren, trägen und platten Menschen nichts,“ das konnten, verstärkt oder gemildert, auch Eberhard Danckelmann und Otto von Bismarck schreiben. Und doch waren die Persönlichkeiten der Monarchen durchaus verschieden: Friedrich ein eitler Poseur, Friedrich Wilhelm unlustig zur Tat und unfähig zum Entschluß, bedrückt durch die lastende Größe des Ministers, dem er innerlich nie vertraut gewesen ist, Kaiser Wilhelm II., gespornt von dem Bedürfnis der Initiative, erfüllt zugleich von dem Irrtum, daß auch ein Herrscher sich ausleben soll, und von dem Verlangen nach einer Geltung, die nicht eingeschränkt werden darf durch den Anteil des Anderen. Hier wie dort die Enttäuschung, der Widerspruch zwischen Erwartung und Erfolg, das Sinken der staatlichen Energie. Kurfürst, König und Kaiser — eines jeden Tat entsprach seinem Wesen, aber keines Tat war gesegnet!

Von dem Sohne des Großen Kurfürsten lebt nur ein Erfolg in der Geschichte fort: die Erhebung Preußens zum Königreich. Aber hier war die eigentliche Tat schon vollbracht, als er zum Scepter griff; ihm blieb nur übrig, auf gebahntem

Wege den letzten Schritt zu tun. „Der Vater nährte ein Vollgefühl der Bedeutung, die ihm aus seinen eigenen Handlungen entsprang, der Sohn war zugänglicher für die Beweggründe der äußeren Geltung.“ Die Machtverhältnisse, die den Anspruch auf die Krone gewährten, waren des Älteren Werk, der das Königsheer und den Königsschatz schuf, der Sohn ist nur der reiche Erbe gewesen, der die reife Frucht vom Baume pflücken durfte. Und er griff willig danach, nicht weil er das äußere Symbol als Mahnung für seine Nachkommen aufrichten wollte, auf daß sie die Macht und Selbständigkeit des Staates befestigten, sondern weil ihm das Bewußtsein Befriedigung verlieh, über vielen zu stehen, die vormals Seinesgleichen waren, weil ihn der Gedanke an den Pomp und die Pracht der Festzüge lockte. „Friedrich,“ so urteilt der große Enkel, „war nur eingenommen von den Äußerlichkeiten des Königtums und von dem Prunk der Repräsentation, und mächtig war in ihm eine Art schiefer Eigenliebe, die sich darin gefiel, andere ihre untergeordnete Stellung fühlen zu lassen.“ Und in der Tat erweckte ihm der gesteigerte Rang nicht das Bewußtsein der gesteigerten Pflicht. Er blieb, der er war: oberflächlich, prunkliebend, eitel und tatenlos, in allen Künsten dilettierend, bald als Regisseur und Schauspieler, bald als Bildhauer oder Architekt den Beifall der Schmeichler heischend, jetzt wieder beschäftigt, unter rauschenden Festlichkeiten neue Orden zu gründen, dann wieder von Entwürfen für Medaillen erfüllt, die den eigenen Ruhm verkünden und selbst das Bedeutungslose dem Gedächtnis überliefern sollten. Selbst die Tatsache, daß der Kronprinz im April 1701 zum ersten Male ein Pferd bestieg, wurde im Bilde festgehalten und die eigene Größe in dem Spruch gefeiert: „patrias imitatur et anteit laudes“, und während Staatsgeschäfte

geschäfte riefen, verlor er mit den Plänen für sein Denkmal die Zeit, ernsthaft zu sein.

„Er liebte die Pracht; glänzend Hof zu halten, seine Residenz mit großartigen Bauten zu schmücken, da, wo er jagte, wo er ländlich leben wollte, Schlösser zu bauen, jedes so ausgestattet, daß er in jedem Augenblick dort wohnen und von silbernen Servicen speisen konnte, Gemälde, Statuen, kostbare Gefäße, Seltenheiten aller Art in seinen Gemächern zu halten, das schien ihm fürstlich; fürstlich auch, daß alles um ihn her wie unter der milden Sonne seiner Huld in fröhlichem Gedeihen erschien, alles Neue und Bedeutende eine Stätte fand, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft ihn segneten.“ Von niemandem, auch von Ludwig XIV. nicht, wollte er übertoffen werden, er wollte der Mittelpunkt, der Sonnenkönig, der Brunnquell aller Gnaden sein. Als die Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, stellte ihr Friedrichs Hofpoet die Aufgabe, daß die chemische Abteilung den Stein der Weisen suchen sollte, um des Herrschers Tage zu verlängern, die historische Sektion sollte ergründen, ob jemals in der Geschichte „ein Held so viel als dieser Held getan“, und die Sprachforscher sollten ihre Kenntnisse anwenden, um in jeder Sprache des Fürsten wahres Lob zu singen. Die Kunstakademie, die Friedrich gründete, erhielt als erste Preisaufgabe die Krönung des Königs, als zweite Aufgabe das gleiche Thema, und die Zeichnung eines Triumphbogens wurde zugleich zur freien Konkurrenz der ganzen Künstlerschaft ausgeschrieben. Auch dort also, wo ein ernstes Ziel vorlag und wo die Arbeit Anderer auch wirklich Rechtschaffenes schuf, handelte es sich für Friedrich nur um eine Spielerei der Eitelkeit. Es war das Hauptgebrechen, an dem die Kulturzustände unter ihm litten, daß die erzielten Blüten

der Kunst und der Wissenschaft nur Treibhauspflanzen waren, die unzeitig durch die künstlerische Temperatur der Hofluft emporgetrieben wurden und nicht in dem gesunden Boden einer tüchtigen Volksbildung wurzelten.

Wie aber selbst das größte Kunstwerk, das Friedrichs Zeit geschaffen hat, Schlüters Statue des Großen Kurfürsten, dem Prunkbedürfnis und der fürstlichen Eitelkeit als Piedestal dienen mußte, das beweist die Art, wie sie enthüllt wurde, wie ja überhaupt an Festen ähnlicher Art die Geschichte jener Zeit überreich ist: Garde du Korps in Paradeaufstellung, Abteilungen aller in Berlin residierenden Regimenter in bunter Montierung, die Offiziere in roter, reich mit Gold gestickter Galauniform, Chöre von Trompetern und Paukern, Herolde in Wappenröcken bildeten hier wie stets die äußere Staffage. Hochtönende Reden „zu Friedrich Wilhelms des Großen, zu seiner unsterblichen Taten rühmendem Angedenken" durften nicht fehlen. Die Geschütze donnerten; die Ritter des Schwarzen Adlerordens, der König mit Vorliebe geschmückt mit dem Hosenbandorden, riefen in ihren phantastischen Trachten das bewundernde Staunen der Menge wach.

Friedrich I. mochte träumen vom Glanz der Nation, er mochte meinen, in seinen bunten Allegorieen den Künstlern neue, köstliche Aufgaben zu stellen, eine Aera heraufzuführen, in der die Musen das Scepter tragen. Aber noch immer ist der echten Kunst nichts so verhängnisvoll gewesen, wie der Anspruch eines fürstlichen Dilettanten, ihr aus Eigenem die Aufgaben zu stellen, ihr Richtung und Bewegung zu geben. Ein Kunstwerk wird nur geschaffen, wenn es dem eigensten Wesen des Künstlers entspringt; soll er Dinge aussprechen und darstellen, deren Sinn unendlich ist, so darf er nur einer Macht gehorchen, und diese Macht darf nicht vom Staube stammen.

Die Physiognomie der geistigen Persönlichkeit darf nicht zur Grimasse werden; die Kunst darf nicht in der Hofuniform spazieren. Von einem Kunstzeitalter Friedrichs sprechen wir nicht mehr. So wird auch aus dem Zeitalter Kaiser Wilhelms II. von künstlerischem Vollbringen nur dauern, was ihm innerlich feindlich erschien. Andreas Schlüter ging an Friedrich zugrunde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade im Anblick einer Persönlichkeit, wie sie in Friedrich dem Ersten vor uns steht, die Frage nach der inneren Beweiskraft des monarchischen Gedankens besonders dringend hervortritt. Und in der Tat würde die einfache Betonung des Standpunktes, daß der ἄριστος Herr sein soll, ebenso wie der Vergleich der Fähigkeiten des ersten Königs und seines ersten Ministers die Wagschale herabdrücken zu Gunsten eines Wahlkönigstums, das den Besten an die Spitze treibt. Hier aber gibt schon das Schicksal Polens die entscheidende Antwort. Und fehlte diese Antwort, so würde die Erwägung, daß noch immer der Masse der Maßstab für die Bedeutung der Persönlichkeit abhanden kam und daß bis zu einer vollständigen Umwandlung des Menschengeschlechtes der geschickte Agitator immer über den Mann der stillen Tüchtigkeit siegen wird, ebenso von der Wanderung nach Utopien abschrecken, wie die einfache Feststellung, daß in einem in der überwiegenden Mehrheit noch protestantischen Lande der eigentliche Träger des öffentlichen Vertrauens der Katholik Graf Ballestrem sein kann. Selbst in den einzelnen Reichstagswahlkreisen sind die Erkorenen des Wahlrechts fast durchweg Vertreter der Minorität. Die Praxis wäre eben auch hier stärker als alle Theorien, selbst wenn nicht die Tatsachen bewiesen, daß das Votum der Urwähler in Republiken fast durchweg Nullen an die Spitze des öffentlichen Lebens gestellt

hat. Der Menge ist stets die Plattheit sympathisch, alles Ragende aber verhaßt. Wäre es anders, so wäre nicht jedes Talent zum Verzweiflungskampfe gezwungen, und das Genie wäre nicht der Tragik verschwistert. Die Mittelmäßigkeit wird herrschen, weil die Trivialität schon durch die Vorstellung beleidigt ist, daß sie nicht selbst das Genie bedeute. Niemals ist die Menschheit so froh, als wenn sie einen Großen zu Boden fallen sieht.

Jede vom Volkswillen bestellte Regierung wird eine Parteiregierung sein. Auch das freie England hat die letzte politische Instanz niemals angetastet, auch in diesem nüchternen, jeder Mystik feindlichen Lande hat man die Macht der Tradition, den Wert der natürlichen Unparteilichkeit eines Herrschers begriffen, die allem Kampfe der Fraktionen entrückt ist. Eine Parteiregierung hat stets Verpflichtungen, die außerhalb der staatlichen Interessen liegen, Verpflichtungen der Dankbarkeit, und Verpflichtungen, die mit der Zukunft rechnen. Der höchste Vorzug der Monarchie liegt in der Selbstverständlichkeit der Erbfolge. Mit der Kontinuierlichkeit der Erbfolge wird auch ein Stamm überlieferter Sitten- und Ehrbegriffe weiter gegeben; die Gewöhnung zu herrschen und die Dinge von oben zu sehen, wird der im vornehmen Hause Geborene leichter besitzen, als der Andere, der selbst der Masse entstammt. Goethe hat das in einem feinen Worte bezeichnet: „Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche guten Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkt werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens.“ Auch die Mittelmäßig-

keit wird durch die Kraft und den Schimmer der Tradition gehoben und getragen. Und erst dann wird das Vertrauen erschüttert, wenn ein Fürst sich anmaßt, das Schicksal seines Volkes von persönlichen Empfindlichkeiten abhängig zu machen. Laune und Leidenschaft müssen dem Throne fremd bleiben, und der Verzicht auf jede Impulsivität muß die Gegengabe bilden, die der Herrscher dem Schicksal widmet, von dem er so reich begnadet wurde. Große Herrscher walten im Stillen, bis die Tat sie ruft. Darum ist es auch die beste Weisheit des modernen politischen Lebens und die sicherste Stütze des monarchischen Gedankens, daß dem Herrscher die Pflicht der Verantwortung genommen ist. Ein weiser Minister muß dafür sorgen, daß der Monarch niemals in den Geschoßkreis der Kritik tritt. Er würde irren mit der Behauptung, daß dem Herrscher dasselbe Recht zusteht, wie jedem Staatsbürger, seine Meinung frei zu sagen.

Anders freilich mußte die Auffassung sein in den Tagen Friedrich des Ersten. Jede Zeit schafft sich wie ihre Aufgaben so auch ihr Recht. Er war keinem Lebenden verantwortlich, aber die Geschichte fällte ihr Urteil. Und sie hat es einmütig gefällt. Erschöpfte Finanzen, die Verwaltung in Verwirrung, der Staat zerrüttet — das Urteil konnte nicht schwanken.

Aber es mag wunderbar scheinen: mag es der natürliche Gegensatz zwischen dem älteren und dem jüngeren Geschlechte sein, mag die verstärkte Opposition des Thronfolgers ihre Wirkung auch auf die Charakterbildung üben — noch nie hat unter den Hohenzollern der Erbe dem Vorgänger geglichen. Treitschke hat hierin eine Korrektur erblickt, die zu unserem Glück die Natur anwendet gegen die Gefahr einseitiger Erstarrung. Die Natur aber folgt nicht mystischen Trieben, sondern klaren Gesetzen. Und wenn in anderen Fürsten-

geschlechtern, wie in den Enkeln Rudolphs von Habsburg, Monotonie und Erstarrung hervortritt, so hat hier die Frage der Blutmischung, die Monotonie der Inzucht eine peinliche Rolle gespielt. Nicht die Väter allein sind die Schöpfer der Zukunft. Wer wollte allerdings sich erkühnen, hinabzusteigen in die Werkstätten des Lebens und sein letztes und tiefstes Geheimnis zu erlauschen! Wer wollte den Zusammenhängen nachspüren zwischen des Weibes weiblichem Sinn und des Sohnes männlicher Art!

Und wer wollte für das harte, rauhe, allem Geistigen und aller Freiheit abgewandte, allen Grazien feindliche und einseitige Wesen des Soldatenkönigs die Wurzeln aufzuspüren versuchen in der schwächlichen Phantastik des Vaters und in der zierlichen Kultur Sophie Charlottes! Goethe hat uns gelehrt, wie die geistige Individualität, wie Temperament und Begabung, Frohnatur und Lust zu fabulieren, das mütterliche Erbteil bilden: vom Geiste seiner philosophischen Mutter hat der unphilosophischste aller Hohenzollern niemals einen Hauch verspürt. Erst in dem Enkel tritt die feine Geistigkeit der großmütterlichen Physiognomie von neuem vor unsere Augen, bis dann in Louis Ferdinand und Friedrich Wilhelm IV. die letzten leisen Spuren verwehen.

Der Hof der Hohenzollern hat den Reiz graziöser Königinnen fast immer entbehrt. In dem rauhen Klima, das ein Geschlecht der Tat umweht, pflegen Zärtlinge nicht zu gedeihen. Auch in der Kaiserin Friedrich, die mit Zeller und Helmholtz verkehrte, lag eine Art von geistiger Robustheit, und alle künstlerischen Neigungen versanken doch zuletzt in politischen Interessen, deren Unfruchtbarkeit allerdings schon bedingt war durch die mangelhafte Kenntnis der Eigentümlichkeit des preußischen Staatswesens. Sie hat, wie Fürst Bismarck bezeugt, zu allen

Zeiten auf ihren Gemahl einen großen Einfluß besessen, der in den neunundneunzig Tagen den Kulminationspunkt erreichte. Aber eine geistige Herrschaftsstellung am Hofe hat sie niemals gewonnen: die Richtung auf das Praktische lag stets im englischen Blut, und die Politik ist schließlich die Wissenschaft, die am festesten auf „der wohlgerundeten Erde“ steht.

Auch Sophie Charlotte hat Einfluß auf die Politik gesucht und gefunden. Die Entlassung Danckelmanns wäre ohne ihr Wirken vielleicht niemals erfolgt. Seine finstere Sittenstrenge mochte ihr, die an dem leichten Spiel der Grazien ihre Freude hatte und tändelnd wohl auch die Grenzen würdiger Zurückhaltung überschritt, im tiefsten Innern verhaßt sein. Wenn die Herzogin von Orleans sich über die Gesellschaften Sophie Charlottes äußern konnte: „Was ich von der Königin von Preußen am Hofe höre, muß es toll dort zugehen“, wenn man von allem, was Leibnitz in seinen Briefen erzählt, nur die Darstellung von dem „Gastmahl des Trimalcion“ liest und einige von jenen Veranstaltungen an sich vorüberziehen läßt, die selbst die Grenzen der Sittenfreiheit jener Zeit verließen, und wenn man immer wieder im Hintergrunde das finstere Antlitz Danckelmanns auftauchen sieht, so entschwindet der Verdacht, daß Sophie Charlottes Kampf gegen ihn nur auf praktischen politischen Motiven beruhte. Es ist die innere Feindseligkeit entgegengesetzter Naturen gewesen, die diese beiden Menschen von einander abstoßen mußte. Geistige Freiheit schien einer freien Sittlichkeit als Ergänzung zu bedürfen.

Sophie Charlotte hat, abgestoßen durch das inhaltsleere und doch anmaßende Wesen des Hofes, sich einen eigenen Hofhalt geschaffen. In ihrem Lietzenburger Schloß schuf sie den Mittelpunkt für die bescheidenen geistigen Interessen des damaligen Berlin, hier wurden aber auch, ganz im Stile von

Versailles, zahllose Intriguen gesponnen. Die beherrschende Persönlichkeit war Leibnitz, der ihr seine Bewunderung für den Ernst, mit dem sie der Lösung der höchsten Probleme nachging, in den Worten aussprach: „Es ist garnicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen.“ Mit Leibnitz traf Sophie Charlotte in den Regionen des Zweifels zusammen, sie ist seine Egeria geworden, als er zur Abfassung der „Theodicee“ schritt. Aber ein dauerndes geistiges Leben ist auch aus ihrer Vereinigung für Berlin nicht erwachsen, mit der Schönheit und dem Geist der Königin vergingen auch ihre Wirkungen. Den letzten Atem raubte dem Geistesleben der Hauptstadt Sophie Charlottes Sohn. Was aber über die Zeiten hinaus noch standhielt, das ging von Halle aus, wo Philipp Spener und Francke das erstarrte deutsche Luthertum vom Verderben retteten und dem selbstgewissen Dünkel der Rechtgläubigen die werktätige Liebe gegenüber stellten, wo Christian Thomasius gegen Scheinheiligkeit und Hexenprozesse wetterte und ein neues Naturrecht lehrte, das auf Freiheit und Rechtszwang beruht.

Immerhin — auch diesen Männern ist es nützlich gewesen, daß am Hofe der Königin sich eine Stätte geistigen Lebens, feinsinniger schöner Toleranz erschloß. Hier wurden im Lustwandeln, in zierlicher Konversation, im Rahmen der Schönheit und der Anmut theologische Kontroversen gepflogen, die tiefsten Probleme des Lebens ergründet.

Der Jesuit Vota und der irländische Freidenker Folland, der die Echtheit der neutestamentlichen Bücher, die Wunder, die Auferstehung und die Himmelfahrt bestritt, fanden sich hier zusammen, und der Irländer war von der Persönlichkeit der „republikanischen Königin“ so bezaubert, daß er dem Herzog von Somerset schrieb, sie sei die schönste Fürstin ihrer Zeit und

gebe keinem Menschen an Verstand und Unterhaltung nach. Sie habe gar viel gelesen und besitze einen scharfen und geschwinden Geist und gründliche Wissenschaft. Er müsse frei und ohne Schmeichelei bekennen, nie habe er geschicktere Einwendungen gehört, nie Jemanden gesehen, der die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines Argumentes und Schlusses hurtiger entdecken oder auch die Schwächen oder Stärken einer Meinung leichter „penetrieren“ könne, als die Gemahlin des Königs Friedrich. Vor allem die Kreise der französischen Kolonie, Jacob Lenfant und Beausobre, Vignoles, Lacroze und Le Duchat brachten und empfingen lebhafte Anregung, sie schufen zugleich die innigsten Beziehungen mit der alles beherrschenden französischen Literatur.

Als sie, erst 36 Jahre alt, im Sterben lag und der Hofprediger ihr von der Nichtigkeit der irdischen Genüsse und der Eitelkeit der Welt zu sprechen begann, da gab die Königin zur Antwort: „Ich habe zwanzig Jahre über die Religion ernstlich nachgedacht und habe die Bücher, die sich damit beschäftigen, aufmerksam gelesen, Sie können mir also nichts sagen, was mir nicht schon bekannt war. Ich versichere Sie heilig, daß ich ruhig sterbe.“ Ihr sprühender Geist mag an Liselotte von Orleans, die Tochter Ludwigs von der Pfalz, ihre Neigung zur Philosophie an die Pfalzgräfin Elisabeth bei Rhein, des Winterkönigs Tochter erinnern, die noch als Äbtissin von Herford die Freundin eines William Penn, eines Cartesius und eines Malebranche wurde und ihr Kloster den kommunistischen Jüngern des Jean de Labadie als Zufluchtsstätte gewährte. Die Freundschaft aber des Philosophen der prästabilierten Harmonie zu seiner königlichen Gönnerin scheint nicht nur echt gewesen, sondern auch in eine tiefe Neigung übergegangen zu sein; der Abschied, den er von seiner Herrin nimmt, mag

das Innigste sein, was je der Seele des kühlen Philosophen entquoll:

„Vorspiel des Himmels war ihr Geist uns Gott auf der Erden,
Hoch erhob sie das Haupt über die Sorgen der Welt,
Nach der Weltharmonie und dem Urquell forschend: doch ihr ist
Nun die Erde entrückt, volle Erkenntnis bescheert.
Hier bleibt Staub zurück als ein Zeichen bleibenden Schmerzes,
Daß wir so großes Gut, ach, nur so flüchtig gehabt.
Aber die Liebe bringt Trost: durch den Sohn wird sie leben und bleiben,
Sie, die den Tod nie geschmeckt, hätte die Welt das Gericht.“

Im Sohne hat nicht Sophie Charlotte und nicht Friedrich fortgelebt. Sein Wesen, sein Wollen, seine Lebensführung, alles an diesem Wirklichkeitsmenschen, dem Kunst nur Spielerei und Wissenschaft der Zeitvertreib des Müßiggängers schien, der seine langen Kerls exerzierte und malte und über die Weltweisheit der Konfirmationsstunde niemals hinausgelangte, widerstrebte dem Schauspielbedürfnis des Vaters wie der mütterlichen Grazie. Dort aber flüchtiger Ruhm, hier lastend und stark ein dauerndes Werk von unlöslicher Fügung.

Siebentes Kapitel.

Absolutismus.

Wenn der monarchische Staat vor allem auf dem Gedanken beruht, daß der bewußte Wille handelnder Männer die Geschichte macht, so hat dieser Satz in unvergleichlicher Weise seine Geltung gewonnen in den sieben Jahrzehnten, in denen Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn die preußische Königskrone trugen. Es mag für uns Menschen des modernen Lebens demütigend erscheinen, daß gerade die Zeit des unumschränkten Absolutismus dem zerstückelten, zusammenhanglosen, in seiner Ausdehnung vielfach durch Zufälligkeiten bestimmten Staatsgebilde Leben und Inhalt, Kraft und Ansehen verlieh, aber es darf uns zugleich ein Trost sein, daß ebenso wie der Sohn Sophie Charlottes, so auch der Weise von Sanssouci dem Absolutismus selbst die engste Schranke zog, daß sie das Recht des Landesherrn empfanden als die Pflicht des Staatsdieners, daß der Eine wie der Andere und Jeder in seiner Art trotz der scharfen Ausprägung der Individualitäten doch willig aufging in dem Gedanken an Preußen. „Das Übel erreicht seinen Gipfel, wenn es den verkehrten Gemütern gelingt, den Regenten zu überreden, daß sein Interesse von dem seiner Untertanen verschieden sei,“ so schrieb Friedrich II. an Karl von Württemberg. Und im Antimacchiavell hat er es als die einzige dem Fürsten geziemende

Richtung des Willens bezeichnet, Großes und Wichtiges für das Wohl des Staates ins Werk zu setzen.

Und es mag uns weiter zum Troste gereichen, daß die absolute Monarchie niemals in Preußen den Charakter fürstlicher Willkür gewonnen hat, daß die lettres de cachet uns ebenso fremd geblieben sind wie die Maitressenwirtschaft der Bourbonen, daß gerade unter dem aufgeklärten Absolutismus, der für das Volk regierte, die Bildung, das Selbstbewußtsein, die gesamte Geltung der Regierten in solchem Maße gehoben wurde, daß sie erst so den inneren Anspruch auf die Teilnahme an der Regierung erwarben. Es wird auch im geschichtlichen Leben immer das Gesetz gültig bleiben, daß sich eines nicht für alle schickt, daß die Form der Regierung abhängig ist von der sozialen und geistigen Entwickelung eines Volkes, von den Bedingungen der Zeit, von der nationalen Eigenart. Was wäre das für eine Torheit, dem heutigen Rußland an Stelle seiner halbasiatischen Staatsordnung, die auf dem Glauben an den weißen Zaren als den Beschützer der Orthodoxie beruht, plötzlich die Idealverfassung der Radikalen zu geben, die mit der Machtfülle der englischen Parlamente die Formen des deutschen Reichstagswahlrechtes vereinigt! In Wahrheit gibt es auch heute noch keinen Staat, in dem die politischen Rechte völlig gleichmäßig verteilt sind, sei es auch nur, weil er die Frauen, die Minderjährigen, die Bestraften ausschließt. Und es ist auch eine Phrase der Unwahrhaftigkeit, daß ein jeder Mensch ein natürliches Recht darauf habe, an der Bildung der Staatsgewalt teilzunehmen. Selbst wenn das Fortschreiten der Demokratisierung aller Staatsformen ein unumstößliches Gesetz der Geschichte wäre, so würde doch die Vernunft daran festhalten müssen, daß die Berechtigung zur aktiven Teilnahme am Staatsleben abhängig bleiben muß von Bildung

und Gesittung und von der Stärke der Verantwortung, die der Einzelne gegenüber der staatlichen Gesamtheit fühlt. Gleiches Recht für Alle, aber nicht gleiche Berechtigung! Die Lehre des contrat social, daß Jeder dem Anderen gleich sei und daß er nur sich selbst gehorcht, wenn er dem Ganzen gehorcht, hat Frankreich von Katastrophe zu Katastrophe geführt.

Jede Verfassung muß der nationalen Individualität, sie muß auch dem geschichtlichen Werden entsprechen, sie muß dem Erdreich, nicht dem Treibhaus entstammen. Warum hat sich denn in Deutschland das Reichsparlament, von dem die Dichter sangen und träumten, um das man kämpfte und litt, so überaus rasch um seine Geltung gebracht? Weil das deutsche Volk durch und durch monarchisch ist und weil der innere Widerspruch zwischen der monarchischen Institution und dem allgemeinen Stimmrecht, dieser Widerspruch zwischen Persönlichkeits- und Massenrecht, noch nirgends gelöst worden ist. Die Masse hat noch immer mehr Gefühl als Einsicht bewiesen, sie hat ihre Rechte geliebt, aber mit ihren Pflichten getändelt. Erst die Zukunft wird vielleicht dem deutschen Volke die Reife bringen, die allein die sittliche Begründung für ein gleiches und allgemeines Stimmrecht schafft.

Die Zeit Friedrich Wilhelms aber bedurfte nicht nur der Monarchie, sondern eines scharf ausgeprägten, entschlossenen absoluten Willens. Auch sein Sohn hat unbefangen die Herrschaft des Gesetzes in wohlgeordneten Republiken bewundert und unbefangen über die Schwäche des Königtums gesprochen, das dem Zufall der fürstlichen Persönlichkeit so vieles überlassen muß; aber er wußte auch, was es bedeutet, daß das politische Leben in einem einzelnen Manne zusammenfließt, dem alle Macht nur als Mittel zum Zwecke gilt. Weil aber

dieses Gefühl, diese Überzeugung, daß die Hohenzollern im letzten Sinne doch ihre Aufgabe im rechten Sinn erfassen und erfüllen, trotz aller Irrtümer der jüngsten Jahrzehnte auch heute besteht, deshalb konnte in einer demokratisch sich gebenden Zeit Kaiser Wilhelm II. ein so ungeheures Übergewicht über die Parlamente bewahren, daß man wohl diese, aber niemals den Monarchen aus dem staatlichen Leben als ausgeschaltet sich vorstellen kann. Diese Umgestaltung, diese Revision der Geschichte nach rückwärts, diese unverkennbare Verstärkung des Übergewichtes der Krone ist nicht ohne psychologischen Reiz. Sie beruht zugleich auf einer natürlichen Reaktion gegen die Übertreibung demokratischer Ansprüche, wie auf einem unverkennbaren Sinken des männlichen Kraftbewußtseins durch den bequemen, einschläfernden Einfluß langer Friedensjahre. So seltsam es klingt: der deutsche Parlamentarismus wird erst wieder Kraft und Bedeutung gewinnen, wenn das Vaterland durch harte Krisen hindurchging und vielleicht noch einmal auf blutiger Halde Einheit und Recht verteidigen muß.

Der Absolutismus Friedrich Wilhelms ist in seiner rauhen Form dem Volke verhaßt gewesen. Es hat in dem gewaltsamen Mann, der das Argument oft genug durch die Fuchtel ersetzte, nur den eigenwilligen Tyrannen erblickt, aber kaum sich Mühe gegeben, ihn in seinem Wesen und Wollen zu begreifen. Die unsympathische Form hat das Auge getrübt, daß es den Inhalt nicht erfaßte. So konnte Ranke auf diesen Mann die nordische Sage anwenden, in der Odin und Thor das Schicksal eines aufwachsenden Helden bestimmen: „Ich schaffe ihm," sagt der Erste, „daß er drei Menschenalter lebe." „Sein Stamm," sagt der Andere, „soll mit ihm zu Ende gehen." Der Eine verspricht ihm schöne Waffen, Geld und Gut, der Andere verhängt Mangel an Grundbesitz und

schwere Wunden über ihn. „Ich schaffe ihm, daß er den besten Männern wert erscheine,“ sagt Odin. „Dem Volke,“ fügt Thor hinzu, „soll er verhaßt sein.“

Selbst die Geschichte hat durch anderthalb Jahrhunderte diesen Haß geteilt; sie hat das Ungeheure, das er vollbrachte, verkannt und selbst dafür den Dank vergessen, daß er dem Sohne erst die Siegeswaffe schuf. Solange allerdings das Urteil fußte auf den Erinnerungen seiner eigenen Tochter, der intriganten und verbitterten Wilhelmine von Bayreuth, solange mußte er als das Urbild des engherzigen Polterers erscheinen, der sinnlos die Seinen wie das Volk mißhandelt. Geizig, für jede zarte Empfindung unempfänglich, gewaltsam jede Neigung des Herzens, jeden geistigen Schwung der Anderen unterdrückend, empfänglich nur für rohe Späße und die Freuden wüster Gelage, launisch und ungerecht, zugleich aber nachgiebig gegen den Einfluß untergeordneter Kreaturen, ein Geschöpf in den Händen seines Kammerdieners Ewersmann und doch sentimental und leicht zu Tränen gerührt, so steht Friedrich Wilhelm in dem Bilde seiner Tochter vor uns; die Geschichte aber hat die Striche anders gezogen. Sie räumt es willig ein, daß er hart erscheinen mochte im Kreise der Seinen, aber sie fügt hinzu, daß diese Härte der Ausfluß einer Einseitigkeit war, die von den Mitgliedern des Königshauses die gleiche harte Pflichterfüllung forderte, wie von sich selbst, die aber die königliche Pflicht in steter Strenge gemeinnütziger Arbeit erkannte. Die Tochter klagt bitter, daß ihm im häuslichen Kreise kein anderes Gesetz gegolten hat, als der eigene herrische Wille, aber die Geschichte berichtet zugleich, wie dieser herrische Wille den entarteten Adel des Landes wieder zum Waffendienst gewöhnte, wie er ihn geknetet und geformt hat, daß er tauglich wurde, sein Amt zu erfüllen und in den kom-

menden Kriegen die Führer zu stellen. Waren die Söhne der adligen Geschlechter vorher hinausgezogen, um in aller Herren Länder unter fremder Fahne zu dienen, so lernten sie jetzt es als höchste Ehre betrachten, sich dem Vaterlande zu weihen und in seinem Dienste ihr Blut zu vergießen. Friedrich Wilhelm hatte für Kunst und Wissenschaft, für Grazie, Glanz und Schönheit des Lebens nur Spott und fühlte sich wohl nur unter den derben Genossen des Tabakskollegiums. Aber die Einfachheit seiner Neigungen und Bedürfnisse, die Sparsamkeit im Haushalt machte ihn auch fähig und gab ihm das Recht, den Staat vor überflüssigem Verbrauch, vor der Verschwendung seiner Mittel zu schützen und dem Erben die Kassen gefüllt zu übergeben. Und wieder ist er, der Tyrann, es gewesen, der den Kampf aufnahm gegen die Knechtung der Bauern, gegen die Versklavung des Landes, der den menschlich guten und staatsmännisch weisen Satz aussprach, „was es denn für eine edle Sache sei, wenn die Untertanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen, das Ihrige desto besser genießen, ihr Gewerbe und Wesen mit um so mehr Begierde und Eifer als ihr eigenes treiben". Das letzte Ziel, die volle Befreiung der Bauern, hat freilich erst ein Anderer erreicht; mit dem Adel zugleich haben die, denen er zu helfen gedachte, seinem Plane mißtrauisch widerstrebt. Das Verbot des Prügelns, die Erleichterung der bäuerlichen Abgaben, das Verbot, die Bauerngüter auszukaufen, die Aufteilung des Gemeindegutes — überall tritt dieser scheinbar so beschränkte Mann mit modernen Bestrebungen und mit der weitsichtigen Idee hervor, die eigentümliche Kraft des Bauernstandes auszulösen, dem Staate nutzbar zu machen. Denn in ihm war auch der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, des Volkes in Waffen, zuerst lebendig geworden, und in dem Bauernvolk sah er den

Kern des künftigen Heeres. Er, der Tyrann, ist es auch gewesen, der als Erster dem Staate soziale Verpflichtungen in weitem Maße zugewiesen hat, als er nach der furchtbaren Verheerung der Ostprovinzen durch die Pest auf eigene Kosten Schwaben, Franken und Niedersachsen in die verödeten Lande führte. Da schrieb der Sohn begeistert an Voltaire: „Die Erde ist wieder angebaut, das Land bevölkert; wir haben mehr Städte als jemals zuvor, und der Handel kommt in Blüte; der König hat es weder an eigener Mühe, noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen. Keinen Aufwand hat er erspart; eine halbe Million denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein und ihr Glück."

Wunderbar genug allerdings, daß der Hohenzoller, der den Absolutismus am schärfsten betonte, zugleich der sozial wirksamste Regent seines Hauses gewesen ist. Er ist hier keinem Muster gefolgt, das ihm andere Länder boten, er hat auch nicht aus weichlichen Empfindungen gehandelt; auf dem Wege der Empirie, stets das Auge auf den realen Staatszweck gerichtet, ist er seines Weges gezogen. Hat er aber ein Vorbild gesucht, so fand er es nur in der Geschichte seines eigenen Geschlechts. Denn der Kampf seiner Vorfahren gegen die Stände, den er aufnahm und durchführte, dieser Kampf gegen die Einseitigkeit und Engherzigkeit, die Unduldsamkeit und die Selbstsucht der oberen Klassen war durch und durch ein sozialer Kampf zu Gunsten der Masse. Die materialistische Darstellung freilich läßt auch hier wie überall nur ein einziges Motiv gelten: das Bedürfnis nach Erhöhung der persönlichen Macht; sie bestreitet den Hohenzollern jedes soziale Leisten. Aber durch den Willen dieses Hauses zur Macht entstand erst der Staat, und nur durch sein soziales Bemühen erhielt er die Kraft des Zusammenhanges. Gewiß, ohne Kämpfe gelangt

man nicht vorwärts, und auch die Mauern des preußischen Staatsgebäudes wurden nicht an einem Tage erbaut. Soziale wie politische Fragen stehen auf, haben ihre Zeiten und verschwinden schließlich unter anderen Fragen der Geschichte, um in anderer Form und mit neuen Zielen immer von neuem geboren zu werden. Auch die Arbeiterfrage im heutigen Sinne, die man kurzsichtig und mit törichter Referenz vor den Jüngern Lassalles als soziale Frage an sich bezeichnet, ist in ihrem ganzen Wesen modern, sie konnte erst erstehen mit dem Übergang zur kapitalistischen Produktionsweise, die das kaufmännische Talent zum Leiter bestimmt und die große Menge der Handarbeiter in ihren Dienst zwingt. Die Aufgaben, die im Geiste ihrer Zeit lagen, haben die Besten unter den Hohenzollern, wenn auch nicht immer gelöst, so doch zu lösen versucht. Mit vollem Recht konnte schon im Jahre 1865 Otto von Bismarck im preußischen Landtag auf das Wort des großen Friedrich sich berufen: „Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux“ und hinzufügen: „Die Könige in Preußen sind niemals Könige der Reichen vorzugsweise gewesen.“ — Sie sind später mit königlichem Ernst an die Lösung des proletarischen Problems geschritten, aber sie haben nicht experimentiert, sondern organisch entwickelt; sie haben darum nicht revolutionär, sondern reformatorisch gewirkt. Sie haben das „suum cuique“ nicht aus spielerischer Laune, sondern nur aus sittlicher Überzeugung sich als Wappenspruch erkoren.

Und besteht denn die soziale Reform wirklich nur aus der Gewährung materieller Sicherheiten? Ist nicht die Durchführung einer geordneten und unparteilichen Verwaltung, die gerechte Handhabung der Justiz ohne Ansehen der Person, die Durchführung der Schulpflicht und die Förderung der Bildung und des geistigen Lebens, wie die Umwandlung des

Heeres in eine Vorschule der nationalen Erziehung, ist nicht die Ausdehnung der politischen Grenzen über die Enge und Begrenztheit des Territorialstaates hinaus, zum Meere und über die Meere hinaus in die Ferne, ist nicht die Zerstörung der tausend im Innern Deutschlands errichteten trennenden Schranken, ist die Schöpfung des nationalen Staates, der dem Sohne des deutschen Volkes Schutz und Sicherheit leiht, der ihn mit Selbstgefühl und Tatkraft erfüllt — ist hier, ist dort nicht erst Voraussetzung und Wesen der sozialen Reform gegeben? Nicht aus sich selbst haben hier die Hohenzollern neue Epochen geschaffen: aber sie haben die Kräfte, die im Volke ruhten, zu Bewußtsein und Taten geweckt, sie haben geholfen und gefördert, angefeuert und belebt und besonnen geleitet, sie haben Hindernisse besiegt und der Entwickelung zum Fortschritt die Gasse gebahnt. Zögernd zuweilen, zuweilen kühn. Als kühnster von allen Friedrich Wilhelm I.

Und hier hat die Energie eines Mannes vollbracht, was in gleicher Einheitlichkeit und Sicherheit kein Parlament vollbringen konnte. Es gibt immer wieder Krisen und Übergänge, in denen die entscheidende Tat nur abhängig sein kann von der Kraft der einzelnen Persönlichkeit, wie ja auch heute noch die Entscheidung über Krieg und Frieden in der Hand des Reichshauptes ruht, wie heute selbst die mit Preußen verbündeten Staaten dem Ausland gegenüber nicht mehr einen Willen selbständig zur Geltung zu bringen vermögen. Solche Zeit des Überganges, nicht für die Geschichte der Welt, wohl aber für die Geschichte des preußischen Staates war gekommen um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts, als es sich entscheiden mußte, ob die Hohenzollern das Schicksal der Albertiner teilen und in der Masse endgültig versinken sollten, oder ob sie das Erbe des Großen Kurfürsten retten und die Führung

Deutschlands gegen Habsburg übernehmen würden. Der erste König hatte gegen den Geist seines Hauses gesündigt, der Sohn erfüllte seine Aufgabe eigenwillig und schroff und gab die Liebe seiner Zeitgenossen preis um die Anerkennung der Zukunft.

Mit dem Worte, das er in dem ersten Briefe nach seiner Thronbesteigung geschrieben hat: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten", hat Friedrich Wilhelm nicht nur seine Auffassung des Herrschertums gezeichnet, sondern zugleich seinen Entschluß bekundet, Heer und Finanzen zum Gebiete persönlichen Wirkens und eindringlicher Arbeit zu wählen. So hat er noch in seiner Instruktion an den Sohn erklärt: „Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehren seine Regierung führen, so muß er alle seine Geschäfte selbst vollziehen." Er hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er auch nur in der Sache, nicht in der Form das rechte Maß zu halten verstand. Und er ist zugleich der größten aller Gefahren entronnen: daß unter dem Scheine der Selbstregierung Menschen ohne Verantwortung den entscheidenden Einfluß gewannen, die seine Leidenschaftlichkeit mißbrauchten, die ihn in Faktionen rissen und ihn beherrschten, während er doch zu herrschen glaubte. Denn gerade Fürsten, die nur sich selbst zu folgen glauben, werden am leichtesten beeinflußt durch gewandte und kühne Faiseurs, die ihrem Selbstgefühl zu schmeicheln, die eigenen Absichten ihnen unterzulegen wissen, so daß sie sie für Kinder ihres eigenen Willens halten. Nur in einer Richtung ist auch Friedrich Wilhelm solchem Einfluß nicht entgangen. Es war die persönliche Wirkung Seckendorfs, des Gesandten der Hofburg, der ihn durch lange Jahre festhielt an der Politik Österreichs, bis er am Ende seines Lebens enttäuscht und er-

bittert sich losriß. Seiner einfachen Natur war die Doppelzüngigkeit der damaligen Diplomatie widerwärtig und fremd. Noch galt ja nirgends der Grundsatz Bismarcks: „Ich spiele meine Karten blank aus. Ich setze der vermeintlichen Schlauheit die frappierende Wahrheit entgegen.“ Das Männliche in Friedrich Wilhelm wie in Bismarck widerstrebte der in ein System gebrachten Lüge, widerstrebte all diesen Hilfsmitteln, die, unsauber und frivol in ihrem Wesen, nach dem Glauben langer Jahrhunderte dennoch dazu dienen sollten, das Große und Gute zu erreichen, die Unsittlichkeit der Mittel durch den sittlichen Zweck zu heiligen. Sicherlich gibt es im politischen Leben unzählige Fälle, in denen die Anwendung durchaus reiner Mittel unmöglich ist; eine Staatsregierung, die gegen grundsätzlich lügende Feinde offen und ehrlich ist, wird die Selbstvernichtung heraufbeschwören. Noch kein Philosoph hat die Prinzipien der Staaten mit der Moral in Übereinstimmung bringen können: „In steter Notwehr gegen arge List bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr.“ Und doch haben die Taten Bismarcks bewiesen, daß die Macht der Wahrheit in der Politik viel größer ist, als die Zunftweisheit eines Talleyrand sich träumen ließ. Es war das Große in ihm und das Ergreifende in dem Verhältnis zu seinem König, daß er an dem Einschlag von Gewaltsamkeit und List, den sein Gewebe dennoch zeigen mußte, seinen greisen Herrn nicht mit schaffen ließ; der durfte die reine Seele rein erhalten, während der Staatsmann seinen Weg durch Schroffen und Schlünde, an schwindelnden Hängen entlang und über tiefe Abgründe hinweg gelassen dahinzog.

In den verschlungenen Irrgängen der auswärtigen Politik, deren geheime Strebungen und Tendenzen er wohl niemals erfaßte, die er lediglich begriff nach persönlichen Sympathien und

Antipathien, hat Friedrich Wilhelm sich niemals heimisch gefühlt. Er suchte durch die Zusammenfassung der inneren Kräfte seines Landes zu einem organischen Ganzen auch die Außenstellung Preußens zu sichern, und zur Lösung dieser Aufgabe hat er alles besessen, was das Gelingen verbürgen konnte: ein Verwaltungstalent, wie es kein anderer Hohenzoller aufweisen konnte, eine Pflichttreue, die sich niemals schonte, und jene glückliche Beschränktheit, die wir Einseitigkeit nennen, die aber schöpferisch wirkt, weil sie kein Abirren vom Wege kennt. Friedrich Wilhelm kannte sein Land und kannte sein Volk. Unaufhörlich auf Reisen, war er heimisch im Osten wie im Westen, war er kundig aller Zweige der Verwaltung, sah er mit eigenen Augen, wo sein Volk in Glück und Not war, wo Brachfeld lag, das angebaut werden konnte, wie der Bauer lebt und der Edelmann.

Da ist nichts Spielerisches und nichts Fahriges. Da werden von keinem Potemkin Kulissen errichtet, da wird der Blick für die Wirklichkeit nicht durch Festempfänge und Festmahl getrübt. Alles Dekorative ist ihm in tiefster Seele verhaßt. Wenn Lamprecht im Hinblick auf die jüngste deutsche Geschichte einmal sagt, daß unsere großen Kaiser des Mittelalters auch „große Reiser" waren, daß keiner unter den bedeutenden Hohenzollern einen guten Teil seiner Herrscherzeit nicht auch im Sattel oder im Wagen zubrachte, so trifft dieser Satz in seiner lobenden Absicht sicherlich auf Friedrich Wilhelm I. zu. Aber das Lob darf nicht allgemein sein, der Gedanke findet in sich seine Beschränkung. Die Kaiser und Könige der deutschen Vergangenheit sind nicht gereist, um sich des Ortswechsels zu erfreuen und sieghaft sich auf die Schaubühne zu stellen. Wenn Friedrich der Große von Sanssouci schied oder der Sohn Georg Wilhelms hinaufzog in sein Land,

dann galt es ernster Belehrung und gründlicher Prüfung, dann trieben sie im Wirbel ermattender Arbeit. Es gibt auch eine andere Art des Reisens, sie ist nicht willkommen und auch nur von bescheidenem Nutzen. Sie gipfelt in Tafelreden und höfischer Begrüßung, und selten nur entspricht der Aufwand dem Zweck. Friedrich Wilhelm reiste nicht majestätisch, und er reiste auch nicht bequem; er reiste viel und war dennoch seßhaft. Und er haßte es auch, wohin er immer gelangte, unerfüllbare Wünsche zu wecken durch bombastische Reden, die den, der sie hält, allzu leicht in den Gedanken wiegen, daß er mit ihnen auch Taten vollbringt, er haßte es, persönliche Gefühle und Gedanken bilderreich auszusprechen, die Menge durch Schauspielkünste zu verblüffen, wie Friedrich Wilhelm der Vierte es liebte. Uns sind von dem Soldatenkönig keine Reden erhalten, nur hier und da ein hart zum Ziele drängendes, wirkungsvolles Wort. Regelmäßig und gewissenhaft, frei von aller Pose war sein Handeln, nüchtern sah und zeichnete er das Bild der Wirklichkeit. Die Weihe seines Amtes aber fand er in der Arbeit, nicht in den Nebeldünsten einer göttlichen Bestimmung.

Und nirgends, wo er zugriff, war er Dilettant, nirgends erschien er im Kostüm. Derb und fest griff er zu, ohne alle Koketterie, ohne auf die Eindrücke zu achten oder gar mit ihnen zu rechnen. Er war die verkörperte Prosa, aber die Prosa ist stets gut für den Werktag der Völker gewesen, und es ist besser, wie es ihm geschah, ein Pedant und Pfennigfuchser gescholten zu werden, als zu denen zu gehören, die berufen und dennoch nicht auserwählt wurden.

Friedrich Wilhelm, der die Akademie zerstörte und Professoren nur als Hofnarren schätzte, der seinen Sohn mit dem Theatrum Europeum und mit der Bibel erzog, ist der erste gewesen, der den Begriff des Schulzwanges in das staat-

liche Leben einzuführen versuchte. Er, der Tyrann, ist hiermit der Bahnbrecher der Freiheit geworden. Denn nur durch die Erziehung des Einzelnen ist eine Wiedergeburt der Gesellschaft, ist auch eine Teilnahme der Masse an der Regierung möglich. „Erziehet das Volk!“ war der Mahnruf Friedrich Wilhelms, weil er es fühlte, daß die Lebenskraft einer Nation durch die Schule verdreifacht wird. Allerdings erlahmte das königliche Machtwort an der Menge selbst, die ihre Unwissenheit liebt; wenn das Volk nicht selbsttätig eingreift, wenn es den Nutzen von Kenntnissen nicht tief im Innern fühlt und entschlossen ist, um ihretwillen Opfer zu bringen, dann ist das Ziel unerreichbar. Nur langsam und erst unter dem Sohne reifte das Werk der Vollendung entgegen. Aber was uns heute als selbstverständlich erscheint, das war, zuerst ausgesprochen, ein kühner, ja ein revolutionärer Gedanke, und die principia regulativa für Ostpreußen bedeuten für die Entwickelung unseres Volkes mehr, als alles, was der geistreiche Kopf von anspruchsvollen Enkeln ersann. Jede rechte Freiheit führt zuerst durch den Zwang. Es ist die beste Widerlegung der Lehre von der dynastischen Selbstsucht der Hohenzollern, daß gerade der König, der die Identität der staatlichen und Herrscherinteressen am stärksten betonte, zugleich der entschlossenste Förderer der Volksbildung war, die doch in ihrer Durchführung den Zweifel an dem Rechte des Absolutismus wecken und den Kampf um neue Freiheiten entfachen mußte.

So erscheint auch die Zertrümmerung der letzten ständischen Rechte im Lichte der reifenden geschichtlichen Erkenntnis nicht als eine reaktionäre Tat, sondern als eine Vorbedingung des Fortschritts. Er hat aus dem alten ständischen Wesen, das in all den Jahrhunderten brandenburgisch-preußischer Geschichte jedem Bemühen, in einem starken Heere einen sicheren

Schutz gemeinsamer Grenzen zu schaffen, mit feindseliger Zähigkeit entgegentrat, die wenigen lebensfähigen Triebe erhalten, aber er hat sie auf den Boden des Provinzlebens beschränkt und sie unter die durchgreifende Aufsicht einer straff zentralisierten Verwaltung gestellt. Die Teilnahme von Ritterschaft und Städten an der Regierung des Landes war für immer vorbei.

Und erst als diese Fessel gelöst, als die Armee eine Armee des Königs geworden war, konnte auch der volksbildende und volkseinende Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht gefaßt werden. Auch hier ist der absolute Monarch der Vorkämpfer des stärksten demokratischen Prinzips gewesen. Allerdings blieb ihm diese letzte Wirkung verborgen, er hat kaum geahnt, daß Schulzwang und Wehrpflicht die Forderung nach dem Wahlrecht bedingen und begründen; aber noch weniger hat er nur aus einer rage de nombres, nur um die Kopfzahl der Soldaten zu vermehren, das neue Prinzip zur Geltung zu bringen versucht. Ihm war die Armee nicht nur ein diplomatisches Mittel, sondern zugleich ein Mittel für die Erziehung des Volkes zur Teilnahme am staatlichen Leben. Denn nichts bildet einen so prägnanten Ausdruck der Staatseinheit und der bürgerlichen Gleichheit in Recht und Pflicht, wie ein Heer, das sich auf dem Volksganzen aufbaut. Das hat sich später hundertfältig erwiesen, als die deutsche Armee das festeste Band der deutschen Einheit wurde. Macaulays Satz, daß mit einem stehenden Heere politische Freiheit unvereinbar sei, hat die Geschichte ebenso schroff widerlegt, wie einst das spöttische Urteil über Friedrich Wilhelms Wachtparade. Ja, es gibt nie und nirgends eine Freiheit ohne eine kriegerische Kraft, die bereit ist, für die Freiheit zu kämpfen und zu bluten. Und es ist ein monumentaler Satz, groß und gewaltig, den Friedrich Wilhelm im ersten Paragraphen seines Kantonreglements aussprach: „Jeder preußische

Untertan ist für die Waffen geboren.“ Wie jämmerlich ist die Sittlichkeit einer Generation gesunken, die nicht mehr den stolzen Inhalt dieses Wortes zu fassen und zu empfinden versteht!

Da ruft selbst der kühle Leopold Ranke: „Welch eine ganz andere Bedeutung bekam die ländliche Bevölkerung, die bisher allein dazu geboren schien, den Acker zu bauen und untergeordnete Dienste zu leisten, durch ihre Teilnahme an der kriegerischen Haltung des Staates und ihre Unentbehrlichkeit dafür!“ Der Mensch bekam einen höheren Wert, sobald er durch sein bloßes Dasein in unmittelbare Beziehung zur höchsten Gewalt trat. Wie weit entfernt von persönlicher Untertänigkeit ist der militärische Gehorsam, dessen Vollziehung persönliche Tüchtigkeit erfordert und der im Bewußtsein der allgemeinen Regel begründet ist! Wenn Friedrich Wilhelm seine Gedanken nicht zur vollen Reife entwickeln konnte, so trug die Schuld daran der passive Widerstand, den das Volk seinem Willen entgegenstellte. Allerdings ein wunderliches Bild! Ein autokratischer König der Vorkämpfer eines revolutionären, durch und durch demokratischen Gedankens, die Masse aber widerstrebend und durch ihr Widerstreben schuld daran, daß das Söldnerheer, dieses eigentliche und starke Machtmittel der Tyrannis, neben den Bataillonen der Landeskinder bestehen blieb! Der siebenjährige Krieg wurde zum größten Teil noch von Söldnern geschlagen.

Aber auch Wallenstein konnte nicht siegen ohne den Wachtmeister; die Zahl muß gestützt werden durch die Disziplin, durch den Gehorsam, durch eine starke Autorität des Befehlenden. Hier waren, der demokratischen Auffassung zum Trotz, die preußischen Junker die geborenen Führer; sie waren abgehärtet und stark, und sie hatten gelernt zu befehlen. Seit Friedrich Wilhelm trug jeder preußische Prinz die Uniform, seit seinen

Zeiten gilt sie als Ehrenkleid. Der Übergang ist nicht plötzlich geschehen, sondern langsam; allzu lange haftete am Soldatenrock der üble Landsknechtsgeruch, die Vorstellung des grundsatzlosen Preisgebens von Leib und Leben nur für Geld und Geldeswert. Erst die Not der Napoleonischen Zeit hat hier die letzten verwesten Reste beseitigt. Hinderlich aber war der neueren, reineren Auffassung die grausame und entwürdigende Handhabung der Disziplin gewesen. Wohl hat Friedrich Wilhelm die materielle Existenz des Soldaten in jeder Hinsicht gehoben, wohl war er väterlich besorgt um Verpflegung, Wohnung und Kleidung des Einzelnen, aber Gassenlaufen, Prügel, Strang ersetzten ihm den Appell an das Ehrgefühl, an Tapferkeit, Mut und Treue. Er erkannte nicht den inneren Widerspruch zwischen dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht und einer Behandlung des Einzelnen, die ihm solche Pflicht als einen Fluch erscheinen lassen mußte. Und er wußte nicht, daß die Gesinnung, nicht der Zwang und nicht der Stock den Soldaten macht. Er wußte auch nicht, daß die höchste Kriegszucht nur in Verbindung mit dem höchsten Freiheitsgefühl ehrwürdig ist. Er machte den Soldaten zum Automaten und raubte ihm den Enthusiasmus. Hier eben trat die Einseitigkeit seines Geistes ihm hindernd in den Weg. Große Ideen durchzudenken bis zur letzten Folge, ist immer nur das Vorrecht weniger gebietender Geister gewesen. Seine Zeitgenossen haben Friedrich Wilhelm und er selbst hat sein eigenes Werk nicht verstanden.

So wurde er zum rauhen und rohen Exerziermeister, so gelangte er zur Überschätzung des Untergeordneten, während ihm das Wesentliche entschwand. So erntete er Mißachtung und Haß, wo er Dank erwarten durfte.

Denn auch die Masse sieht nur das Handgreifliche, sie verschließt sich dem, was fern liegt, sie rechnet mit der Gegen-

wart, aber niemals mit der Zukunft. Sie sah nur den alten Dessauer auf der kleinen Wiese bei Halle den Korporalsstock schwingen, und sie hörte den König auf dem Exerzierplatz poltern, sie murrte, weil sie in der Arbeit des Königs nur die frivole Spielerei eines Tyrannen erkannte. Erst die Nachwelt ist dem seltsamen Manne gerecht geworden.

Wie der preußische Leutnant, diese Mischung von Leichtherzigkeit, frischem Übermut, Aufopferung, Pflichttreue, Todesmut, Kameradschaftlichkeit und Ehre Friedrich Wilhelm zum Ahnherrn hat, so auch das preußische Beamtentum. Im Generaldirektorium neutralisierte er die Verwaltung, erstickte er den Partikularismus der Stände, schuf er zugleich die Möglichkeit, den Staatshaushalt systematisch zu ordnen. Mit eigener Hand hat er die Instruktion entworfen und den Dienst bis in die letzte Einzelheit persönlich geordnet. Die Rechnungskammer, die Gesundheits- und Almosenämter, die Festsetzung der Rangordnung der Beamten und ihrer Gehälter, der Entwurf zu einem neuen Landrecht, das von den römischen Anschauungen nur festhalten sollte, was mit der Gegenwart im Einklang stand, die Verwaltung der Domänen, die Anordnung und Verteilung von Zöllen und Steuern, die Unterstützung der einzelnen Industriezweige, die Schaffung von neuen Absatzgebieten, die Einführung des Konfirmationsunterrichtes, die Einrichtung von Kadetten- und Waisenhäusern, die Anlage und der Bau von Stadtteilen und Straßen — überall entdecken wir staunend die Initiative und die Kraft des Königs, und überall erkennen wir zugleich die klare Richtung auf das Zweckmäßige und Nützliche. Im Gedächtnis der Menschen freilich pflegt das Böse länger zu haften als das Gute; die Verwaltungsmaßregeln, die er anwandte, um seine Untertanen auch wider ihren Willen glücklich zu machen, sind noch heute unvergessen; den Mühen aber, all

den furchtbaren Lasten, die ein Mann auf sich nahm, der in jedem Augenblick im Dienst war, der es verstand, einem großen Staatswesen seinen eigenen spröden und festen Charakter zu geben, singt kein Dichter ein Ruhmeslied. Erschauernd vernimmt man als Knabe schon die Geschichte seines Zwistes mit dem Sohn, dessen Genialität er erst spät erkannte, aber man achtet nicht mehr der wundervollen Wirkung, die er durch seine eiserne Strenge auf Friedrichs Entwicklung ausgeübt hat. Denn das Genie auf dem Throne wird stets zur Gefahr, wo es nicht durch die harte Schule der Regel und der Ordnung und der gleichmäßigen Arbeit ging. Völlig und auch erst spät verstanden hat Friedrich Wilhelm den Ersten und seine Mission nur sein großer Sohn, der von ihm schrieb: „Es scheint, der Himmel hat den König bestimmt, alle Vorbereitungen zu treffen, welche die weise Umsicht vor Beginn eines Krieges erheischt. Wer weiß, ob nicht die Vorsehung mir vorbehalten hat, dereinst einen glorreichen Gebrauch zu machen von diesen Kriegsmitteln und sie zu verwenden zur Verwirklichung der Pläne, für die sie die Voraussicht meines Vaters bestimmte." Zu den „Kriegsmitteln" aber gehört vor allem eine straffe Organisation des Staates, die Zusammenfassung, Ausbildung und Verwendung aller seiner Kräfte. Die Aufgaben aber, die der König dem Erben bestimmte, hat er ausgesprochen in der Instruktion, die er schon in der Blütezeit seines Wirkens niederschrieb: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Aufnahme und den rechten Flor in unser Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde erworben, ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt; an Euch, mein lieber Sukzessor, ist, was Eure Vorfahren angefangen, zu behaupten und die Prätensionen und Länder herbeizuschaffen, die unserem Hause von Gott und Rechtswegen zugehören."

Und der Sohn wiederum hat später von seinem Vater geurteilt: Ein schrecklicher Mann, vor dem man habe zittern müssen, aber durch und durch brav, ja im wahren Sinne des Wortes ein philosophischer König. Er habe nur eine zu hohe Vorstellung von der Fähigkeit der Menschen gehabt, und von seiner Umgebung und seinen Untertanen die nämliche Strenge gefordert, deren er sich gegen sich selbst bewußt gewesen sei. Wer es nicht wisse, könne sich gar keine Vorstellung davon machen, welchen Geist der Ordnung er in die verschiedenen Teile der Regierung gebracht, wie er bis in das Einzelste nach möglichster Vollkommenheit gestrebt habe. Der unermüdlichen Arbeitsamkeit, bewundernswürdigen Ökonomie und strengen Soldatenzucht des Vaters verdanke er alles, was er sei.

Der Absolutismus Friedrich Wilhelms ist nicht „aufgeklärt" gewesen im Sinne seines großen Sohnes, er ist aber auch nicht kokett gewesen im Sinne der Späteren. Denn dieser „kokette Absolutismus", der von der Selbstvergötterung lebt, sucht seinen Beruf nicht in der eindringlichen Arbeit für das Volk, sondern in der steten Betonung des eigenen göttlichen Rechtes, und er fügt sich nicht den gegebenen Schranken, sondern er sucht sie tändelnd zu überspringen. Das „Ich" eines Friedrich Wilhelm verschwand hinter dem Zweck, so stark auch die Persönlichkeit war. Der kokette Absolutismus kennt im Grunde nur sich selbst, auf den er alles bezieht, er ordnet die Lebensinteressen einer Nation unter den dynastischen Gesichtspunkt, er weilt stets auf der Bühne und nie in der Werkstatt.

Achtes Kapitel.

Der Philosoph von Sanssouci.

Friedrich der Zweite tritt aus der Reihe der Hohenzollern als eine ganz eigene, fremdartige Erscheinung hervor. Wohl besaß auch er die Pflichttreue seiner Vorfahren, und mehr noch als die meisten von ihnen ging er in dem Staatsgedanken auf; aber er allein hat die Natur eines Künstlers im reifen Sinne gehabt, er allein hat die Wissenschaft um ihrer selbst willen geliebt und ist über den Dilettantismus hinausgelangt, er allein hat Zweifel und Widerspruch zu lösen gewußt in einem einheitlichen philosophischen Denken. Der Sohn des einseitigsten Vaters ist der vielseitigste Mann geworden, der je einen Thron geziert hat, aber des Vaters Verdienst ist es gerade gewesen, daß diese Vielseitigkeit nicht zerfloß hierhin und dorthin, daß sie gesammelt und eingeengt wurde auf bedeutende Zwecke.

Was von seinem Helden Julius Cäsar bewundernd Theodor Mommsen sagte, das gilt auch von Friedrich: Wenn in einer so harmonisch organisierten Natur überhaupt eine einzelne Seite hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alle Ideologie und alles Phantastische ihm fernlag. Ein Schriftsteller, der den besten gleichsteht, fähig in Tönen zu schwelgen und im Zauberbann der Musik sich loszulösen von allem Staube des Irdischen, war er doch gleich dem großen Römer von der genialen Nüchternheit getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit

ausmacht. Ihr verdankte er das Vergnügen, unbeirrt durch Erinnern und Erwarten energisch dem Augenblick zu leben, ihr die Fähigkeit, selbst in der Stunde der Not mit gesammelter Kraft zu handeln, ihr die Vielseitigkeit, mit der er faßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann, ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Feldzugspläne entwarf, ihr die vollendete Selbständigkeit, die niemandem Gewalt über ihn ließ. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es auch her, daß er sich über die Macht des Schicksals und das Können der Menschen niemals Illusionen schuf; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckt. Und in höherem Maße noch als Cäsar war er der einzige unter den Gewaltigen des Herrn, der im großen wie im kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ausnahmslos nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat und der, wenn er auf sein Leben zurücksah, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehlgriff der Leidenschaft zu bereuen fand, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrte und nicht an der Aufgabe scheiterte, auf der Zinne des Erfolges seine natürlichen Schranken zu erkennen.

Auf den Höhen des Lebens geboren, von Erfolg zu Erfolg schreitend, von Dichtern besungen und von den Größten bewundert, hat Friedrich dennoch gleich jedem wahrhaften Genius die Melancholie als stete Gefährtin gehabt. Sie trat zu ihm nicht erst in den stillen Jahren des Greises, als er, allein noch aus der Vergangenheit ragend, vor einem fremden Geschlechte stand, sondern sie klang bereits aus den Tönen, die einst der Jüngling seiner Flöte entlockte. Die Leiden eines großen Menschen vermehren sich durch seine Fähigkeiten selbst, die ihm das ewig schmerzliche Geheimnis des Widerstreites zwischen

Wollen und Vollbringen, des Gegensatzes zwischen dem Endlichen und Ewigen enthüllen. Nur die triviale Natur darf selbstzufrieden sein. Der Genius tröstet sich über seine heimlichen Leiden durch Ironie, der Mann von Mittelmaß durch Pathetik. Jener resigniert, dieser renommiert; jener ist, dieser stellt sich leidenschaftlich: während der wahrhaft große Mensch einsam ist, stürmt die Plattheit in das bunte Getümmel des Lebens.

Die Trivialität ist frei von Zweifeln; wenn sie je an den Problemen rührt, die jenseits des alltäglichen Lebens ruhen, so zieht sie sich hastig zurück auf überlieferte Lehren, erprobte Systeme; sie zweifelt nie, sondern sie glaubt immer. Der bedeutende Mensch erringt seinen Glauben erst im harten Kampfe des Lebens, in Nöten und Leiden, und nur solcher Glauben hat Wert. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, wie Friedrich kämpfte und rang, wie er sich mühte, die Wahrheit zu finden, die ewig rätselhaften Probleme von der Entstehung alles Seins, von der Freiheit des Willens, von der Vorherbestimmung zu lösen, wie er tief eindrang in die Metaphysik und über Materialität und Unsterblichkeit der Seele und über den Weltenzweck grübelte. Und ergreifend ist es, wie er, der sich zu kühler Skepsis hindurchgerungen zu haben glaubt, doch immer wieder emporfährt, wenn Jemand seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelt: „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an", oder wenn er nach dem Scheiden eines Freundes doch die Hoffnung auf ein Wiedersehen des Verlorenen ausspricht.

Aber niemals hält er sich auf in den öden Ebenen einer gespreizten Philosophie, die über Ich und Nicht-Ich, über das „Für-Sich" und „An-Sich" mit Zuversicht schwatzt. Seine Philosophie drängt unbewußt immer nach der Anwendung im wirklichen Leben, sie setzt sich um in den sittlich-politischen Grundsatz; die Erschöpfung des Abstrakten sei nun einmal dem

Menschen nicht beschieden; denn zum Handeln sei er geboren, nicht zur Betrachtung. So gelangt er in der Handhabung der Justiz zu der entscheidenden Lehre: „Die Gesetze müssen sprechen, und der Souverän muß schweigen“; so zieht er die scharfe und sichere Grenze zwischen sich und dem Cäsarentum. Und in seinem Buch über die Regierungsformen und Pflichten der Herrscher schreibt er noch am Abend seines Lebens, daß die Fürsten, Regenten und Könige nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet wurden, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art des Aufwandes hingeben zu können: „Sie sind nicht über ihre Mitbürger erhaben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz entfalte und die Armut und die Elenden niedertrete. Sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um unter sich einen Haufen von Müßiggängern zu halten, deren Nichtstun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Der Fürst ist verpflichtet zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte.“ Er ist der erste Bürger, der zu Mitbürgern spricht, der erste „domestique de l'état“, wie er sich selbst genannt hat. Da wird nicht von dem mystischen Begriff des Gottesgnadentums, da wird nicht von „dem Auftrag des Höheren“ und von der Verantwortung nur vor Gott gesprochen, da wird der Bürger zum Richter berufen, nicht im Sinne der Justiz, sondern in höherem Sinne, als Gefäß und Träger des geschichtlichen Urteils. Da schreibt er den Grundsatz in Stein und Erz: „Der Fürst hat keine näheren Verwandten als seinen Staat, dessen Interessen immer den Banden des Blutes voraufstehen müssen. Mein einziger Gott ist meine Pflicht.“ Da rief schon der Jüngling: „Dieser Staat muß stark werden, damit er die schöne Rolle spielen kann, den Frieden zu erhalten, allein aus Liebe zur Gerechtigkeit,

nicht aus Furcht. Wenn aber jemals in Preußen Unrecht Parteilichkeit und Laster überhandnehmen, dann wünsche ich dem Hause Brandenburg baldigen Untergang!“ Und noch aus seinem Testament hallt es: „Meine letzten Wünsche im Augenblicke meines Todes werden dem Glücke dieses Staates gelten. Möge es der glücklichste der Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten verteidigte durch sein Heer, das mir Ehre und edlen Ruhm erwarb, und möge er blühend dauern bis an das Ende der Zeiten.“

Der Gedanke der Pflicht ist der Führer durch Friedrichs reiches Leben gewesen, dieser Gedanke fand ihn fest in allen Zweifeln eines freien Geistes, in der schwärmerischen Zeit der Jugend wie in der Abgeklärtheit des Greises. Aus diesem Gedanken heraus stellt er den vorhandenen morschen Formen der deutschen Monarchie in seinem Antimacchiavell die strengpolitische Auffassung des fürstlichen Berufes entgegen, auch hier gleich seinem Vater revolutionär in seinem Wirken, wenn anders die Vernichtung mißbräuchlicher Traditionen ein revolutionäres Unterfangen ist. Aus dem Gedanken der Pflicht heraus erkennt er in dem Besitz der Macht nur das Mittel, der Wohlfahrt, der Ordnung, der Bildung zufriedener Völker zu dienen.

Aber er bildet zugleich die Lehren, die er dem großen Florentiner entgegenstellt, in der eigentümlichen Weise aus, die seinem Jahrhundert gemäß ist, die aber nur währen konnte, so lange ein Genius an der Spitze des Staates stand: indem er den Fürsten gleichsam zum Vormund seiner Untertanen machte, wurde er der Vertreter jenes aufgeklärten Absolutismus, der emporstieg gleich einem Phönix und doch auch gleich jenem in der Asche versank. Aber mit der Form versanken nicht die Grundsätze Friedrichs. Auch heute soll seine Lehre noch gelten,

daß der Fürst durch sein ganzes Leben an sich arbeiten muß, daß er nicht im Verkehr mit Höflingen, sondern mit ernsten Männern sich üben soll, richtig zu denken, Ideen zu kombinieren, seine geistigen Kräfte zu stärken. Auch heute gilt sein Wort, daß es das größte der Übel sei, wenn es verkehrten Gemütern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem der Untertanen verschieden sei, und über dem Portal aller Königsschlösser sollte seine Mahnung an Karl von Württemberg stehen: „Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen; wägen Sie das Für und Wider ab. Aber wenn Ihr Wille einmal erklärt ist, so gehen Sie um alles in der Welt nicht davon ab."

Gesinnung ist Tat; dem sittlichen Menschen müssen sie sich einen. Wie aber, wenn Konflikte entstehen zwischen Politik und Moral? Dann wird die Entscheidung der Geschichte den freisprechen, der das höchste Gebot des Staates in der Pflicht, sich selbst zu behaupten, erkannte, der es wußte, daß für ihn die Schwäche die verwerflichste Sünde ist, und der die Tugenden des Privatlebens entschlossen ablehnt für das politische Dasein. Vernunft darf nicht Unsinn, das summum jus nicht zur summa injuria werden. So soll der Einzelne sich christlich hingeben für den Nächsten; der Staat aber, der sich opfert, begeht ein Verbrechen.

Jeder große politische Zweck schafft eine neue Sittlichkeit, daran ändern alle Proteste nichts. Hatte Friedrich die Überzeugung gewonnen, daß Habsburg, das jeden Dank seines Hauses verwirkt hatte, im deutschen Reiche seine Aufgabe nicht erfüllte, daß es der Aufrichtung einer großen deutschen Macht bedurfte, die im Osten und im Westen das gemeinsame Vaterland mit starker Hand zu verteidigen fähig und gewillt war, fühlte er, daß das einst so gewaltige römische Reich deutscher Nation innerlich zermorscht und zerfallen war und daß seine

letzten Werte nur durch Preußen gerettet werden konnten, wollte er für immer den kläglichen Zustand beenden, daß, von deutschen Fürsten begünstigt, der Fremde in Deutschland hauste, so mußte er alle kleinen Bedenken besiegen, so mußte er heraus aus dem engen Kreise, in den sein Haus bisher gestellt war. Dann mußte Preußen frei werden in seiner Bewegung, und der Versuch mußte gewagt sein, das letzte Band zu zerreißen, das Österreich noch immer mit dem Reiche verknüpfte.

Dieser Versuch ist nicht völlig gelungen. Allerdings war nach dem zweiten schlesischen Kriege die Großmachtstellung Preußens für immer gesichert, sodaß es fortan in allen europäischen Verwickelungen scharf und klar seine Stimme vernehmen lassen durfte. Aber der Dualismus blieb bestehen, als Franz von Lothringen trotz der Siege Friedrichs die Kaiserkrone errang. Mehr als ein Jahrhundert mußte noch dahinziehen, ehe Otto von Bismarck das Problem, das seit dem ersten spanischen Kaiser nie wieder aus dem deutschen Leben entschwand, auf den böhmischen Schlachtfeldern endgültig zur Lösung brachte. Aber bewußt und sicher hat schon Friedrich sein „Los von Österreich" gesprochen, und bewußt und sicher hat er gehandelt. Hier war er gut preußisch und zugleich gut deutsch, wie denn auf seiner Seele nicht nur die Sorge um Preußens Macht, sondern auch um die Zukunft Deutschlands ruhte. „Tag und Nacht liegt mir das Schicksal des Reiches am Herzen, ich allein kann und soll es jetzt aufrecht erhalten." So hat er geschrieben, aber vom Vaterlande viel zu reden, war nicht die Weise dieses Hassers der Phrase. „Und doch lebte", so sagt einmal Treitschke, „in seiner Seele ein reizbarer, schroff abweisender Nationalstolz, unzertrennlich verwachsen mit seinem gewaltigen Selbstgefühl und seinem Fürstenstolze. Daß fremde Nationen auf deutschem Boden die Herren spielen sollten, erschien ihm wie eine Be-

leidigung seiner persönlichen Ehre und des erlauchten Blutes in seinen Adern. Wenn das wunderliche Schauspiel der deutschen Dinge ihn einmal zum Bunde mit dem Ausland zwang, so hat er doch niemals den fremden Mächten eine Scholle deutschen Landes verheißen, niemals seinen Staat für ihre Zwecke mißbrauchen lassen."

So mußte Friedrich zur Tat schreiten. Und töricht ist es und ein wertloses Beginnen, nach dem juristischen Recht seines Einbruchs in Schlesien zu forschen. Nationales Recht, das hat Japan gezeigt, als es den Krieg nicht erklärte und dennoch die russischen Schiffe angriff — nationales Recht ist immer Notrecht. Von dem Kriege des Jahres 1866 hat Moltke gesagt, er sei nicht geführt worden, weil die eigene Existenz bedroht war, er sei „ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Länderraub, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn gewesen, sondern für ein ideales Gut: für Machtstellung." So hat auch Friedrich empfunden. Ein Ausfluß solchen Empfindens und solcher Erkenntnis ist es, wenn er in tiefer Ironie versichert, daß, wenn Fürsten einen Krieg wollen, sie ihn getrost beginnen und dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen lassen, der es beweist, daß es also recht sei. Er will das Notwendige nicht begründen, weil für ihn jede Notwendigkeit ihre sittliche Rechtfertigung in sich selbst trägt. Ein Anderes, ein ungeheurer Mißgriff ist es, Eroberungspolitik zu treiben: unsittlich war die Ländergier Napoleons, und unsittlich war auch der Weltentraum des alten deutschen Kaisertums. Hier wie dort hat die Geschichte in Not und Jammer, in Verwilderung und Verderb ihr Urteil vollstreckt.

Die Philosophie hat in dem Willensmenschen Friedrich das uferlose Land der transcendentalen Spekulationen verlassen,

sie wandte sich der Politik zu, der Wissenschaft vom Staat, und schritt konsequent vom Wissen zu der Tat, die zugleich das System erproben und rechtfertigen mußte.

Und so erwachte im Anblick dieses Mannes, der zuerst wieder dem deutschen Volk das Recht geschenkt hat, stolz zu sein, nicht in Preußen allein, sondern in all den kleinen Fürstentümern und Grafschaften, in den Reichsstädten und selbst in den geistlichen Territorien das Gefühl, daß er nicht einem Stamme, sondern allen gehöre, und es erwachte das Bewußtsein der nationalen Gemeinsamkeit. Welch wundersame Erscheinung wiederum! Er, der die Reichsarmee zu Paaren trieb, daß kaum der Spott ihr geschwinde genug auf ihrem ruhmlosen Wege folgen konnte, wird der Held der Franken, Schwaben und Sachsen! Er, der kühle Philosoph, läßt längst erloschenes Feuer durch die Herzen strömen! Er, der harte Vertreter des Absolutismus, der auch die Gewaltsamkeit nicht als Werkzeug seines Willens scheut, wird volkstümlich selbst dort, wo man ihn fürchtet! Der in den Tönen der Flöte die Melancholie seiner Seele ausströmen läßt, wird zum gewaltigen Waffenmeister der Nation! Hier in dem ruhigen und verschlossenen Wesen Friedrichs lebte nichts mehr von den Träumen der Ghibellinen, hier erstarrte die Sehnsucht nach den fernen blauen Wunderländern unter dem rauhen Gebote der Preußenpflicht. Hier kokettierte auch nicht eine schwächliche Seele mit unerfüllbaren Plänen, nur um an der Pracht der Worte und an dem Schimmer der Gedanken sich zu berauschen, hier wurden wirklich Worte schon zu Taten, weil jedes Wort dem Zwecke dienstbar war. Was in ihm wogte und gärte, das sprach er nicht auf offenem Markte aus, das bannte er in die stille Werkstatt der Gedanken, das suchte er vielleicht zu klären im Briefwechsel mit Vertrauten. In der Stunde aber, da er zuerst zum Kriege

auszog und zu dem Werke, das sein ganzes Leben überschatten sollte, da vertraute er nur sich allein. Und in derselben Stunde schrieb der französische Gesandte von Berlin her an seinen Hof: „Er hat mir sehr hübsche Dinge gesagt, aber ich muß hinzufügen, daß er Frankreich im Innersten seines Herzens verachtet und daß es das wahre Ziel seines Ehrgeizes ist, uns zu demütigen.“ Bei Roßbach hat sich diese Ahnung erfüllt.

Wohl mochte auch Friedrich in den feurigen Tagen der Jugend den Ruhm um seiner selbst willen begehren, und in leuchtender Glorie mochten ihm die Helden erschienen sein, die das Scepter mit dem kriegerischen Lorbeer umwanden; aber die holden Bilder, die durch jedes kraftvollen Herrschers Seele zogen, konnten in ihm nicht haften, weil er frühzeitig den Widersinn der jugendlichen Maxime begriff, daß die Fürsten zwar da seien, um für die Völker zu sorgen, die Völker jedoch, um den Ruhm der Fürsten zu mehren. In ihm hat sich alles der Pflicht untergeordnet. Und ist es ein Zufall, daß, als er kaum ein Jahr in der Gruft seiner Väter ruhte, der große Magier des Nordens, Immanuel Kant, zuerst den kategorischen Imperativ der Pflicht als Grundgesetz alles sittlichen Strebens aufgestellt hat? Daß er der schwankenden Moral des achtzehnten Jahrhunderts das eherne, unbeugsame Gesetz entgegenstellte, das über die Neigung des Einzelnen weit hinausragt und die Aufopferung des selbstsüchtigen Ich als Voraussetzung aller sittlichen Freiheit hinstellt? Soll denn wirklich niemals in das dumpfe Arbeitszimmer des Philosophen der lichte Schein jenes Lebens gedrungen sein, in dem Friedrich dahinzog? Sollen sich niemals feine und leise Fäden gesponnen haben von dem einsamen Mann in Sanssouci zu dem Weltweisen von Königsberg? Wie konnte die neue Lehre so gewaltige Wirkungen üben, daß später in der Zeit der tiefsten Erniedrigung ein ganzes Volk, von

ihr befeuert und belebt, sich zu ungeheuren Taten erhob, wenn sie nicht auch aus dem wirklichen Leben ihre Wurzelkraft sog? In das Arbeitszimmer des Gelehrten fiel der Abglanz von Friedrichs Persönlichkeit, dort wird er von der heiligen Erkenntnis erfüllt, daß nur jene Tat sittlich ist, die mit vollem Bewußtsein der Pflicht gehorcht.

Und weil es so war, deshalb hat in Friedrich der Absolutismus seine höchste Vollendung gefunden. Denn dieser Absolutismus ist eminent schöpferisch gewesen und zugleich aufgeklärt. Die Fülle der Ideen, die durch das Jahrhundert wogten, rauschte am Königtum Friedrichs nicht spurlos vorüber, für ihn haben Pufendorf und Thomasius, Rousseau, Montesquieu und Voltaire nicht umsonst gelebt. Das schlechthin Vernünftige tritt aus all seinem Handeln hervor. Den Gedanken des Gottesgnadentums, der nie sich dem Geiste des Protestantismus verband, wies er wie alle Mystik von sich zurück. Ihm gilt er als Formel, als ein Ausdruck pietätvoller Dankbarkeit. Er, der den Staat aus einem ursprünglichen Vertrage ableitet, konnte niemals mit Friedrich Wilhelm dem Vierten erklären: „Ich bekenne, daß ich meine Krone von Gott allein habe, und daß ich nur ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regierung“, bei ihm konnte auch nicht die emphatische Versicherung Wilhelms des Zweiten eine Stätte finden, daß der Fürst in allem seinem Tun nur im Auftrage eines Höheren handle. Solche Theologie stand im Widerspruch zu der philosophischen Erkenntnis des Jahrhunderts, wie sie im Widerspruch steht zu dem Geiste unserer Zeit, die für die Verteilung der politischen Gewalten sich längst schon neue, unzerstörbare Grundsätze schuf. Und so konnte in Friedrich auch nichts von dem Ahnenkult leben, den die Legende von den Verdiensten der Vorfahren schaffen will,

während sie doch nur den Protest der Besonnenen wachruft. Ein Fürst, so sagt er in seinem politischen Testament, der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu fördern, sei nicht allein auf dem Throne unnütz, er mache sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu sei er zu seinem hohen Rang erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich von den Gütern des Volkes zu nähren und im Glück zu schwelgen, während die ganze Welt darbe: „Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten, aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohle des Staates arbeite und daß er wenigstens die wichtigsten Dinge mit Ernst betreibe."

Konnte der Absolutismus, wie ihn Friedrich verstand, dauernd bestehen? Die Geschichte hat die Frage verneint, und sie konnte keine andere Antwort finden. Denn dieser Absolutismus war einzig begründet auf dem Genie. Er ist stark an sich, aber von einer ungeheuren Einseitigkeit, und gerade indem er die Verantwortung nur auf den Einen lenkt, löst er sich auf, sobald der Eine nicht zugleich der Vollkommenste ist und so den Tadel bezwingt. Der grandioseste Vertreter des Absolutismus wurde zugleich sein letzter Vertreter.

Noch hat er selbst die Gefahr vermieden, die einem Herrscher droht, der sich nur auf sich selbst stellt und das Kleine wie das Große umfaßt und entscheidet: die Gefahr einer Regierung der Subalternen mit ihren kleinlichen Motiven von Ehrsucht und Egoismus. Wo der Wille des Herrschers das höchste Gesetz ist, da stellt sich der suprema lex allzu leicht die infima servilitas gegenüber; wo die Möglichkeit des echten Verdienstes eingeengt ist, da beginnt die Jagd auf die Tressen, auf das Äußerliche, da hebt der unlautere Wettbewerb, sei es der

Coterieen und Cliquen, sei es der Fraktionen an, dessen Ziel es ist, in der Nähe des Einzigen, des Göttlichen zu weilen, dessen Auge die Sonne bedeutet. Und selbst wenn der Tüchtige zufällig in den Bannkreis des Herrschers gelangt, dann wird ihm mit der Initiative zugleich das Selbstvertrauen, die Freudigkeit und die Begeisterung für sein Amt genommen, dann wird die Überzeugung zur Sklavin fürstlicher Stimmung und das Gewissen zum Knechte fürstlicher Laune. Dort steigert sich die Überlegenheit zur Menschenverachtung, hier sinkt die Tugend zur Feigheit hinab.

Und vermag denn selbst der hochgestimmte Herrscher zuletzt sich völlig loszulösen, sich soweit hinauszuheben über allen Staub des irdischen Lebens, daß er nicht dennoch ahnungslos fremdem Einfluß gehorcht? Er wechselt das Gewand, aber er legt es nicht ab. An die Stelle des Staatsmanns tritt der Subalterne, die Minister werden durch Adjutanten ersetzt. Liegt es ohnehin in der Natur der Menschen, denen ihre Gunst lieber zu schenken, die ihre Fehler geteilt, als den anderen, die ihren wahren Interessen gedient haben, so wird gerade der Autokrat am willigsten die Gefälligkeit als Begabung und die Dienstfertigkeit als Eifer ansehen. Thomas Moore hat einmal die Freundschaft der Könige mit dem Magnetfelsen im orientalischen Märchen verglichen, der die Nägel aus den in seine Nähe kommenden Schiffen zog: auch ihre Anziehungskraft entfernt allmählich die Stärke, die den Charakter zusammenhält, bis er endlich, überall lose, als ein Wrack in Stücke zerfällt.

Hat Friedrich, der den Antimacchiavell geschrieben hat, nicht dennoch in gewissem Sinn im Banne des großen Florentiners gestanden? Gewiß, er hat es abgelehnt, mit ihm den Staat nur als ein Werk der kalten Berechnung zu betrachten, mit ihm es zu rühmen, wenn ein Fürst durch Mord und Arglist

seine Herrschaft behauptet und erweitert, er wollte niemals ein Tyrann sein und im Sinne des Prinzips durch Gewaltherrschaft das Seine behaupten; aber in der Selbstherrlichkeit seiner Regierung folgte er dennoch der Weisung Macchiavells. Wie dieser es lehrt, hat er nie einen Vertrauten, niemals einen wirklichen Gehülfen gehabt, niemals eine Beschränkung geduldet. „Ich verberge", sagt er einmal „meine Absichten denen, die mich umgeben; ich täusche sie sogar darüber. Denn wenn sie vermuten, was ich im Sinn habe, so könnten sie etwas sprechen, ohne die Folgen zu ahnen." Mit dem Blick des Genius hat er wohl stets tüchtige Männer um sich versammelt, aber sie waren und blieben Gehülfen. Er hörte ihren Rat, aber die Initiative wie der Entschluß blieben sein Eigen. Durch das unendliche Gefühl der Pflicht, durch die stete Bereitschaft, sich einzusetzen für den Staat hat er die Folgen gemildert, aber nicht vermieden. Niemals hat Friedrich den Sitzungen des Generaldirektoriums oder des Staatsrats beigewohnt; die Kabinettsregierung kennt nur Generaladjutanten und Kabinettsräte, die sie wieder nur als Schreiber zu betrachten gewillt ist, und die dennoch, als die einzigen, die ihren Herrscher mit den Geschäften verbinden, einen bedeutenden Einfluß üben. Niemals hat er darum, als sein Greisenalter die Härten seines Systems verschärfte, die Wahrheit vernommen, niemals erfahren, daß auch Wohltaten ihren Wert verlieren können durch die Form, in der sie erwiesen werden. Selbst das Gute, das er schuf, versank zuletzt in der Unzufriedenheit über den Druck seines Willens.

Und er schuf des Guten die Fülle. Schon frühzeitig hat er ein Ende gemacht mit dem Bauernlegen, dem letzten Rest des feudalen Ständeregiments. Für Pommern wenigstens verordnete er, daß „alle Leibeigenschaft ohne das geringste Rä-

sonnieren sowohl in königlichen als Stadteigentums-Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werden und alle Opponenten in Entstehung der Güte mit Force dahin gebracht würden, daß diese von Sr. Majestät festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde." Und sterbend noch fragte er, „ob nicht alle Bauern in den Ländern aus der Leibeigenschaft gesetzt werden können." Völlig zum Ziele ist Friedrich auch hier nicht gelangt; er hat durch das Allgemeine Landrecht die härteste Form der Leibeigenschaft durch die leichtere Erbuntertänigkeit ersetzt, er hat auch im Wege der Verwaltung die Auswüchse der Klassenherrschaft gemildert, aber durchgreifend hat er hier nicht gewirkt, weil auch er auf die Gegnerschaft des Adels stieß, dessen Kräfte und Fähigkeiten doch andererseits sein Werk verlangte. Denn noch hatte die Zeit über die alten Gegensätze keine Brücke geschlagen, noch hatten sich die Übergänge von Stand zu Stand, von Kaste zu Kaste, dieses Ineinanderfließen des modernen Lebens, kaum bemerkbar gemacht: das Heer aber und die Staatsverwaltung bedurften des Adels. Noch fehlte auch dem Bürgertum ein kräftiges Selbstbewußtsein, noch hatten seine Söhne nicht gelernt zu befehlen, noch trugen sie so gar kein Verlangen, im Heere dem Vaterlande zu dienen. Das tägliche mechanische Einerlei und die Strenge des Friedensdienstes, die stete Kontrolle, die fehlende Sicherheit der späteren Versorgung, die ungeheuren Strapazen des Feldlagers haben das gebildete Bürgertum nicht gelockt.

Und konnte dieses Bürgertum wider den König Klage erheben? Noch waren die Ideen der französischen Revolution nicht durch die Welt gezogen, noch galt die alte Gliederung der Völker nach Ständen und Klassen, weil die Brücken fehlten, die nur gesteigerte Intelligenz und gesteigerter Wohlstand schlagen. Aber wenn es des Vaters Aufgabe war, die letzten

ständischen Rechte zu zertrümmern, so schuf Friedrich jene Brücken durch die unablässige Sorge um den Wohlstand und die Bildung seines Volkes. Hohe Eingangszölle und Einfuhrverbote für Fabrikate, Ausfuhrverbote für die Rohstoffe einer Fabrikation, die er oft erst zu begründen versuchte, eine bis ins kleinste gehende Schematisierung der Konkurrenz sollte die Unternehmungslust heben und ihr reichen Gewinn verschaffen. Zweifellos hat Friedrich sich in seinen Mitteln vergriffen, wenn er die königliche Vormundschaft bis in das Detail des Lebens zur Geltung zu bringen suchte. Denn das Erblühen von Industrie und Gewerbe hängt nicht vom Machtwort des Herrschers, sondern vom Unternehmungsgeist der Regierten ab; die staatliche Förderung aber verstrickt allzu leicht den Begünstigten in Trägheit und schreckt den Anderen, der tüchtiger ist, vom Konkurrenzkampf zurück. Erst das moderne Leben hat den unermeßlichen, praktischen und sittlichen Wert dieses Kampfes begriffen und erkannt, daß in dem lauteren Wettbewerb nicht ein Hemmnis, sondern eine Förderung des Fortschrittes liegt.

Gewiß hat an mancher Stelle die königliche Initiative auch reife Früchte getragen, und wenn trotz aller Mühe Preußen den Nachbarländern nachblieb im raschen Entfalten, so lag ein entscheidender Grund nicht nur in dem furchtbaren Kriege, in dem es sieben Jahre hindurch um seine Existenz, zugleich aber auch um die Rettung Deutschlands vor den neuen Invasionen fremder Mächte rang, sondern auch in der Bescheidenheit der natürlichen Mittel. Aber ein anderer Grund lag ohne Zweifel in dem System des großen Königs, in der hypertrophischen Ausdehnung der absolutistischen Macht auf das Detail. Der Zweck wurde durch das Mittel zerstört, denn dieses Mittel war der Zwang, die Aufhebung des Willens der Privaten. Wenn dem Untertanen nur das Recht des Gehorsams bleibt, so gleitet

das System dem Bankerott zu. Nur ein entartetes Geschlecht vermag solchen Zustand dauernd zu ertragen. Denn der Zwang mag vielleicht manches Vergehen hindern, aber er raubt auch dem gesetzmäßigen Handeln seine Schönheit, raubt dem Leben, was es lebenswert macht: Bewegung, Lärmen, Sturm und Kraft.

Und doch hat es ein Gebiet gegeben, das niemals das Gespenst des Zwanges betrat: sein Wort, daß in seinem Lande jedermann nach seiner Façon selig werden darf, daß die Begriffe von Gott und göttlichen Dingen kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein dürfen, klingt noch fort bis in unsere Tage. Hier hat er nicht nur den Traditionen seines Hauses gehorcht, das ein Schirmherr des Protestantismus und ein Hort der Duldsamkeit sein wollte, dessen staatliche Schöpfung in bewußter Gegnerschaft gegen Rom und seine habsburgischen Vasallen entstanden war und aus dieser Gegnerschaft das vornehmste Recht seines Werdens gewann, sondern er folgte zugleich seinem eigensten Wesen und seiner innersten Überzeugung. In Preußen zuerst hat die Idee des Staates sich gelöst von dem positiven Bekenntnis — der Tag der erneuten Verbindung wird der Tag des Verderbens sein. Denn die Kirche fügt sich niemals dem Staatswillen, sie stellt sich auch nicht neben ihn als gleichberechtigte Macht, sondern sie fordert die Unterordnung, die Heerfolge des Staates. Friedrich selbst, der keine andere Offenbarung anerkannte, als die Gedanken der Weisen, stellte sich dem kirchlichen Dogma entgegen, nicht in Feindschaft, sondern um sich geistig frei zu machen — die geistige Freiheit aber schafft die Toleranz. Dogmatische Interessen verbinden nicht, sondern entzweien die Völker. „Für die Religion lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen. Wir sind alle blind in diesem Felde und in mancherlei Irrtümern verloren. Wer ist so vermessen unter uns, zu behaupten, sein

Weg allein sei richtig?" So schrieb Friedrich an Karl von Württemberg. Ist hier nicht Rousseaus Wort: „Die Obrigkeit und die Könige haben keine Gewalt über die Seelen; wenn man die Gesetze in dieser Welt befolgt, gebührt ihnen nicht das Recht, sich in das zu mischen, was im Jenseits sein wird" — ist hier nicht dieses scheinbar so rauhe und abweisende Wort des französischen Denkers von einem Könige in schöne Wirklichkeit verwandelt? Je mehr in der Auffassung des Staates der konfessionelle Begriff zurücktritt, umso lebendiger muß zugleich das Bewußtsein der weltlichen Pflicht erwachen.

Und liegt nicht wiederum in der größten geschichtlichen Tat, die er vollbrachte, in der Eroberung und Sicherung Schlesiens wie später in der Befreiung Westpreußens, auch ein Moment, das sie hinaushebt über den rein politischen Gesichtspunkt auf die Höhe einer weltgeschichtlichen Geistestat? Dort wurde er mit hellem Jubel begrüßt, weil er als der Erlöser von dem Zwange der Pfaffenherrschaft, von jenem Druck der Gegenreformation erschien, der seit hundert Jahren lähmend auf dem Lande lag, dort tönten die Glocken, erklangen Dankchoräle Friedrich dem Befreier. In Westpreußen, das er durch eine kluge Staatskunst der übergreifenden Ländergier Rußlands entriß, hat er dem Protestantismus und hiermit dem deutschen Geiste den alten Grenzwall gewonnen. Da gab er, der absolute Herrscher, uns wieder zurück, was die „Libertät" einst dem Polentum überantwortet hatte, und während Kaiser Franz, der Erbe der Habsburger Krone und ihrer Tradition, den Feinden die Tore des Reiches öffnete, um den deutschesten der deutschen Fürsten zu vernichten, fügte Friedrich in das Diadem, das Germaniens Stirne schmückt, zwei neue kostbare Perlen ein. Und so lag wirklich auf seinem Herzen mit der Sorge um Preußen auch die Sorge um das Reich.

Und weiter hat es sich gefügt, daß er, der Reichsfeind, gegen den Fürsten, Grafen und Herren ihre Soldateska entsandten, im späten Alter noch als Schutzherr der Kleinen gegen das Erzhaus auftreten mußte, daß er, der in Wahrheit dem Kaisertum den letzten Inhalt geraubt hatte, mit seinem Schwerte für die Erhaltung der Formen und Formeln einer längst als Widersinn erkannten Ordnung eintrat. Friedrich hatte den Willen und die Kraft, dem neuen Inhalt auch eine neue Form zu schaffen, vielleicht hat auch ihn einmal, wie Joachim, der Gedanke gelockt, die Kaiserkrone an sein Haus zu bringen. Aber es war eine weise Bestimmung im Buche des Schicksals, daß erst der alte Bau in Trümmer stürzen mußte, ehe das neue Leben erstand, und daß die letzte Hand an das Werk der Zerstörung nicht ein Deutscher, sondern ein Fremder legen sollte: Napoleon Bonaparte.

Den neuen Bau aber konnte erst die Nation aus eigenem Willen vollenden, sie, der durch Friedrichs Taten wieder das Bewußtsein der Kraft, der Kriegsherrlichkeit und der Waffentüchtigkeit gegeben worden war, die, durch ihn wieder aus dem Schlummer erweckt, durch eines Mannes Arbeit den längst verlorenen Rang im Rate der Völker zurückerhielt. Als Friedrich starb, da trauerte um ihn nicht Preußen allein, da trauerten alle, die in dem Genius, auch wenn er sich feindlich gegen sie kehrt, die höchste Offenbarung des Menschentums vernehmen: da trauerte auch Deutschland. Denn mit ihm sank der größte Feldherr, den jemals deutschen Boden trug, mit ihm sank der größte Bannerträger deutschen Ruhmes ins Grab. Er war größer als Friedrich Wilhelm, der Sieger von Fehrbellin, er war auch größer als Wilhelm der Erste. Und wenn die Mitlebenden in ihm etwas Dämonisches fanden — immer gemach: erst das Dämonische weiht den Menschen und hebt ihn hinauf zu der lichten Sphäre, in der sich Staubgeborene mit den Unsterblichen treffen.

Neuntes Kapitel.

Agonie.

Friedrichs gewaltiges Werk ist schnell zerfallen. Erst zwei Jahrzehnte waren vergangen, seit sein Adlerauge sich schloß, als das Haus der Hohenzollern den schwersten Schlag empfing, der jemals auf seinen Scheitel niedersauste, als der preußische Staat zertrümmert wurde und für immer aus der Reihe der großen Mächte entschwunden schien. Wenn er dennoch in der kurzen Zeit von sieben Jahren Kraft gewann, sich machtvoll zu erheben, wenn seine Söhne bis in die Hauptstadt des gewaltigsten Kriegshelden drangen, den Frankreich jemals gesehen hat, so mag es unvergessen sein, was Friedrich der Große für das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins getan, wie er den lebendigen Staatsgedanken in sein Volk getragen hatte. Aber seine Taten selbst bargen bereits reiche Keime der Zerstörung, nicht nur weil ihre Glorie das Volk in trügerische Sicherheit wiegte, daß es auf den Ruhm der Vergangenheit bauend vergaß, wie man täglich neu erwerben muß, was man von den Vätern ererbte, sondern weil Friedrichs Werk aufgebaut war auf dem Eckstein seiner Persönlichkeit, der fürstlichen Genialität.

Schwand seine alles überstrahlende, alles beseelende Gestalt, so mußte auch das System, das auf ihr errichtet war, zusammenbrechen.

Wohl sind Stimmen an das Ohr Friedrichs gedrungen,

die ihn hinwiesen auf die Gefahren der Zukunft, und er selbst hat sich bemüht, seinen Nachfolger in dem Geiste zu erziehen, der in ihm selbst lebte, ihn tüchtig zu machen zu gleichem Wirken. Aber das Gelingen blieb aus. Das Genie wird niemals Schule machen, weil gerade das Große in ihm ursprünglich ist und weil das Ursprüngliche nicht erlernt werden kann. Auch nach Bismarck mochten Excellenzen sich spreizen und der Welt verkünden, daß sie in seinem Geiste schaffen und sein Werk fortsetzen werden — selbst Hertzberg, Friedrichs bester Gehilfe, versank im wesenlosen Scheine, als sein Herr und Meister nicht mehr war. Es ist ein Glück für den Staat, wenn den Platz des Genius wenigstens Gewissenhaftigkeit und Talent einnehmen, wenn an die Stelle des Schaffens die Arbeit tritt. Doch auch diese Gunst gewährt das Schicksal nur selten, dem preußischen Volke war sie wohl immer versagt. „Aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist.“

Gehüllt in die Würde seiner Stellung, unnahbar und abgeschlossen, spürte Friedrich es nicht, daß das Staatsleben gerade unter seinem eigenen Einfluß immer reichere Formen angenommen hatte, sodaß die Kraft eines Einzelnen nicht mehr ausreichen konnte, sie zu beherrschen. Er spürte auch nicht, daß die Geister, die er selbst gerufen hatte, nicht schwinden würden, ehe nicht aus dem Gedanken, daß der Staat dem allgemeinen Wohl dienen soll, die Forderung nach einer neuen Form der Freiheit geboren war, die dem Bürger die Teilnahme schenkte an der Leitung des Staates. Er spürte auch nicht die gewaltig hervorströmende Macht der neuen Ideen, die nicht von Frankreich allein herüberdrangen, die auch jenseits des Ozeans ein junges Volk in den Kampf um seine Selbständigkeit trieben. Ihm bot die Lektüre der Schriften

Rousseaus einen feinen geistigen Genuß, aber er ahnte es nicht, daß die Ideen des Genfer Uhrmachersohnes auch tief in die Menge dringen und in ihr einen neuen Geist erwecken könnten. Auch an sein Ohr tönte das Brausen des neuen Lebens, das, in Sturm und Drang geboren, die ganze Nation fortriß, aber er wies es kühlen Sinnes zurück. Die Leidenschaft erschien ihm als regellose Freiheit, das jugendliche Feuer als Frechheit, und er, der der neuen Welt das Beste gab, verschloß sich gegen sie, die ihm dennoch dankte.

Und aus diesem Fremdsein erwuchs das Mißverstehen, die Erstarrung. Auch Bismarck war eine autokratische Natur, auch er sah von der Höhe des Genius die Masse tief unter sich. Aber er wußte, welch feine Töne aus ihrer Seele erklingen, er wußte auch, welche Stütze hier, in den unwägbaren Empfindungen der Volksseele, sich bot für seine realpolitischen Zwecke. Er mag die Intelligenz der Masse verachtet haben, aber er hat sorgsam ihre Gefühle beachtet und geschont. Allerdings, er war ja selbst ein Sohn des Volkes, selbst im wogenden Leben geboren, er kannte Freuden und Leiden der Menge. Friedrich aber hatte sich ferngehalten nicht nur in fürstlichem Stolze, sondern auch aus dem Bedürfnis des Ästheten. Und so sah er den ewigen Wechsel in den Erscheinungen des Lebens nicht mehr in sinnenheller Klarheit, und der vielseitigste Geist des Jahrhunderts erstarrte im Schema. Bismarck sammelte immer frische Kraft in Feld und Wald, er dehnte die mächtige Brust in der kräftigen Luft des deutschen Ackers; Friedrich wanderte still, den Rabelais oder einen Brief Voltaire's in der Hand, unter den Bildern und Statuen von Sanssouci. Bismarck stand dem Herzen der Natur nahe, Friedrich war von ihr durch die ganze Weite der Reflexion getrennt. Le style c'est l'homme: Bismarck schrieb in kraft-

voller Plastik, in Bildern, durch die der Erdgeruch strömte; Friedrich schrieb gedankenreich und pointiert, und durch seine Briefe strömte der Parfümgeruch des Salons. Solche Gegensätze sind bedeutend: sie haben den Einen gehindert, sein Werk auf den festen Grund der Erde zu stellen, sie haben in dem Anderen uns das Bild des Hammerschmieds vertraut gemacht.

Und Friedrich schuf, Bismarck empfing seine Aufgabe. Den König verstand die Nation nicht, sie wußte nicht, wohin er zielte, sie ahnte die Folgen nicht, die aus seinem Tun erwachsen sollten. Bismarck aber erfüllte das Sehnen eines Jahrtausends, er schritt bewußt zum Werk, und bewußt und mit glühendem Eifer folgte die Menge. Sie folgte in Freiheit und fand in der Freiheit das Glück. Und Autokraten beide!

„Nur ein königlicher Feldherr oder ein reformatorischer Gesetzgeber konnte Friedrichs Erbe ungeschmälert behaupten.“ Gewiß. Ein königlicher Feldherr konnte die Schöpfung Friedrichs vollenden, die schon geborstene Form des alten Reiches völlig zertrümmern und jetzt schon zu dem Werke schreiten, das in Versailles erst vollbracht worden ist. Ein weiser Gesetzgeber mußte dem leisen Wandeln des Zeitgeistes lauschen und die Fesseln lösen, die auf dem Wirtschaftsleben ruhten, er mußte mit der geistigen Freiheit dem Volke das Recht eines wachsenden politischen Anteils gewähren. Beides hat Friedrich Wilhelm versucht und verfehlt.

Denn schon nach den ersten tastenden Schritten brach er zusammen. Als er den Thron bestieg, da gedachte er alle Härten des alten Systems zu mildern, da verhieß er überschwenglich seinem Volke eine neue Zeit der Wohlfahrt und des Glückes. Wie der riesengroße, beleibte und doch nicht ohne Würde daherschreitende König schon äußerlich im Gegensatz

stand zu der durchgeistigten Gestalt des Vorgängers, so fühlte der lebensfrohe, stark sinnliche Mann auch innerlich eine tiefe Abneigung gegen das unerbittlich strenge und ernsthafte Wesen des Anderen, der kaum noch persönliche Bedürfnisse kannte. Die Kluft, die zwischen ihnen sich dehnte, ist niemals überbrückt worden. Friedrich Wilhelm wußte zudem, wie die Übermacht des großen Königs, wie auch die Härte vieler seiner Maßregeln gleich einer Last auf den Gemütern lag, und er wollte sich von dieser Last befreien. Der Harrende ist immer Enthusiast, in jedem lebt, bis er das Scepter ergreift, eine Welt der herrlichsten Pläne, und jubelnd begrüßt ihn die Menge. Denn die Kunst, Zufriedenheit zu schaffen, war noch keinem beschieden, der das Scepter trug; schnell genug aber folgt die Enttäuschung, wenn auch der Neue das Leben nicht meistert und die Welt des Leidens in eine Welt der reinen Seligkeit verwandelt. Wie hat man später mit überschwenglicher Freude Friedrich Wilhelm IV. begrüßt! Und wie wenige Jahre sind dahingegangen, bis die Revolution sich zornig erhob! Und wie schnell folgte dem Hosiannah, das den Nachfolger Friedrichs empfing, grollende Empörung!

Friedrich Wilhelm II. war ein Mann, in dem Wohlwollen und Schwäche, Liebenswürdigkeit und Unselbständigkeit sich paarten. Die Kraft der Entschließung hat ihm völlig gemangelt, wie ihm jedes klare Erkennen des Zieles fehlte. Er war durch und durch negativ, empfänglich ohne Zähigkeit, feurig ohne Nachhaltigkeit, von seiner Sendung begeistert, ohne sie zu begreifen oder gar zu erfüllen. Solche Naturen sind nicht selten gewesen unter den Hohenzollern, sie bezeichnen die Epoche der Tatenlosigkeit und des Rückgangs. Gewiß, auch Friedrich Wilhelm hat in dem ersten Enthusiasmus des neuen Besitzes manches gefördert. War es der peinlichste Zug in Friedrichs

Wesen, daß er der deutschen Sprache und den Schöpfungen der gewaltigen Männer, die, mit Lessing beginnend, unserem Geistesleben unendlichen Inhalt gaben, mit feindseliger Abgeschlossenheit gegenüberstand, so streute der Nachfolger reiche Gnaden über Garve, Ramler, Gleim und die Karschin. Doch auch er war blind gegen den goldenen Schimmer der Morgenröte, die von Weimar und Jena herüberstrahlte, auch er war innerlich ohne Verständnis für echte Poesie, auch er unfähig, die Hauptstadt Preußens zum Sammelpunkt des geistigen Lebens Deutschlands zu machen. Friedrich hatte trotzdem tiefes künstlerisches Empfinden besessen, das nur dort in der Asche des Vorurteils erstickte, wo dem an französische Zierlichkeit gewöhnten Ohr die rauhe deutsche Sprache entgegenklang. Ein anderer Künstler aber ist dem Hause Hohenzollern nicht entsprossen. Auch Luisens ältester Sohn blieb nur ein kunstsinniger Dilettant.

Und wie alle begabten Männer, denen die Disciplin des Willens fehlt, so blieb auch Friedrich Wilhelm II. im Nebensächlichen haften. Die Mittelmäßigen, die sich heranzudrängen wußten, wurden reich beschenkt, es wurden Orden, Titel und Adelsdiplome, diese billigsten Hilfsmittel fürstlicher Volkstümlichkeit, in unendlicher Fülle verliehen. Aber auch wirkliche Mißstände wurden zuweilen gehoben. Die im Volke tief verhaßte französische Regie, die üblen Wirkungen des Tabaks- und Kaffeemonopols wurden beseitigt, die großen Reformen der Justizverwaltung und des Unterrichts fortgeführt. Es wurde für eine bessere Verpflegung und Bekleidung der Soldaten gesorgt, der Sold der Offiziere erhöht, die ausländischen Werbungen eingeschränkt, und die Invaliden wurden mit Pensionen bedacht. Ingenieur- und Artillerieschulen wurden errichtet, ein allgemeines Avancement gewann die Herzen der alten Fridericianischen Offiziere. Aber schon die innere Oppo-

sition gegen den Vorgänger hat den neuen Herrn verleitet, nicht nur Übereilungen und Ungerechtigkeiten gut zu machen — Blücher und Yorck wurden so der Zukunft gewonnen — sondern auch nichtswürdige Menschen mit Gütern und reichen Gnaden zu bedenken, nur weil sie von Friedrich bestraft worden waren.

Und so traten denn an die Stelle der erprobten Gefährten des alten Regimentes neue und vielfach unwürdige Männer. Da wo das Leben im hellen Scheine aufgeklärter Gedanken sich abgespielt hatte, machten Dunkelmänner sich breit, die in wenigen Jahren unzählige Blüten zerstörten. Wöllner, den Friedrich als einen „betrügerischen und intriganten Pfaffen" weit zurückgewiesen hatte, und Bischoffswerder, der schon den Prinzen in die Mysterien der Rosenkreuzer eingeführt hatte, gewannen die unumschränkte Herrschaft über den nachgiebigen Geist des Königs, und Zedlitz und Herzberg mußten verzichten. In diese Herrschaft teilte sich mit den beiden verhängnisvollen Männern Wilhelmine Enke, die spätere Frau des Kammerdieners Rietz, die er zur Gräfin von Lichtenau erhob. Sie hat dem neuen Hofe zuerst und frühzeitig den Stempel der Sittenlosigkeit aufgedrückt, während Wöllner und sein Gefährte die Reaktion gegen die allerdings in eine flache Freigeisterei ausgeartete „Aufklärung" am Hofe organisierten. Draußen waren die Namen der Lavater, Hamann, Jung-Stilling, der Cagliostro und Swedenborg auf allen Lippen, vom Stein der Weisen und von Lebenselixieren wurde geraunt, bei Hofe aber zogen mit religiöser Schwärmerei zugleich Geheimbündelei und Mystik ein, Gespenster wurden zitiert, Orden begründet, deren Häupter sich rühmten, jedes Metall in Gold zu verwandeln, Universalheilsalben zu bereiten und hieb- und stichfest zu machen. Der Zeit der Aufklärung folgte die Zeit der Alchymie! Und die hier Meister waren in der Kunst der dreisten Lüge und

der frechen Heuchelei, wurden auch des Königs Meister. Und aus diesem Geiste heraus wurde die schmählichste Tat geboren, die jemals einen Hohenzoller geschändet hat: zweimal hat Friedrich Wilhelm, geleitet von geistlichem Segensspruch, in Doppelehe gelebt; während sein Bund mit Luise von Hessen fortbestand, ließ er sich Julie von Voß, die er zur Gräfin von Ingenheim erhob, und nach ihrem frühen Tode Sophie von Dönhoff, die Stammutter der Grafen Brandenburg, zur linken Hand antrauen.

Das Laster aber hat noch immer durch Heuchelei der Tugend seine Huldigung durchgemacht. Von oben her drang sie immer tiefer und tiefer in das politische Leben ein, sie vergiftete das Volk und zerstörte in ihm die Wurzeln der Gesundheit. Vielleicht mochte in dem Könige selbst ein Zug von aufrichtiger Frömmigkeit leben — es wird ja erzählt, daß er mit sichtlicher Ergriffenheit den Predigten im Dom gefolgt ist. Wenn aber der Baum an seinen Früchten erkannt werden soll, so muß der Mensch die Gesinnung durch sein Werk erweisen. Ein sittlich schwacher Monarch ist verderblicher als die gekrönte Ruchlosigkeit. Denn hier zwingt das Gift zur Reaktion, dort schleicht es sich ein in die Adern und verdirbt den ganzen Körper des Volkes. Von dem später so mächtigen Wöllner bis hinab zu dem schamlosen Scheingatten der Enke — überall das Bild, das Shakespeare im Othello zeichnet: „Gestalt und Angesicht sind aufgeputzt mit Pflichtgefühl, ihr Herz bleibt nur ihr eigener ganz ergeb'ner Diener. Sie werfen dem Gebieter nur den Schein des Dienstes zu; sie selbst gedeih'n dabei, und haben sie den Rock sich warm gefüttert, dann tun sie selber sich als Herren auf." Nach und nach trat eine unaufhaltsame Flucht aller ehrlichen Männer ein, um das königliche Licht flogen nur noch jene goldenen Fliegen, die sich

von der Fäulnis nähren, Drohnen, die sich von den Mühen der Arbeitsamen nähren. Von dem Hofe aber drang die Wirkung tief hinein in alle Stände, und auch hier versteckte sich hinter fromm zum Himmel gewandten Augen ein Abgrund der Verderbtheit.

Hätte unter Friedrich Wilhelm sich ein gesunder Widerspruch erhoben gegen die Sünden der Aufklärung, gegen jenen Geisteshochmut, der sich gegen jede Autorität auflehnte und an die Stelle echten Christentums die hausbackenen Lehren des Rationalismus setzte, der folgerichtig in die leeren Herzen das Verlangen pflanzte, nur der Rücksicht auf den irdischen Genuß zu leben, so hätte die Rückkehr zu den lauteren Quellen der Religion nur heilsam wirken können. Aber man stürzte sich fassungslos in das andere Extrem und vermied gerade dort das Messer anzusetzen, wo das Übel am stärksten wucherte. Das Laster verhüllt wohl seine Nacktheit, aber es bewahrt dennoch seine Schamlosigkeit.

Und so wurde von unsauberen Händen hurtig der Apparat der Tugendheuchelei geschaffen. Die Lehrerprüfungen wurden den geistlichen Behörden übertragen, im schroffen Widerspruch zu den Traditionen der Hohenzollern wurde den Geistlichen bei Strafe der Absetzung jede Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff verboten und so den „Delatoren" weit die Pforte geöffnet, die Anstellung aber von Geistlichen und Lehrern von einer Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit abhängig gemacht. Sicherlich ist es billig und notwendig gewesen, dem Unfug ein Ende zu machen, daß Prediger öffentlich von der Kanzel herab die eigene Glaubenslehre verspotteten und ihren Gemeinden durch oberflächliche, populär-philosophische Grundsätze die Heilswahrheiten zu ersetzen suchten, aber das berüchtigte Edikt vom 9. Juli 1788 verlangte, daß jedermann „seine

jedesmalige besondere Meinung für sich behält und sich sorgfältig hütet, sie auszubreiten", es traf den Historiker wie den Philosophen, es traf die Rede- und Schreibfreiheit des Geistlichen wie des Laien. Hatte Friedrich noch an seinen Telemach geschrieben: „Für die Religion lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen", so fehlten jetzt nur die äußeren Formen der Inquisition, um über Preußen den dunklen Geist des Mittelalters heraufzubeschwören.

Dem Religionsedikt folgte naturgemäß das Zensuredikt, dem selbst ein Kant zum Opfer fallen mußte. Er hatte ja das Verbrechen begangen, die unbeschränkte Freiheit für die Selbstbestimmung und die Selbstbetätigung der menschlichen Vernunft zu fordern, er hatte gelehrt, daß der formale Gottesdienst keineswegs die Hauptsache und der Mittelpunkt der wahren Religion sei, die vielmehr in der Erkenntnis unserer Pflichten und in gutem Lebenswandel bestehen, er hatte sogar den Satz geprägt: „Der Wahn, durch religiöse Handlungen des Kultus etwas in Anschauung der Rechtfertigung vor Gott auszurichten, ist der religiöse Aberglauben, so wie der Wahn, dieses durch Bestrebung zu einem vermeintlichen Umgang mit Gott bewirken zu wollen, die religiöse Schwärmerei ist. Dieser Aberglauben aber treibt unausbleiblich zum Pfaffentum, welches allemal da anzutreffen ist, wo nicht Prinzipien der Sittlichkeit, sondern statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen das Wesentliche ausmachen." So wurde denn gegen den großen Philosophen auf Betreiben eines Wöllner die Anklage erhoben, daß er seine Philosophie zur Herabwürdigung des Christentums mißbrauche und seine Pflichten gegen die Jugend verletze, so wurde er in schroffer Sprache aufgefordert, daß er sein Ansehen und seine Talente zur Förderung der „landesväterlichen Interessen" verwende. Sämtliche philo-

sophischen und theologischen Lehrer von Königsberg wurden zugleich verpflichtet, nicht über Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ zu lesen.

Um seine Würde zu wahren, hat Kant von dieser Stunde an sich aller Vorträge über Religion auf dem Katheder und in Schriften enthalten. Erst nach dem Tode des Königs hat er seinem Unwillen über den Despotismus Luft gemacht und ihn angeklagt, daß er dem, was nur in freier Achtung verehrt werden kann, durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen wolle. Wie sicher aber müssen die Dunkelmänner ihrer Macht gewesen sein, wenn sie den im Grunde wohlwollenden König selbst gegen einen Kant in Harnisch brachten und ihn zu einer Tat bewogen, die ihn in unmittelbare Nähe der Gegner Galileis brachte? War es ein Wunder, daß die gebildete Welt von Zorn gegen dieses Regiment erfüllt wurde? Daß Johann Gottlieb Fichte in jugendlichem Feuer gegen die „Tyrannen“ schrieb und eine neue Freiheit forderte, für die das unveräußerliche Recht der Selbstbestimmung die Grundlagen bilden sollte? Daß die revolutionäre Gesinnung, die durch den Freiheitskampf Washingtons, durch die Erklärung der Menschenrechte im amerikanischen Kongreß, durch die Kunde, die aus Frankreich kam, durch Schillers „Räuber„ und „Fiesko“ immer stärker emporgetrieben wurde, selbst die besonnensten Kreise ergriff? Wenn die Begeisterung den Helden macht und der Mangel inneren Feuers den besten Krieger nur zum Routinier hinabdrückt, so hat sicherlich die Feindschaft der Führenden gegen die Ideen, von denen die gebildete Welt erfüllt war, mitgeschaffen an der öden Ruhmlosigkeit der Kriege Friedrich Wilhelms. Ein großes Volk bedarf der Leidenschaft, die das Schwert schärft und richtet, Unlust macht es stumpf und schartig. Und die Wildheit des Sansculotten triumphierte über

Reglement und Felddienstordnung, wie der nationale Elan des Japaners den Russen zu Boden schlug, der für nichts kämpfte, das ihm des Kampfes wert erschien.

Alle Angriffe aber, denen die Wohlmeinung kaum noch einen Gewinn entgegenstellen konnte, alle Schmach und Schande mußten auf den König selbst fallen, den kein verantwortlicher Minister deckte, der niemals durch die Entlassung seiner Ratgeber sich selbst von der Last der Vergangenheit befreien konnte. Er allein blieb in Wahrheit der Träger der Systems. Darum sind es ja auch heute nicht die „Nörgler", sondern die ehrlichsten Patrioten, die treuesten Anhänger des monarchischen Gedankens, die immer wieder sich gegen die Übung erheben, daß der Herrscher „ohne ministerielle Bekleidungsstücke" an das öffentliche Leben tritt. Was nützt es denn, wenn später von der Parlamentstribüne ein Minister geschwollenen Mutes verkündet, daß er für jedes Wort und jede Tat des Monarchen die Verantwortung übernehme. Vor den Gerichten? Sie kommen nicht in Frage! Vor dem Volke? Es kümmert sich nicht um Formeln. Vor der Geschichte? Sie dringt durch die Schale und sucht den Kern. Der Herrscher, der hinaustritt auf die Plattform und Beifall erringt, muß auch die Last der Ablehnung tragen. Heute ist es eine gangbare Meinung, daß der Kaiser sein Kanzler ist und daß kein Wechsel der Minister auch einen Wechsel des Systems bedeutet. Von Bismarck rührt das Wort: „Die Persönlichkeiten der jetzigen Minister sind d ü n n, die deckende Schale, die sie bieten, ist so durchsichtig, daß die Person des Monarchen immer durchschaut."

Die Grenze ist eben unsagbar fein, und doch wie wichtig ist es, sie sorgsam zu hüten. Wieder war es Bismarck, der in der Reichstagsrede vom 29. November 1881 die Rechte des

Herrschertums nachdrücklich betonte, der für seinen Herrn das Recht in Anspruch nahm, zu seinem Volke zu sprechen, der uns zurief: „Wie wollen Sie dem Monarchen, der auf seine Verantwortung und Gefahr die große nationale Politik gemacht hat, die Möglichkeit abschneiden, eine eigene Überzeugung zu haben und, wenn er sie hat, sie auszusprechen? Wie wollen Sie einem Könige verbieten, über die Geschicke des Landes, welches er regiert, eine eigene Meinung zu haben und sie zu äußern? Wenn die andere Ansicht richtig wäre, so wäre es gleichgültig, wer regierte. Wo kommt es denn in Preußen her, daß die Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten nach ganz anderen Prinzipien geleitet wurde, als die des jetzigen, wenn nicht eine königliche, eine monarchische Politik der ganzen Sache erst den Trieb und Stempel aufdrückte?“ Und in dem berühmten Bekenntnis vom Jahre 1882 erklärte, hier wie stets unter Gegenzeichnung des Kanzlers, Kaiser Wilhelm in persönlicher Sprache: „Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind von den Ministern des Königs zu vertreten, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der seine Willensmeinung verfassungsmäßig durch sie ausdrückt. Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Tradition des Landes, dessen Entwicklung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Es ist deshalb mein fester Wille, daß sowohl in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reiches über mein und meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets

widersprochen werde, als ob meinen Regierungsakten die Natur selbständiger königlicher Entschließungen genommen wäre." Sollten diese wahrlich unwiderleglichen Sätze nicht die Abneigung besiegen, die sich dagegen erhebt, daß der Enkel seiner Regierung einen allzu persönlichen Stempel aufprägt? Mit nichten. Sie zeigen das weite Gebiet der monarchischen Befugnis, aber sie begrenzen es auch. Sie begrenzen sie durch den Wortlaut, aber auch durch den Geist der Verfassung. „Die Regierungsakte bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers" — improvisierte Reden aber werden nicht gegengezeichnet. „Sie sind von den Ministern des Königs zu vertreten" — also nicht vom Könige selbst. Die nachträgliche Übernahme der Verantwortung raubt dem Minister die persönliche Würde und seinem Amte die Bedeutung.

Das Königtum unserer Verfassung ist zugleich persönlich und weihevoll, frei und tief, inhaltsvoll und gerade in der Begrenzung doch unbegrenzt. Wenn der Satz unumstößlich ist: „Politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit", so gilt auch der andere: „Wer die Schranken zerstört, die scheinbar das Königsrecht hemmen, der engt es ein." Denn er stößt es hinaus in den Wirbel der Welt, in den flutenden Kampf der Parteien, und all das Häßliche und Gemeine, das auf dem Grunde des Lebens ruht, wird emporgedrängt durch Niedertracht und Haß. Den Königsmantel soll kein Schmutz berühren, keine Leidenschaft streifen. Größe in Ruhe sei das Ideal auf dem Throne.

Als das achtzehnte Jahrhundert zur Rüste ging, da waren solche Gedanken der Welt noch fremd, nur Immanuel Kant erhob bereits mit der eindringlichen Urteilskraft des Genies Protest gegen die Vorstellung einer „väterlichen Regierung", gegen den Despotismus, der die Untertanen als unmündige,

denkunfähige Kinder behandelt: in jedem Menschen sei die Würde des ganzen Geschlechtes zu Ehren gekommen, kein Mensch dürfe bloß als ein Mittel benutzt werden. Unter dem Einfluß der Revolution stellte er die „Grundrechte der Menschen als Staatsbürger“ auf und forderte Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz und Teilnahme aller an der Gesetzgebung. Aber den wundervollen Zusammenklang von Volksrecht und Königtum, wie ihn das preußische Verfassungsleben brachte, hat auch Kant nicht vernommen.

Und es häufte sich gegen Friedrich Wilhelm ein ungeheurer Haß. Ihn hätte vielleicht eine glänzende Politik nach außen vermindert, aber auch sie blieb dem Nachfolger Friedrichs versagt. Jeder seiner Unternehmungen fehlte die angeborene Farbe der Entschließung, auch der beste Gedanke wurde nicht zu Ende verfolgt. Der Fürstenbund zerfiel und mit ihm die Autorität Preußens im Reiche; der Feldzug nach Holland endete mit einer diplomatischen Niederlage; als Kaiser Josephs ehrgeizige Pläne die Welt in Erregung versetzten und für Preußen der Augenblick kam, mit entschlossener Faust das dualistische Zwittergebilde des Reiches für immer zu zerstören, versagte die Spannkraft der Entscheidung. Eine Politik, die bald drohte, bald überschwenglich verhieß, die aber niemals von klaren Zielen bestimmt war, konnte nicht Vertrauen, sondern nur Argwohn erwecken; alte Freunde wurden verstimmt und neue nicht gewonnen. Hand in Hand mit Österreich sollte die deutsche Frage nicht gelöst, sondern verschleppt und versumpft, sollte die Fäulnis zum schicksalsgewollten dauernden Zustand erhoben werden. Gedankenleer wurde der Kampf gegen Frankreich begonnen, um in dem Baseler Frieden mit dem Verrat an allen Grundsätzen der Hohenzollernpolitik, mit der Preisgabe deutschen Landes an Frankreich, zu enden.

Was in aller Not seines Lebens der Große Kurfürst standhaft geweigert, was dem Preußentum seinen Glanz und erst sein innerstes Recht gegeben hatte, das gab man jetzt preis. Die Teilung Polens brachte im Osten ein neues, gewaltiges Gebiet, aber es fehlte die Energie, die hier rücksichtslos dem deutschen Geiste zum Siege verhalf, und der Gewinn, den nur ernste Arbeit zu erzielen vermochte, blieb aus, als eine Politik der Halbheiten und der weichlichen Philanthropie es versäumte, das neu Erworbene mit dem Geiste des Eroberers zu erfüllen. Wie ein drückender Alb lag diese Ländermasse, lag dieser Ballast von halbbarbarischen Slaven auf dem preußischen Staat, der seinen ganzen deutschen Charakter verlor, weil zwei Fünftel seines Gebietes im schroffen Gegensatz verharrten zu dem deutschen Kernland, der in seiner gesamten Existenz dauernd bedroht blieb, wenn nicht das Heer durch einen reichen Staatsschatz gesichert war, und seine Anzahl und Tüchtigkeit im rechten Verhältnis zu der Ausdehnung der Grenzen emporwuchs. Die reale Macht eines Staates drückt sich nicht in Quadratmeilen aus, sondern sie wird bedingt durch die Einheitlichkeit seines Willens und die innere Zustimmung des Volkes zu der bestehenden Ordnung.

Als Friedrich Wilhelm starb, waren alle Zeichen der Agonie, alle Zeichen des sittlichen und des politischen Verfalles erkennbar. Fremd standen die im Staate leitenden Mächte, fremd vor allem der König der neuen Zeit gegenüber, deren Wehen vom Westen her bereits auf allen Straßen zu spüren war. Einen poetischen Narren mochte man Goethe nennen, der am Wachtfeuer vor Valmy, als das vom verdunsteten Ruhme zehrende Heer vor den Truppen der Revolution zurückwich, das prophetische Wort sprach: „Am heutigen Tage beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte.“ Während von

Frankreich herüber der wilde Ruf erklang: „Krieg den Palästen, Frieden den Hütten," während ein verwegenes Volk, von der neuen Freiheit trunken, seinen Arm erhob, um zu zerstören, was durch Tradition und Geschichte geheiligt erschien, blieb Friedrich Wilhelm haften in der Ideenlosigkeit der Kabinettspolitik, und die Stunden, die das Schicksal zum Handeln bestimmte, verträumte er in halbwachem Schlummer.

Und doch war die Zeit der Entscheidungen im Leben der Geschichte gekommen, eine Zeit, die ihre Parallele nur findet in jenen geheimnisvollen Jahren, da vor dem Worte eines sanftmütigen und barmherzigen Mannes aus Judäa der Bau der alten Welt in Trümmer fiel. Nicht an Einem Tage wurde der Sieg des Christentums entschieden, und auch nicht an Einem Tage wurde der Gedanke der politischen Freiheit zur Tat. Aber fortan war das Problem sichtbar gestellt und seine Lösung nicht zu vermeiden: die Masse erhob sich, getragen und gesichert durch das Bewußtsein der gesteigerten Bildung, und forderte ihr Anrecht an der Leitung des Staates. Dem Königsrecht setzte sie entschlossen das Volksrecht entgegen, und nach wilden Stürmen, nach dem jähen Zusammenbruch all der Formen, an denen die Väter mit scheuer Ehrfurcht gehangen, nach erbitterten Kämpfen, in denen sich der Arm des Untertanen bewaffnete gegen den König, nach ungeheuren Katastrophen erstand das Neue. Es blieb unreif zunächst, aber es schwoll dennoch empor in erwachender Kraft; es schien mit der Vernichtung jedes Vertrauens die Kraft des preußischen Staates für immer zu lähmen, aber aus diesem Neuen, aus dem Bewußtsein und dem Besitz der Freiheit wuchs erst jene Energie empor, die nun endlich entschlossen die letzte alte Lüge des heiligen römischen Reiches auslöscht, den Dualismus zertrümmert und auf dem Schutt der Vergangenheit das Kaisertum der Hohenzollern errichtet.

Ein neues Jahrhundert zog herauf, überreich und immer wachsend in neuen, fremdartigen, einander bald widerstrebenden, bald fördernden Ideen, und eine Entwickelung hob an, die uns auf jene Zeiten, von denen uns kaum hundert Jahre trennen, zurückschauen läßt mit staunender Verwunderung, wie auf eine weltenweit entlegene, in allen Motiven und in allem Werden uns fremde Epoche.

In der Wirrnis der unendlich mannigfaltigen Ideen aber, die das neue Jahrhundert uns brachte, tauchen immer wieder schemenhaft leer und bald in deutlichem Umriß die Abbilder verschollener Gedanken auf. Noch einmal soll das Freiheitsbedürfnis in der Aufstellung ständischer Formen Genüge finden, die schon des Großen Kurfürsten Schwert und Friedrich Wilhelms des Ersten derbe Faust zerschlug. Noch einmal taucht aus dem Nebel der Anspruch des Papsttums auf, mitzubestimmen an dem Schicksal des deutschen Volkes und die großen Gedanken der Reformation zu ersticken. Noch einmal wird die Frage gestellt, ob die Rechte von Fürst und Volk billig verteilt sind, und während der Anspruch eigenwillig verstärkt wird, erheben sich hier mit dunklem Drohen unbekannte, erst geschaffene Kräfte.

Ein neues Jahrhundert zieht herauf, sein Inhalt ist kaum zu erschöpfen.

Werden die Hohenzollern die Führer sein? Wird ihnen wieder ein Genius erstehen, der dem Preußentum, der dann dem deutschen Volke mit erhobenem Arm den Weg in die Weiten zeigt?

Die Antwort hat verneinend gelautet. Fremd oft und ablehnend haben Friedrich Wilhelm der Dritte und sein ältester Sohn der Welt des Werdens gegenüber gestanden. Beide vernahmen den dröhnenden Schritt der Revolution, beide zu-

gleich die Lehre, daß nicht die Könige allein den Gedankeninhalt und die Richtung ihrer Zeit und das Schicksal der Menschheit bestimmen. Sie trieben dahin auf den Wogen, und weil sie ihr Amt nicht erfüllten, deshalb wurden sie schuldig gesprochen. Denn das Urteil der Geschichte macht nicht Halt vor dem Hermelin, es ist hart und unbestechlich überall, wo Thorheit oder Schwäche den Erfolg versagen. Dem beschränkten Geiste des Vaters aber blieb die Tragik erspart, die das empfindsame Herz des Sohnes zerbrach. Denn Leiden ist nur die Mitgift der Phantasie. Weil aber Friedrich Wilhelm und sein ältester Sohn versagten, deshalb hat in ihren Tagen das Volk die Führung übernommen.

Aber auch er, der ein Ganzer war und ein Fürst nach dem Herzen Gottes, auch Wilhelm I. trat nur zögernd, nicht leitend in den Bannkreis der neuen gärenden Gedanken: ein Sohn des Volkes stand an seiner Statt im Reiche der Tat. Das Schicksal aber des Enkels ist noch nicht vollendet.

Zehntes Kapitel.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Der phantastische Traum, den vor hundert Jahren Immanuel Kant geträumt hat von einem ewigen Reiche des Friedens, hat sich nicht erfüllt, er ist zerschellt an der ehernen Macht der Tatsache, daß es ohne den Krieg keinen Staat gibt, daß er dauern wird, solange nicht das Unvernünftige eines Weltstaates zur Vernunft geworden ist. Und zerflossen ist auch der andere Traum, der die großen Realisten der Guillotine erfüllte: auch dort, wo die republikanische Staatsform die Schranken niederzureißen scheint für den Wettlauf aller, haben die gepriesenen Rechte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit keine Stätte gefunden, und noch immer hat der geistige Aristokrat die Herrschaft über die Masse. Unfruchtbar ist Kants Gedanke geblieben, und nur leise ist sein Wehen zu spüren in dem Eindringen der Humanität in die Völkerkämpfe; das aber, was an gesundem Wollen und begründetem Denken aus der französischen Revolution sich erkennbar erhob, das hat seinen Weg durch unser Jahrhundert genommen und wird auch fortbestehen jenseits der Grenze der neuanbrechenden Zeit.

Als die Wirkungen des Fridericianischen Genies zu verblassen begannen und mit siegreicher Gewalt der große Sohn der Lätitia dem revolutionären Gedanken die Bahn über den

Weltteil erschloß, hatte von den Bedingungen, die heute unser politisches Dasein bestimmen, kaum eine Bestand. Selbst das Recht der Krone, wie es Friedrich der Große im scharfen Gegensatz zu den Fürsten seiner Zeit festsetzte, hat unmeßbarem Wandel sich beugen müssen. Der Krückstock von Sanssouci ruht im Museum, und jenes wohlwollende Patriarchentum, das Friedrich Wilhelm III. so wundersam mit der Demagogenverfolgung vereinte, versank vor dem Wollen eines neuen, jugendstarken Volkes. Das Steigen der Menschenzahl, die Entwickelung des Verkehrs mußten allein schon die Wirkung üben, daß die Kraft eines Mannes, auch wenn ihn die Traditionen der Legitimität umgaben, sich als unzureichend erwies, die Pflichten zu erfüllen, wie sie Friedrich der Große in seiner Befehdung Macchiavells dem Königtum zuwies. Schon in dem Kampfe, den wir gegen Napoleon führten, war das Verlangen des Volkes nach der Teilnahme an der Gestaltung seiner Geschicke eines der begeisternden Motive, wenn auch nach Bismarcks jugendlichem Worte die Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten, die Faust vor allem bewaffnet hat.

Der Wandel vom patriarchalisch gestalteten Königtum zur konstitutionellen Verfassung hat zwei Drittel unseres Jahrhunderts vollständig und in gewissem Sinne sogar ausschließlich beherrscht. Daß das letzte Ziel noch nicht erreicht ist, daß eine volle Klärung der Rechte von Herrscher und Untertan auch jetzt nicht besteht, liegt in der Natur alles menschlichen Strebens, das nichts Gewordenes als unverletzlich betrachtet. Der wunderliche Streit in einzelnen Kleinstaaten, in dem man noch immer an der Theorie festhält, daß ein Volk das Privateigentum der fürstlichen Familien bildet und „vererbt" werden kann nach Gesetzen, die im Widerspruch stehen zu dem eigenen Wollen der Untertanen, darf als Beweis dafür dienen,

daß die konstitutionelle Bewegung ihren Abschluß noch nicht erreichte. Und auch in einem anderen Sinn ist die souveraineté noch immer nicht stabiliert gleich einem rocher de bronce: der Begriff des Gottesgnadentums ist allzu eng verbunden mit romantischen Anschauungen, die sich mit der Auffassung des Jahrhunderts der Realisten nicht vereinigen lassen, als daß er dauernden Bestand haben könnte. Auch der überschwengliche Friedrich Wilhelm IV. mühte sich, das Gottesgnadentum einzupflanzen in die Gemüter als den grundlegenden Begriff, und doch mußte gerade er sehen, wie die Revolution durch die Gassen tobte und ihn zwang, den Hut zu lüften vor den Opfern des Aufruhrs. Die Philosophie und die Naturwissenschaft sind zwar die Totengräber des Gottesgnadentums, aber sie lassen aus den Ruinen die reine und klare, auf den Gesetzen der Vernunft aufgebaute Erkenntnis erblühen, daß auch ohne jenen mystischen Ursprung die Monarchie allein die Forderungen der staatlichen Zweckmäßigkeit am sichersten erfüllt.

Der Anteil, den das Bürgertum an der Regierung und der Verwaltung gewann, mußte durch eigenes Verdienst erworben werden. Nicht nach mechanischen Gesetzen regelt sich die Entwickelung des Völkerlebens, sondern nach den Bedingungen seines geistigen Daseins. Der erste Emanzipationskampf des sechzehnten Jahrhunderts blieb in seinen Wirkungen gehemmt, der große Emanzipationskampf, der äußerlich wahrnehmbar anhub mit dem Hervortreten des tiers état, war sorgsam vorbereitet durch eine Bewegung, die mit Montesquieu und Rousseau begann und ihren radikalsten Erfolg in der Proklamation des allgemeinen Stimmrechtes aufwies. Es ist ein ungeheurer, mühereicher Weg gewandert worden seit jenem Tage, da noch ein deutscher König seinen Bauern verbieten

mußte, kniend den Beamten den Stock zu küssen, da „ein verschüchtertes Geschlecht mißhandelter Fröhner“ in niedriger Hütte hauste, bis zu unserer Zeit, da die Stimme des letzten Ackerknechts ihren Einfluß behauptet in dem Leben der Nation. Es ist eine Torheit, diesen Wechsel zurückzuführen auf eine einzelne Tat, auf ein besonderes Geschehen. Und müßig im letzten Sinne ist auch der Streit, ob die Konstitutionen ein freies Gnadengeschenk der Monarchen waren, oder ob sie ihnen abgerungen wurden durch den Straßenkampf. Sie waren das unvermeidliche Produkt einer Folge von Ereignissen und Taten, sie waren ein Resultat, dessen Eintreten mathematisch gesichert war, solange es auch Königen nicht gelingt, in die Speichen des Zeitenrades zu greifen.

Napoleon, der bewußte Autokrat, war unbewußt der Träger der modernen Ideen, er streute die Saat über die Felder Europas. Wie in ihm sich der Bruch mit der legitimistischen Anschauung vollzog, wie er das Genie als erbberechtigt hinstellte vor der Tradition und selbst den Habsburgern die Anerkennung seines Rechtes aufzwang, da er Marie Luise an Josephines Stelle setzte, so hat er anderseits wider Willen das Selbstbewußtsein des Bürgertums wachgerufen, das bei Jena und Auerstädt die Stützen des alten Systems zerbrechen sah und nun selbst, die Wirkung verträumten Schlafes von sich schüttelnd, auf den Schlachtfeldern seine Sache zu führen unternahm. Und es fügte sich so, daß das Monarchentum, das anfangs erzitterte und das unter dem Banne verjährter Ideen sich ängstete vor dem geistigen Hochflug der neuen Zeit, verjüngt hervorging aus der Entfesselung der Volkskraft, daß es von neuem Blute durchströmt wurde, als es die Metternichtigkeit machtlos zusammenbrechen sah. Auf den Schollen des alten Systems erhob sich die Befreiung

des Landvolks, die Städteordnung, der Neubau der Verwaltung, die Reorganisation des Heerwesens, und wie Preußen hier die Initiative ergriff, so konnte schon im Jahre 1832 ein junger Offizier, Helmuth von Moltke, schreiben: dieser Staat zeichne sich aus durch sein unaufhaltsames, ruhiges Fortschreiten, durch eine stetige Entwickelung seiner inneren Verhältnisse, welche „Preußen an die Spitze der Reformen, der Aufklärung, der liberalen Institution und einer vernünftigen Freiheit gestellt haben". Deutschland ging durch die Schulen von Jena und Tilsit, von Leipzig und Waterloo, um zum Stimmrecht zu gelangen. Es gibt in der Geschichte nichts Zufälliges und nichts Vernunftwidriges.

Revolutionär im Sinne des Königtums, wie es das Mittelalter pries und selbst, wenn auch anders geartet, noch Friedrich der Einzige formte, waren zwei Männer: Stein und Bismarck. Jener hat, indem er zugleich den kosmopolitischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts eine ausgeprägt nationale Auffassung des Staatslebens entgegenstellte, dennoch die ständische Gliederung des Fridericianischen Staates vernichtet, dem dritten Stand Anteil gewährt an der Regierung, und er hat in der kommunalen Selbstverfassung die erste Probe auf die politische Reife des Bürgertums gemacht. Das Korrelat hat die allgemeine Wehrpflicht gebildet, jenes Produkt der Not, das, echt demokratischem Geiste entsprungen und demokratisch wirkend, doch in so wundersamer Weise den vornehmsten konservativen Gedanken verkörpert. Bismarck aber hat die starren Schranken des Bundesstaates zertrümmert, er hat in der Vernichtung deutscher Fürstenkronen dem nationalen Rechte den Vorrang gewiesen vor der legitimistischen Velleität, er hat in dem kühnen Experiment, nach der Frankfurter Akte das allgemeine Stimmrecht ins Leben zu führen, die Mündigkeit des

Volkes statuiert im Gegensatz zu der gottgewollten Vormundschaft der Fürsten. Das Band aber, das hinüberführte von den Taten, die an der Schwelle des Jahrhunderts vollbracht worden sind, bis zu der Ära des eisernen Kanzlers, hinweg über die Stagnation der Demagogenzeit und die Revolution, über die Ideologen der Paulskirche und den preußischen Konflikt, war gegeben in der Schaffung des Zollvereins, jenes lebendigen Zeugen dafür, daß auch in den trübsten Jahren der Genius des deutschen Volkes nicht schlummerte, sondern ihm ein reiches Angebinde bereit hielt. „Als die Schlacht von Leipzig geschlagen wurde," so rief begeistert an ihrem fünfzigsten Gedenktage im Jahre 1863 Heinrich von Treitschke „da lud der Schmuggler von Helgoland in dunkler Nacht die Warenballen auf seine Jolle, und war der deutsche Hafen mühselig erreicht, dann galt es noch, Maut auf Maut ängstlich zu umschleichen. Wie anders heute! Freier denn je zuvor berechnet unser Handel den Bedarf des Marktes in den fernsten Strichen der Erde, und erst in diesen Friedensjahren ist unser Volk in Wahrheit teilhaftig geworden des Segens der Entdeckung der neuen Welt." Da erst erhoben sich wieder die reichen Wohnstätten des Bürgertums, da erstand jenes Ringen, wer das Beste schaffe für Handel und Wandel, für Bildung und gute Menschensitte. Der Zollverein, der die Wälder ebnete und die Mauern brach, der die Schleusen öffnete für die hochgehenden Wogen des modernen Verkehrs, hat erst die Erkenntnis gezeitigt für den Adel jeglicher Arbeit, und so ist seine Wirkung im letzten und besten Sinne auch demokratisch gewesen.

Aber wie nur aus der Vereinigung der Gegensätze sich das Erwünschte erhebt, so durfte auch dem Entstehenden der aristokratische Sauerteig nicht fehlen. Er ist gegeben in dem

gewaltig sich Raum schaffenden und zur Gestaltung drängenden nationalen Gedanken. Leise nur hatte das Gefühl der deutschen Gemeinsamkeit von den Zeiten der Hohenstaufen, von den Liedern Walthers von der Vogelweide herüber in den Herzen sich geregt, der sprachlichen Einheit und der Gemeinsamkeit der Traditionen stand keine politische Einheit zur Seite. Erst die Taten Friedrichs des Großen schufen Wandel. Da regte sich plötzlich auch dort, wo die Landessöhne, dem Gebot der Souveräne folgend, in der Reichsarmee gegen den preußischen König kämpften, der Stolz über die Taten dieses einzigen Mannes, und heller Jubel erklang bis zu den Firnen und Gletschern der Alpen, wenn sein Schwert die Rothosen klopfte oder die Panduren. Der große Volkskrieg gegen Napoleon, das gemeinsame Leid der Unterdrückung und der gemeinsame Stolz der errungenen Siege reiften die junge Saat. Aber es war gesorgt, daß sie nicht üppig in die Halme schoß. Jahn, Arndt, die Sieben von Göttingen und alle die Anderen wurden zu Märtyrern, mißverstandene Sorgen und einbalsamierte Rechte hinderten die Fürsten, das Gold des Nationalgefühls zu münzen, und die öden Machenschaften der heiligen Liga und des heiligen Bundestages drohten die junge, kräftige Erregung zu ersticken. Die Demokratie, nicht der deutsche Nationalgedanke wäre siegreich gewesen, hätte Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone aus den Händen der Abgesandten der Paulskirche entgegengenommen. Das Rezept, ein einiges Reich zu schaffen und in ihm den nationalen Gedanken dauernd in Flammen zu halten, ist erst später gefunden worden, es ist aus der klaren und rückhaltslosen Erkenntnis des Junkers von Bismarck erstanden, daß die Slavenlast Österreichs das Ringen Deutschlands beklemme und daß nur sein eigenes, auf den Traditionen der Hohenzollern festgegründetes preußisches

Vaterland berufen sei, den Inhalt eines deutschen Nationalstaates zu bestimmen. Er brach mit allen weltbürgerlich sentimentalen Ideen der Berliner Salons, mit der Schöngeisterei und der Allmenschlichkeit, die in dem Revolutionsjahr deutsche Jünglinge dazu führte, für die Rechte der Polen auf die Barrikaden zu steigen, und mit jenem trotzigen Egoismus, der allein der Hebel des Gedeihens ist, trieb er zur Schlacht von Königgrätz. Der Satz, den Du Bois-Reymond sprach, daß der Deutsche „von seiner geistigen Höhe herabschauend nur Kosmopolit sein kann", zerschellte an der Realität der Bismarckschen Staatskunst. Und er zerschellte zugleich an der Realität und tiefinneren Natürlichkeit einer Bewegung, die nicht nur Cavour und Vittore Emanuele zu ihren Taten zwang und das päpstliche Rom zur Hauptstadt des geeinten Italiens erhob, sondern auch die kleinen Stämme, die der Weltgeschichte fern durch lange Jahrhunderte ein Zwergendasein führten, zur Zusammenfassung ihrer Kräfte trieb. Die nationale Bewegung für Deutschland ist noch nicht am Ziele. In den heißen Kämpfen, die Österreich durchtobten, drängt sich die Sehnsucht nach nationaler Geschlossenheit gebietend hervor, und den transatlantischen Träumen des jüngsten Hohenzollernkaisers, seinem heißen Verlangen, die militärischen Kräfte des Reiches rüstig zu machen auch zu fernen Taten, eint sich die Hoffnung, alle die auf dem weiten Erdenrund in nationaler Gemeinschaft zusammenzufassen, die ihre Mütter lehrten, in deutscher Zunge zu Gott zu beten.

Noch in Wilhelm dem Ersten war das deutschnationale Bewußtsein nur mühsam zu wecken. Er wollte ein Preuße sein, wie es sein Vater gewesen, aber noch in Versailles, als die Sonne bereits sich goldig erhob, wehrte er sich gegen den Gedanken des deutschen Kaisertums. Noch am 18. Januar

schildert er in tiefer Erregung der königlichen Gemahlin, wie unerträglich ihm der Gedanke des Kaisertums sei: „Ich war drauf und dran, zurückzutreten und Fritz alles zu übertragen. Erst nachdem ich in inbrünstigem Gebet mich an Gott gewendet hatte, habe ich Fassung und Kraft gewonnen." Und als der Sohn den Abschied vom Altpreußentum einzufügen suchte in den Zusammenhang der Hohenzollerngeschichte, da rief der greise Monarch: „Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stande der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte." So ging das alte Preußen nur unter herzerschütternden seelischen Kämpfen in das neue Deutschland ein. Wilhelm der Erste hat nicht das Neue gewollt, sondern er hat es entgegengenommen und mit treuem Pflichtgefühl bewahrt. Die Initiative hat hier, so deutlich wie nirgends sonst, im Volke gelegen, das freilich des Führers harrte, aber doch schon Jahrzehnte zuvor in Sänger- und Turnerfesten, in Liedern und Gedichten den unbeholfenen, naiven Ausdruck seines Sehnens suchte.

Die erste Etappe in der Entwickelung des deutschen Nationalstaates hat Napoleons Versuch, ein Weltreich zu gründen, gebildet. Dieser Versuch der Verschmelzung des Ungleichartigen hat den natürlichen Rückschlag gefunden in der Belebung der nationalen Energie. In Fichte erstand ihr der erste wissenschaftliche Prophet. Die Abdankung der Habsburger, die längst nur noch österreichische, nicht aber deutsche Kaiser waren, und die Gemeinsamkeit der Kämpfe gegen das Napoleonische Weltreich machten den Weg frei, denn diese Gemeinsamkeit fand ihre Ergänzung in der Bildung, die nicht mehr das Reservatrecht weniger blieb, sondern tief in alle Schichten des Volkes drang. Aber ein retardierendes Moment trat in dem Wiener Kongreß und seinen Beschlüssen lähmend

hervor. Nicht das Bedürfnis der Völker gab die Form für das Werdende, sondern das Bedürfnis der Souveräne. Stein erlag vor Metternich. 39 vereinigte Staaten erstickten den Hauch der Begeisterung, und nur in dem Frankfurter Bundestage blieb noch die Karrikatur eines Nationalstaates bestehen. Da hat die französische Märzrevolution, die dem Bürgerkönig Louis Philipp den Thron raubte, in Deutschland nicht nur eine gleichgeartete radikale Bewegung ins Leben gerufen, sie hat auch, in seltsam historischer Verkettung, den Einheitsbestrebungen der Großdeutschen einen festen Untergrund verliehen. Denn sie weckte das bürgerliche Selbstbewußtsein und zeigte ihm die ganze Unwürdigkeit seiner unnatürlichen Lage Auf dem Hause des Bundestages erschien die schwarz-rot-goldene Fahne, ein gemeinsames Parlament wurde berufen, der Völkerfrühling schien gekommen. Aber es war jener deutsche Doktrinarismus, der noch immer das Redebedürfnis höher stellte als die entschlossene Tat, der jetzt die Blüten verkommen ließ. Der erste Versuch der Reichsgründung mißlang. Der Schimmel von Bronzell und der Gang nach Olmütz sind die typischen Erscheinungen einer Entwickelung gewesen, die nach allen hochherzigen Erregungen zum tiefsten Niedergang führte. Schwarzenbergs Wort „avilir la Prusse, après la démolir“ zeigte den Ausblick auf einen Weg, der in das Dunkel nationaler Selbstvernichtung führen mußte. Noch war in Deutschland nicht Bismarck der Mann des Schicksals, sondern Friedrich Wilhelm, der auf Beckeraths begeisterte Mahnung: „Die Gefahr ist für Preußen stets eine sieglodernde Sonne gewesen“ nur die resignierte Antwort fand: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen: ich bin kein großer Regent.“ Und verzweifelnd fragte Geibel: „Wann doch, wann erscheint der Meister, der, o Deutschland, dich erbaut!“

Als aber der Meister erschien, als er mit scharfem Blick für das Reale im Staatenleben zuerst dem Deutschen das Schwert in die Hand drücken wollte, daß er sein Recht sich erzwinge, da trat er in harten Konflikt abermals mit jenem armseligen Doktrinarismus, der das Wesen der Dinge ausgedrückt findet in der Formel. Der Altpreuße Roon, der nur mit schwerem Herzen sich in den Reichsgedanken fand, und der Junker von Bismarck, den einst ein für Deutschlands Größe ernsthaft begeisterter Mann den verlorenen Sohn unseres Volkes genannt hatte, schufen in der Heeresreform gegen den Willen des Parlaments den Grund für den neuemporragenden Bau. Dreimal mußte deutsches Blut fließen, ehe der Kitt die Steine zu unlöslicher Festigkeit verband. Als zum dritten Male die Truppen siegreich heimkehrten, war das Werk vollendet. Aber auch jetzt noch wurde es von Stürmen umbraust. Was Kaiser Wilhelm der Erste noch tat und sein großer Kanzler, das sollte dienen zur Sicherung des mühsam Errungenen. Aber von zwei Seiten her rüstete sich der Ansturm. Der Kulturkampf erweckte von neuem den Zwiespalt zwischen Guelfen und Ghibellinen, der uralte Machtstreit zwischem dem nationalen Kaisertum und der römischen Kirche flammte empor, und erst das neue Jahrhundert wird die Aufgabe lösen, auf gemeinsamem Grunde die Gemüter zu versöhnen. In der Sozialdemokratie aber wurde mit der Betonung der Internationalität die Absage gerichtet an den nationalen Gedanken, und auch hier wird erst die Zukunft die Heilung, den Zwang zur Rückkehr bringen.

Von der nationalen Bewegung getragen, ist in dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland jener Gedanke der Wirklichkeit entgegengereift, der zwei Jahrhunderte zuvor in dem Großen Kurfürst, dem gelehrigen Schüler der

Holländer, zur Gestaltung drängte. Deutschland schuf eine Flotte und trat jenseits der Meere in die Anfangsstadien einer kolonialen Entwickelung. Die Hansa mit ihrem Glanze war vergangen, die Kontinentalsperre, die Napoleon verhängte, hatte nicht vermocht, Deutschland zu einem wirtschaftlichen Hinterlande Frankreichs zu machen, die Industrie, der Gewerbefleiß und Handel drängten stürmisch über die engen Grenzen des inländischen Marktes hinaus, die Erwerbung der Elbherzogtümer machte uns zu Mitregenten auf den nordischen Meeren. Aus der schwachen preußischen Flotte, die ihre Taufe empfing an der fernen Küste Marokkos, wurde eine deutsche Flotte, und ihre Bedeutung stieg, je weiter der Kreis der wirtschaftlichen und politischen Betätigung sich zog. Denn auch die Großmachtstellung, die sich das geeinte Reich errang, zwang das Volk, den Blick auf die Sicherung der Meere zu lenken. Die Rüstung zu Lande fand ihre Ergänzung in der Schöpfung einer abwehrkräftigen Seemacht.

So war bereits die erste Bedingung für eine erfolgreiche koloniale Politik gegeben. Ihre Notwendigkeit konnte nur parteipolitische Engherzigkeit leugnen; die einfache Tatsache, daß unzählige Deutsche mit all ihrer Arbeitskraft und Arbeitsleistung in anderen Völkern versanken und sie stärkten zum Widerstande gegen ihr eigenes Vaterland, mußte die ersten Versuche der heimischen Kulturpioniere vollauf begründen. Der Satz „il mondo è poco“ mußte auch für Deutschland zur Wahrheit werden, die geschulten Arbeitskräfte und das reiche Kapital unseres Volkes mußten befruchtend wirken auf den jungfräulichen Boden kaum durchforschter Welten. Und es ist wunderlich genug: gerade aus dem hochgespannten nationalen Selbstgefühl erwuchs das Bedürfnis, auch teilzunehmen an dem kosmopolitischen Werden des modernen Völkerverkehrs. Die

Begründung des Weltpostvereins und die Teilnahme an der Erbauung der Gotthardbahn konnten nimmer genügen. Der alte Drang in die Ferne, der so oft Staaten bildend und Staaten zerstörend gewirkt hat, zeigte hier seine schöpferische Kraft. Gerade auf diesem Gebiete aber zeigt sich die gewaltige Differenz zwischen dem Geiste der Nation, die den Bundestag zerschlug, und jenem für uns Jüngere kaum noch erfaßbaren Geiste, der doch durch fünf Jahrzehnte die Gaue durchwehte. Mit anderen Ansprüchen schaut das Volk in die Welt, es will nicht mehr der Landsknecht fremder Bildung und Gesittung sein, sondern will unter eigenem Namen Bildung und Gesittung über die Meere tragen. Wie Deutschland teilnimmt an der letzten Epoche der großen Entdeckungen, die mit der Durchquerung Afrikas begonnen, so sucht es jetzt auch den auswandernden Landeskindern den Zusammenhang mit dem Heimatlande zu sichern, und noch weit hinüber in das aufsteigende Jahrhundert ragt die harte und mühevolle, von dringender Notwendigkeit gebotene Aufgabe, den engen Gürtel des Bewußtseins der Gemeinsamkeit um all die Zahllosen zu schlingen, die im Auslande pflanzen und schaffen. Der Bruch mit dem larmoyanten Satze, daß es Deutschlands Beruf sei, sich mit dem Genius fremder Völker zu vermählen, ist endgültig vollzogen. Friedrich Wilhelm der Vierte wagte kaum zu träumen von einem gemeinsamen Schutz, den die Mächte des Abendlandes den Christen im Orient gewähren sollten, lächelnd folgte man seinen Phantasien vom Bistum Jerusalem; das scheidende Jahrhundert aber sah einen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern in gesteigerter Pracht hinziehen der Sonne entgegen, und es sah, wie überall die längst entfremdeten Söhne des Vaterlandes wieder erwachten zum Selbstgefühl und zum nationalen Stolze.

Freilich konnte solcher Wandel nicht erstehen, wenn nicht mit dem politischen Aufschwung sich eine durchgreifende Änderung aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse vollzog. Und hier wieder griffen ein mit maßgebender Kraft all die zahllosen Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft, vor allem auf dem Gebiete der Technik, die in so erstaunlicher Weise die Welt der Marie Antoinette, des graziösen, sinnfrohen Rokoko umwandelte in die Welt der Maschinen. Hier hat Deutschland seinen reichen Anteil gehabt, wie es das Germanentum gewesen ist, die Rasse der Idealisten, die dem Realismus den Siegesweg bahnte. Die Dichtkunst freilich trat scheu in den Winkel, das Jahrhundert, das die Drahtseile der Telegraphen und die Eisenlinien der Bahnen um den Erdteil zog, bildete sich ein neues Geschlecht, dessen geistige Interessen sich nicht in die Musenstadt Weimar und nicht in die Salons der Rahel Varnhagen bannen ließen: die Siemens, Helmholtz, du Bois-Reymond wurden die Herrscher dieser neuen Epoche des Geistes, und selbst die abstrakte Philosophie gab ihre Sprödigkeit auf und vermählte sich der Naturwissenschaft. Bis zu den Alpengipfeln hinauf wälzt sich schnaubend das Dampfroß, und über hundert Meilen hinweg ist der Laut der Menschenstimme vernehmbar geworden.

Und der ländlichen Stille, nur vom Tone der Schalmeien durchbrochen, ist das Surren und Sausen der modernen Großstadt gefolgt. Die wenigen Häuser, die in der neuen Hauptstadt des Reiches noch Zeugen sind jener Tage, in denen Lessing und Mendelssohn als Freunde verkehrten, muten uns an wie Sonderbarkeiten aus altfränkischer Zeit. Die Riesengebäude, die Hunderten Wohnung bieten, die gewaltigen Fabriken, in denen der Eisenhammer schafft und die Maschine ihre eintönige und dennoch so ausdrucksreiche Melodie singt, haben sich an-

maßend vorgedrängt und mit ihnen eine neue Klasse, die Industriearbeiter. Hatte die französische Revolution das Bürgertum eingeführt in die Reihe der bestimmenden Faktoren und der Freiheitskrieg ihm den Brief der Würdigkeit verliehen, so wuchs jetzt, obwohl es Stände im Sinne des Rechtes nicht mehr gibt, ein vierter Stand empor, der sich als solcher fühlt und in erstarkendem Selbstbewußtsein Beachtung verlangt. Über das politische Recht hinaus forderte er soziale Rechte, der Arm, der die Maschine lenkt, wurde trotzig erhoben, weit über das Ziel hinaus, wie noch immer, drängte die neue Bewegung, und so ist es gekommen, daß am Ausgang des wunderreichen Jahrhunderts vielen in leidenschaftlicher Auffassung der vielgestaltige Bau der modernen Gesellschaft, das Werk der Arbeit reicher Jahrtausende, als ein Zustand greulicher Verwesung erscheint, daß in dem Volke Kants und Fichtes der Werdegang der Menschheit als eine ewige Krankheit sich darstellt.

Hier in der großen Bewegung auf wirtschaftlichem Gebiete trat der Einfluß all der Wandlungen des letzten Jahrhunderts am schärfsten hervor, eine ganz neue Welt der Gedanken baute sich auf, und sie wird weit hinüberragen in die kommenden Tage. Die Proklamation des sozialen Königtums durch den ersten greisen Hohenzollernkaiser ist nicht auf dem schwanken Grunde eines plötzlichen Einfalls, einer humanen Laune erstanden, sie ist das Produkt einer reichen Fülle von einzelnen Momenten und zugleich einer Voraussicht, die über die Gegenwart den Ausblick sucht und gewinnt in eine ferne Zukunft.

Kaum in den Tagen Luthers ist eine so starke Umwälzung über unser Volk hereingebrochen, als sie das neunzehnte Jahrhundert seit dem Tode Friedrich Wilhelms des Vierten erlebt hat. Deutschland ist mit einem Sprunge aus der Dürftigkeit

der Kleinstaaten, aus dem ganzen Elend eines zersplitterten, zur Unterwürfigkeit verurteilten Daseins hinübergetreten in die großen Verhältnisse eines nationalen Staatengebildes; die ungeheuren wirtschaftlichen Kräfte dieser Nation wurden im freien Wettbewerb auf dem vielumstrittenen, von den Völkern des Westens einst souverän beherrschten Weltmarkt entfesselt, deutsches Eisen und deutsche Kohle, die Rohstoffe, die uns die Berge und die Täler schenken, ziehen über die Grenze; deutsche Schiffe durchfurchen die Weltmeere und tragen in blaue Fernen das, was deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz ersonnen und geschaffen. Denn das Fabrikat, ob es der Webstuhl uns schuf oder die riesigen Maschinen, die das Eisen in Formen zwingen, ob es kunstfertig die Hand geschaffen oder die riesigen Werkstätten eines Krupp, hat vor allem seinen Siegeszug angetreten über die Welt, und noch kein Land hat eine so jähe und dennoch so gesicherte Steigerung seiner Leistungskraft bewiesen, wie die tapferen Bürger des neuen Reiches.

Hier hat das neuerwachte politische Selbstbewußtsein die erste Bedingung des Erfolges gebildet. Noch immer mußte der politische Aufschwung der wirtschaftlichen Erhebung vorausgehen. An die Stelle des alten Staatensystems, das durch die Schwäche des Festlandes bedingt war, mußte erst die neue, auf der Stärke Mitteleuropas ruhende Staatengesellschaft treten, erst durch eine Friedenspolitik großen Stiles mußte Deutschland sich die Früchte seiner Siege und das neugewonnene Prestige sichern, ehe es siegerwartend eintreten konnte in den friedlichen Wettkampf des wirtschaftlichen Lebens, in dem naturgemäß jeder Einzelne, der schon seinen Platz sich errungen, ihm als Feind entgegentrat. Nur darum konnte der Engländer durch lange Jahrhunderte der Erste sein in der Herrschaft über den Handel der Welt, weil ein starker und abwehrbereiter Staat hinter

jedem Einzelnen stand, willig, ihn zu schützen in dem kleinsten seiner Rechte. Die Staatsautorität muß sich dem Unternehmungsgeist eines Volkes als bereiter Helfer gesellen. Die Handelsbilanz des Reiches seit dem Frankfurter Frieden, die Ziffern, die seine Produktion bekunden, geben dem Vergleich mit früheren Zeiten einen wehmütig-komischen Anstrich. Wie Deutschland sich bei Sedan das Recht erkämpfte, eine führende Stellung einzunehmen in der internationalen Politik, die im raschen Fluge der Jahrzehnte, eigentlich schon mit dem Tage, da die Landenge von Suez durchstochen wurde, einen universalen Charakter annahm, so gewann es dort an der Maas und an der Seine sich auch das Recht, das, was Fleiß und Intelligenz seiner Bürger erschufen, hinüberzuleiten in den ungeheuren Kanal des universellen Getriebes.

Allerdings wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß der neue Staat den neuen Aufschwung aus sich selbst heraus schuf. Im eigentlichen Sinne schöpferisch kann der Staat auf wirtschaftlichem Gebiete nur in beschränktem Sinne wirken. Die Gesetzgebung Steins und Hardenbergs hat nicht eine neue Verteilung der Güter, nicht einen freien Bauernstand geschaffen, sondern sie hat es nur ermöglicht, daß ein freier Bauernstand kommen konnte; das eigentlich Schöpferische ist hier die Tat der Bauern selbst, ist die Tat der Gesellschaft gewesen. So kann auch keine Ordre eine neue Epoche künstlerischer Reife hervorzwingen, wohl aber kann sie die Wege ebnen und die Hindernisse forträumen, die ihrer freien Entfaltung sich hindernd entgegenstemmen. Der Staat kann anfeuern und führen, aber er schafft nicht selbst.

Das neue Deutschland hat sich nicht damit begnügt, der gewerblichen Tätigkeit des Volkes den Boden zu geben, auf dem ihre Blüte sich entfalten kann, sondern es hat mit voller

und bewußter Energie auch die Gasse gebahnt durch den Widerstand, indem es, gleichgültig gegen alle Abstraktionen, eminent praktische Politik zu treiben unternahm. England mit seiner anscheinend unbezwingbaren Herrschaft auf dem Weltmarkte, mit seinen gewaltigen Kolonien, die alljährlich ungeheure Tribute in das Mutterland sandten, konnte sich den Luxus eines unbeschränkten Freihandels gestatten, bis die Bedrohung durch die Konkurrenz des Festlandes es zu ängstigen begann; Deutschland mußte einen anderen Weg suchen und unbekümmert um alle Doktrinen einen Schutz schaffen für seine Produktion. Die Jugend seiner Mitbewerberschaft, die Zartheit der Pflanze, zwang mit unwiderstehlicher Gewalt die neue Ära des gemäßigten Schutzzolls herauf. Und hiermit zugleich mußte die Neugeburt oder die Vernichtung des alten Liberalismus, eine Neubildung des gesamten Parteiwesens, sich vollziehen.

Denn in der Tat hat das gesamte öffentliche Leben mit den Tagen, in denen Fürst Bismarck sich von Delbrück schied, ein anderes Antlitz gewonnen. Bis dahin hatten politische Fragen das Feld behauptet, die Gedankenwelt, die noch aus den Wehen des Revolutionsjahres ihre vornehmsten Revenuen bezog, hatte standgehalten über die Emanation der Verfassung hinaus, Volksrechte und Volksfreiheiten waren das Thema, das Versammlungen und Parlamente beherrschte. Aber diese Gedankenwelt war allmählich verarmt, das meiste, was ersehnt und kaum in den stolzesten Träumen erhofft worden war, war zur Erfüllung gediehen, ein Reich und ein Kaiser bestand, eine schöne Harmonie, nicht in den Debatten der Paulskirche, sondern auf den Schlachtfeldern gewonnen, vereinte die Völker und ihre Fürsten. Das alte Parteiwesen verlor seinen Inhalt.

Allerdings ist das Ringen nach neuen Formen noch nicht zu seinem Lohne gelangt, die alten Gefäße sind brüchig geworden,

aber sie sind noch nicht zerschlagen. Auch hier wird erst das eben heraufgedämmerte neue Jahrhundert die Lösung bringen. Sie ist erschwert durch die Existenz des Zentrums, einer Partei, von der schon Treitschke gesagt hat, sie sei in der eigentlichen Politik grundsätzlich grundsatzlos. Denn in dieser seltsamen und mit der geistigen Entwickelung des scheidenden Jahrhunderts so wunderlich kontrastierenden Partei sind tatsächlich alle Gegensätze durch das einzige Band der Kirchlichkeit mit einander vereint, das Altpreußentum schlesischer und westfälischer Magnaten und der Partikularismus der Annektierten, der Freihändler und der Verteidiger des Schutzzolls, der feudale Konservative, der Liberale und der Demokrat. Aber gerade weil jenes kirchliche Band eine ungemeine Festigkeit besitzt, weil noch immer eine unerschütterliche Disziplin jedem Erschütterungsversuch widerstand, deshalb ist es so schwer, eine Klärung und Ordnung der Geister heraufzuführen, so schwer, daß der ernsthafteste und nachhaltigste Versuch doch nur bis hart an die Mauern von Canossa geführt hat.

Aber auch dieses im Grunde reaktionäre Parteigefüge kann darüber nicht täuschen, daß die alten politischen Doktrinen, die noch in der preußischen Konfliktszeit für alle Zeiten sich die Herrschaft gesichert zu haben schienen, längst zu zerbröckeln begannen, daß auch sie im Weltenleben nur Eintagsgebilde waren.

Und doch deutet gerade die Existenz einer in allen ihren Lebensäußerungen konsequenten und zähen kirchlichen Partei darauf hin, daß in dem Leben des Volkes noch ungelöste, ernste Gegensätze bestehen; das sterbende Jahrhundert, das in seinen Anfängen den Sieg des Nationalismus begrüßte, das über Hegel und Schelling hinwegschritt und auch im Pessimismus sich nicht verlor, das tatenfreudig das Reich sich baute und in einer reichen Gesetzgebung die Erfahrungen seiner geschichtlichen

Vergangenheit niederlegte, sieht plötzlich den katholischen Gedanken kraftvoll auf dem Felde erscheinen und sein hart bestrittenes Recht behaupten. Der alte Gegensatz zwischen Kalchas und Agamemnon ist zu neuem Leben erwacht, weil die Verstandesaufklärung des achtzehnten Jahrhunderts dem Herzen kein Genügen brachte und die Erkenntnis allein das Gemüt nicht erfüllte. Das gesteigerte religiöse Bewußtsein bildet den Hebel, den Streit, der mit Luther anhob, dessen politisches Ziel die Unterordnung der Kirche unter den Staat war, von neuem zu beleben und zu Gunsten der Kirche zu Ende zu führen. Mitten in den Wirren des deutsch-französischen Völkerkampfes richtete das Papsttum seine Wälle auf. Was das Vatikanum für unser modernes Leben bedeutet, das hat Ignatz von Döllinger ausgesprochen: „Es ist die ganze Gewaltfülle über die gesamte Kirche, wie über jeden Einzelmenschen, wie sie die Päpste seit Gregor dem Siebenten in Anspruch genommen, wie sie in zahlreichen Bullen seit der Bulle Unam sanctam ausgesprochen ist, welche fortan von jedem Katholiken geglaubt und im Leben anerkannt werden soll. Diese Gewalt ist schrankenlos, unberechenbar, sie kann überall eingreifen, wo, wie Innocenz der Dritte sagt, Sünde ist, kann Jeden strafen, duldet keine Berufung und ist souveräne Willkür; denn der Papst trägt nach dem Ausdruck Bonifacius des Achten alle Rechte im Schreine seiner Brust. Als Bürger muß ich diese Lehre von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die bevorrechtigte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser, verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien."

Erst das Vatikanum hat den klaren Ausdruck für die Ziele

der Kirche gebracht, es hat den Kulturkampf entfacht, dessen erste Funken allerdings schon ein Vierteljahrhundert zuvor im deutschen Volke zündeten, als Friedrich Wilhelm der Vierte das Ideal seines christlichen Staates verwirklichen wollte und in phantastischem Verkennen der realen Dinge Versöhnung mit dem Papste suchte. Schon damals schloß sich eine ultramontane Partei fest zusammen, im Kampfe gegen die preußische Krone politische Zwecke zu verfolgen, schon damals nahm der römische Stuhl seine alten Ansprüche auf und verschärfte die Spaltung, die seit Luthers Tagen durch Deutschland geht. Zur entschlossenen Gegenwehr aber zwang erst das Vatikanum die Geister, und immer schärfer trat der das Jahrhundert beherrschende nationale Gedanke in Widerstreit zu der Staatsauffassung des internationalen Klerikalismus. Auf dem Kongreß der Altkatholiken sprach Reinkens das heftige Wort: „Das Streben der Ultramontanen geht aus auf Vernichtung der Nationalitäten und Herstellung einer mechanischen Einheit der Menschheit. Der Papst kennt keine Nationen, sondern nur Einzelne, die ein unbedingter Despotismus mechanisch beherrscht." Niemand hat schärfer diesen Streit aus der Sphäre der Konfessionen in das Licht der Politik gerückt, als Fürst Bismarck in seiner Märzrede vom Jahre 1873: „Es handelt sich nicht um den Kampf einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königstum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt, den Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des deutschen Reiches erfüllt hat unter dem Namen der Kämpfe der Päpste mit den Kaisern, der im Mittel-

alter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers auf dem Schaffott starb. Es ist eine Fälschung der Politik und der Geschichte, wenn man den Papst ganz ausschließlich als den Hohenpriester einer Konfession und die katholische Kirche als die Vertreterin des Kirchensinnes überhaupt betrachtet. Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, die diese Eingriffe erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat." So hat die neue Zeit den Zweck des Kulturkampfes in der Verteidigung des nationalen Staates, in der Feststellung der Grenzen zwischen der Priestermacht und der Königsherrschaft erblickt. In diesem Kampfe erschien den Männern von Versailles das Zentrum als eine Breschbatterie, aufgeführt gegen den Staat. Das seltsamste Moment aber in diesem politischen Kampfe, der in seinen Höhen und Tiefen am Ausgang des Jahrhunderts ein sichtbares Erstarken desselben Priestertums brachte, das die Werke Kants und Schleiermachers, Darwins und Haeckels auf den Index setzte, liegt eben darin, daß die ungeahnt im Volke schlummernden Kräfte freudigen Glaubens nutzbar gemacht wurden für rein politische, für weltliche Zwecke; gegen die Ghibellinen des neunzehnten Jahrhunderts führte, wie vor grauen Jahren, ein Welfe die Truppen.

In dieser wunderlichen Paradoxie liegt die Schwäche, aber auch die Stärke des Ultramontanismus; er macht das Gemüt mobil für Zwecke des Verstandes, und er bestätigt den Satz, daß nichts in der Geschichte so geheimnisvoll ist, wie das religiöse Leben der hochgebildeten Völker, die das naive Gesamtgefühl, das lebendige Einverständnis zwischen den Höhen und Tiefen der Gesellschaft längst verloren haben. Durch jene Vereinigung

heterogener Momente hat die katholische Welt einen weiten Vorsprung gewonnen vor dem Protestantismus, dem die Mystik der vierziger Jahre vergebens eine verwandte Färbung zu geben bemüht war. Hat doch bei der strengen und starren Form des römischen Kirchentums die exakte Wissenschaft nur unmerklichen Raum gewonnen, während sie tief eingriff in das Leben des Protestantismus, der immer stärker die Kritik einwirken ließ auf das gefestete Dogma. Eine kirchlich-protestantische Partei, die im staatlichen Leben Einfluß gewann, hat es im neuen Reiche kaum noch gegeben, sie findet nur indirekt ihren Ausdruck im preußischen Konservatismus, der einen lebendigen religiösen Glauben als Grundlage seines Systems stillschweigend voraussetzt.

Der Klerikalismus hat im letzten Grunde die Entfaltung eines natürlichen Parteilebens in Deutschland gehemmt, indem er den kirchlichen Gesichtspunkt als das Kriterium der Parteigemeinschaft aufstellte. Und dennoch ist das politische Leben, ob es sich im Reiche abspielt oder in den gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten, so reich an Variationen, an Neubildungen und Umgestaltungen, daß selbst dort, wo die alten Namen blieben, doch die Etikette neue Weine deckt. Der Traum der Erbkaiserpartei ist erfüllt worden; sie mußte verschwinden, die Großdeutschen mußten abtreten vom Schauplatz, als Königgrätz ihre Hoffnungen zertrümmerte, die Altliberalen sind gesprengt. Und es scheint, als wenn auch die Parteien, die das neue Reich bei seinem Werden begrüßten, Raum schaffen sollen für neue Bildungen. „Wie die Natur in ihren wundervollsten Metamorphosen die alte Hülle stehen läßt, indes die neue Hülle Zeit und Kräfte zu ihrer Vollendung gewinnt, wie dann, wenn diese erreicht ist, das alte Gewand sinkt und nichts als ein leises Beben verkündet, daß die Umwandlung vollbracht ist, so zeigt auch in Deutschland das neue Werden sich nicht

durch erschütternde Krisen an, sondern durch langsam sich mehrende, allmählich zur Deutlichkeit ringende Merkmale." Vor allem stieß der Liberalismus, der einen Teil seiner Aufgabe erfüllt hat, der einen anderen Teil den Erben abzutreten begann, auf Probleme, die seinem ursprünglichen Wesen fremd sind, weil dieses Wesen im letzten Sinne doktrinär blieb. Die wirtschaftliche und soziale Umgestaltung wandelte auch die alten politischen Kategorien.

Der Liberalismus, der die Freigabe aller Kräfte gefördert, der das nationale Leben beflügelt und erweitert hatte, hat in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung nur einem Teile des Bürgertums Nutzen gebracht. Schon einmal, um die Mitte des Jahrhunderts, war jene Weltanschauung des Liberalismus hart am Scheitern, die in dem freien Wettbewerb aller wirtschaftlichen Kräfte, in der Unbeschränktheit des Eigentums das Heil erblickt. Die Schutzzollrichtung setzte ein in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms IV., als zuerst das bewegliche Großkapital die Übermacht gewann und breite Massen in schwer empfundene Abhängigkeit brachte, sie gelangte zum Siege erst, als der nationale Staat geschaffen und der Revolutionsgedanke in dem Kampfe des freien Mannes gegen die Staatsgewalt überwunden war. Cobdens Lehre fand ihre Auflösung in dem Wirtschaftsprogramm des Fürsten Bismarck, das für die nationale Arbeit den staatlichen Schutz forderte und verhieß. Schon der Zollverein war in schwere Machtkämpfe geraten mit den Völkern von älterem Reichtum, aber eine handelnde Politik großen Stiles einzuführen, sie der öffentlichen Meinung aufzuzwingen, um eine Staatsansicht durchzufechten, war er nicht berufen. Die Abkehr konnte erst eintreten, als die Gewalt des modernen Verkehrs, durch die neuen Transportmittel in das Unendliche gesteigert, weit hinausführte über die neuen

Gestaltungen, als der Welthandel einzog und vom Kontinent aus und über die Meere fremdes Getreide den deutschen Ackerbau überströmte. Fürst Bismarck hat die Zoll- und Steuerpolitik umgeworfen, er hat hiermit die Trennung vollzogen von den Liberalen, die in großer Zeit seine Helfer waren, und er hat so eine Bewegung entfesselt, deren Wehen noch zu spüren sein wird jenseits der Grenzpfähle der nahenden Zeit. Kaiser Wilhelm I. hat seinen Anteil an der Wendung in den an seinen Kanzler gerichteten Worten gezeichnet: „Sie unternehmen es, in ein Wespennest zu stechen, wobei ich Ihnen aus Überzeugung beitrat, wenn auch mit Bangigkeit, ob der erste Wurf gelingen würde. Ein ähnlicher Umschwung der öffentlichen Meinung ist wohl selten in so kurzer Zeit errungen worden, und man sieht, Sie trafen nach ungeheurer Arbeit und Anstrengung den Nagel auf den Kopf, wenn derselbe auch beim Einschlagen etwas bröckelte. Das Vaterland wird Sie dafür segnen."

In der Neubildung und Umgestaltung des ganzen wirtschaftlichen Lebens, wie sie das neunzehnte Jahrhundert durchgelebt und durchgeführt hat, ist eine Summe von sozialen Notwendigkeiten verborgen. Die Lebensgewohnheiten gestalteten sich um, als der Postwagen verschwand und Lokomotive und Dampfschiff die Entfernungen löschte; selbst das Haus und seine Hüterin, die Frau, wurde von dem Wandel getroffen. „Unsere wechselreiche Geschichte hatte nach dem dreißigjährigen Kriege und sonst noch mehrmals Zeiten gesehen, da die Frau höher stand als der Mann und das verwilderte Männervolk an der guten Sitte des Hauses wieder gesundete; jetzt kommen Tage, da die Frau sich in der verwandelten Welt schwerer zurechtfand als der Mann und an ihrem natürlichen Beruf irre wurde; die alte vorsorgliche Wirtschaftsweise, die das

ehrenfeste Bürgerhaus für die Winterzeit mit Vorräten ausstattete, verbot sich jetzt von selbst, die weibliche Handarbeit verlor Sinn und Wert, seit man Kleider und Wäsche im Laden fertig kaufte.“ So mußte es geschehen, daß in dem verengerten Wirkungskreise die Zahl der unzufriedenen Frauen wuchs, daß sie nach neuer Tätigkeit sich sehnten und drängten, daß auch in Deutschland die Lehre der Frauenemanzipation Boden gewann. Sie ist immerhin in mäßigen Grenzen geblieben, der alte Sinn für die Innigkeit des Familienlebens ist in Deutschland der wirksamste Feind einer Weltanschauung geblieben, die, fortgleitend über die Grenzen der Natur, die Phrase von der Gleichheit auch anwenden will auf das Verhältnis der Geschlechter. Umgewandelt hat sich auch, seit Stein und Hardenberg schufen, das Verhältnis von Stadt und Land. Als die Fabriken sich erhoben mit ihren rauchenden Schloten, da lockte es die schlichten Leute der Scholle mächtig, die Heimat zu verlassen und in die Großstadt zu wandern. Das Wachstum der preußischen Hauptstadt, die am Beginn des Jahrhunderts nur 150000 Einwohner zählte und schon neunzig Jahre später anderthalb Millionen umfaßte, ist typisch für den Wechsel der Dinge. Die Freizügigkeit, deren erste Anfänge bereits in der Aufhebung des Abzugsgeldes zu erkennen waren, die aber durchgeführt werden konnte erst in dem neubegründeten Bunde, die Gewerbefreiheit, die Errungenschaften der liberalen Epoche, mußten, so reich ihr Segen war, doch auch eine Reaktion zeitigen, deren Erscheinungen nicht immer ohne Sorge wahrgenommen werden konnten. Die gesteigerte Macht des Kapitals, das gewaltige Emporblühen der Großindustrie, die, um zu bestehen, immer wieder nach Erweiterung trachten mußte, fanden als Gegenbild ein Proletariat, das, frei von dem Zwange der Scholle, aber auch frei von der Freude des Besitzes,

hilflos den neuen Mächten gegenüberstand, bis es den Kampf um das Recht der Assoziation aufnahm und sich eine neue Organisation zu schaffen versuchte. Wie die Freiheit des Aufkaufens den Bauernschutz wegräumte und gerade einen Teil der kleineren Bauern zu ungesicherten Tagelöhnern, zu ländlichen Proletariern machte, die den Strom der Auswandernden verstärkten oder der lohnenden Fabrikarbeit sich zukehrten, so begannen sich unter dem Schmiedehammer einer langsam reifenden Großindustrie die Zuckungen der sozialen Not zu zeigen, und nur langsam regte sich in den besitzenden Ständen das Verständnis für die berechtigten Empfindungen der Masse. In dem Elend der schlesischen Weber und der Hungersnot der Bergleute von Ratibor und Rybnik erhob zuerst das fahle Gespenst sein Haupt, das dem Siegeszug des neuen wirtschaftlichen Lebens folgen sollte, wie der Raubvogel der Karawane folgt.

Sklaven der Menschen geworden, machtlos in den Händen der Unternehmer, herabgedrückt durch die Bureaukratie, nahmen die deutschen Arbeiter willig die Lockungen auf, die von England zuerst und dann von Frankreich herübertönten; die Mitte des Jahrhunderts sah bereits das Manifest der kommunistischen Partei, das den Umsturz der Gesellschaft, Enteignung des Grundeigentums, Abschaffung des Erbrechts forderte, und gedämpft zuerst, und immer lauter erklang der Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Zwei Deutsche, Engels und Marx, waren es, die das Programm aufstellten, das nur langsam sich durchrang und doch nach wenigen Jahrzehnten in der Botschaft Wilhelms I. bereits den Staat dazu führte, ungekannte neue Grundsätze dem Katechismus seiner Pflichten einzufügen. Und je mehr die gewaltigen Umwälzungen des letzten Viertels des Jahrhunderts

die Volkswirtschaft in den Vordergrund rückte, um so nachdrücklicher trat die Arbeiterschaft mit ihren Forderungen hervor. Schon im Jahre 1865 hat der Ministerpräsident Preußens, Herr von Bismarck, in öffentlicher Verhandlung des Landtags die Grundsätze ausgesprochen, die anderthalb Jahrzehnte später feierlich als die Auffassung des Königtums proklamiert wurden. „An dem Throne der Hohenzollern hat dasjenige Leiden stets Zuflucht und Gehör gefunden, welches entstand, wenn das geschriebene Recht in Widerspruch geriet mit dem natürlichen Menschenrecht. Unsere Könige haben die Emanzipation der Leibeigenen herbeigeführt, sie haben einen blühenden Bauernstand geschaffen, es ist möglich, daß es ihnen auch gelingen werde, zur Verbesserung der Lage der Arbeiter etwas beizutragen." Und er schloß: „Wir auf der Stelle, wo ich stehe, sind nicht gewohnt, die Klagen der Armut als ein Spiel zu behandeln, auch nicht, sie mit der Entschlossenheit in den Wind zu schlagen, wie dies vom Standpunkt des Wohlhabenden, gegen den die Klagen der Armut sich richten, vielleicht gewünscht werden mag. Wir sind nicht bereit, bei solchem Spiel mitzuwirken." Hier wurde zum ersten Male das soziale Königtum, die soziale Pflicht des Staates bewußt ausgesprochen, und vielleicht hat nur der Sturm der Ereignisse, der das Werden des Nationalstaates umbrauste, es gehindert, daß frühzeitig und vielleicht rechtzeitig dem demokratischen Sozialismus die Segel durchlöchert wurden.

Lassalle hat klug den Augenblick genützt. Er wollte zunächst durch das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht „eine genügende Vertretung der sozialen Interessen des deutschen Arbeiterstandes und eine wahrhafte Beseitigung der Klassengegensätze in der Gesellschaft" herbeiführen, und er dachte zuerst die Staatsgewalt für die Reform zu gewinnen; aber

die Bewegung, die Lassalle entfesselte, wuchs über ihre eigenen Ziele hinaus, sie wurde unter den Händen ihres Apostels revolutionär, und die „ausgeprägte nationale und monarchische Gesinnung", die ihm noch nachgerühmt werden konnte, schwand hin vor dem Wahne einer neuen Richtung. Er hat sie gefördert durch die fanatische Form seiner Agitation, und er hat so den Boden geebnet für die Männer, die in dem Genfer Manifest „die Klasse der Enterbten als eine von allen Bourgeoisparteien scharf abgegrenzte Partei konstituierten, die Hand in Hand gehen muß mit den sozialistischen Parteien aller anderen Länder", die als ihr Ziel die Vernichtung aller Privilegien hinstellten und der Pariser Kommune andächtige Verehrung zollten. So hat sich dem Versuch der staatlichen Reform der Versuch der staatlichen Abwehr gesellt, und während ein Teil der alten Stände trotz aller Enttäuschungen freudig sich zu Opfern verstand für die wirtschaftlich Bedrängten, wandte sich der andere Teil, erbittert oder abgeschreckt, von den Ausschreitungen ab, die, zuerst nur eine Begleiterscheinung, doch bald den berechtigten Kern der Bewegung überwucherten.

Die Summe der Ideen, die das Königtum heraushoben über die Grenzen, die ihm vorher die Geschichte gewiesen, ist niedergelegt in der Botschaft Wilhelms I., der auch hier mit seiner geraden Männlichkeit und seiner schlichten Folgerichtigkeit hinausgriff über die tastenden Versuche seines gefühlsfrohen Bruders und wieder herzenskundiger sich zeigte als das nachfolgende junge Geschlecht. Er stellte der demokratischen Agitation die Pflicht des Königtums entgegen, dem Vaterlande den inneren Frieden, den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu gewähren. Indem Deutschland voranging in

der Betätigung eines praktischen Christentums, das den Veteranen und Invaliden der Arbeit, den Armen und Schwachen Schutz und Hilfe gewährt, unternahm es, stolz vor allen anderen Völkern daherziehend, ein Werk, dessen letzte Vollendung erst künftige Jahrhunderte erblicken werden. Aber es gab zugleich dem gesamten öffentlichen Leben einen neuen Inhalt, es rückte Probleme beherrschend in den Vordergrund, die so ernst sind wie jene, die das schwindende Jahrhundert an seiner Wiege begrüßten, die seine Jugend erfüllten und noch heute ihren Zauber nachklingen lassen in den Gemütern. Sie werden gelöst werden nur durch ein langsam heranreifendes Kompromiß, nicht durch die Gewaltpolitik der herrschenden Klassen und nicht durch die Massenpolitik des Proletariats. Und vor allem wird auch hier das Festhalten an dem nationalen Grundbau die Bedingung sein; kein kosmopolitischer Traum kann das vaterländische Gefühl ersetzen, und die Kraft der internationalen Phrase wird gebrochen durch den chinesischen Kuli, der langsam einwandert in die Stätten der alten Kultur.

Denn der Irrtum, der in der Lehre von der ökonomischen Gleichheit der Menschen liegt, kann eine Dauer nicht haben; was auf politischem Gebiete erreicht wurde und auch jetzt schon in seiner innerlichen Berechtigung bezweifelt wird, kann in sozialer Hinsicht nicht zur Wirklichkeit werden. Denn die wirtschaftliche Klassenbildung entspringt nicht „aus Unrecht und Gewalt", sie beruht nicht auf einer tragischen Schuld, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, sondern sie beruht auf der schlichten Tatsache, daß die Menschen ungleich sind von Natur, wie die Natur alle ihre höheren Geschöpfe ungleich geformt hat. Unmöglich ist es, alle gleichmäßig heranzuziehen zu dem immer volleren Genusse der höchsten Güter der Kultur;

eine aristokratische Gliederung der Gesellschaft kann erst untergehen mit der Menschheit selbst, deren Adel sich eben in der unendlichen Differenzierung der Geister bekundet. Und so schmerzlich es ist, es auszusprechen, so bleibt doch auch die Gewißheit bestehen, daß der Kampf gegen das Elend ein ewiger sein wird, weil das Elend selbst ewig bestehen wird, weil es die ungeheuren Anstrengungen unserer Zeit und die Proklamation des Rechtes auf Arbeit so überwinden wird, wie es einst die gewaltigen Mühen scheitern ließ, die in der großen Revolutionsbewegung zu Beginn unserer Zeitrechnung eingesetzt wurden. Nur die Milderung kann das Ziel sein. Der Wohlstand der niederen Klassen steigert sich allmählich, wie der Gang des neunzehnten Jahrhunderts es unwiderleglich beweist; mit dem Wohlstande steigt die Bildung, das Ansehen; Staat und Gesellschaft sorgen durch Gesetz und Beispiel für die Gesundheit; der Begriff des unfreien Arbeiters ist verschollen. Dem Kampf gegen das Elend aber gesellt sich mit Notwendigkeit der Kampf gegen die Auswüchse des Kapitalismus.

Reichgestaltig und bunt ist die Entwickelung des politischen Lebens, das umgrenzt wird von der großen Revolution und den letzten Scheidegrüßen, die aus dem Sachsenwalde ertönten. Napoleon der Erste hat mit seiner gewaltigen Persönlichkeit sich an die Eingangsschwelle gelagert, noch gewaltiger ist die Gestalt des eisernen Kanzlers, weil sie dauernde Erfolge schuf. Sie beide sind es, die das Jahrhundert beherrschen, beider Taten waren revolutionär, aber der eine schuf Trümmer, und das Leben, das aus den Ruinen blühte, war nicht sein Werk; der andere zerschlug Throne, den Baugrund zu schaffen für ein dauerndes Neues. Was an Positivem blieb aus den Taten Napoleons, das verschwindet vor dem Negativen, das seine dämonische Gestalt verkörperte; wenn er die alte Fürstenmacht

zahlloser Reichsunmittelbarer einschmolz in dem Tiegel seines Machthungers, so hat er nicht die Stufen bauen wollen zum künftigen deutschen Einheitsstaat. Otto von Bismarck hat die Tat und ihre Folgen aus Eigenem erschaffen. Nur ein einzelner Mann kann ihm zur Seite gestellt werden, wenn er auch ihm nicht gleicht: Freiherr von Stein. In beiden, in dem Junker aus der Mark und in dem rheinischen Reichsedlen, ist dieselbe Mischung aristokratischer und demokratischer Anschauungen, dieselbe rücksichtslose, nur auf das Ziel gerichtete Sachlichkeit verkörpert, in beiden sind die Motive des Handelns tief sittlich gewesen, und beide haben, vorauseilend den Zeitgenossen, den leidenschaftlichen Widerspruch der Nichtbegreifenden hervorgerufen. Aber Stein sah neben sich Friedrich Wilhelm den Dritten, Otto von Bismarck fand den königlichen Genossen in Wilhelm dem Ersten; den großen Staatsmann der Wiedergeburt Preußens hemmte die Philisterherrlichkeit auf dem Throne, dem Kanzler des neuen Reiches fügte ein Herrscher, den alle Tugenden seines Berufes zierten, freudig das eigene Wollen. Er ist nicht Wilhelm der Große geworden, soviel Großes auch an ihm gewesen; von der schlichten Echtheit seines Wesens, sagt treffend Erich Marcks, fällt alles Fremde, Gesteigerte, das ihn erst schmücken soll, haltlos ab, die dämonisch hohe Größe, die seinen Tagen nicht mangelte, hat ihren Ausdruck nicht in ihm. Wohl aber jene einfältigeren Kräfte, die sein Leben begleiteten, die er in sich und um sich immer von neuem zum Durchbruch und zum Siege geführt hat, die ihn zum lebenden Symbole der besten Güter unseres Volkes gemacht haben, die Kräfte, vermöge deren er sammelte, ordnete und zusammenhielt, Kräfte der Einheit und der Zucht, der Weisheit und der Treue.

Vor dem Glanze der Sonne tritt das Licht der Sterne

bescheiden zurück. Und doch leuchten auch sie in zahlreicher Menge durch das Jahrhundert und die Geschichte. Scharnhorst, Yorck, Gneisenau und Blücher, Hardenberg und die Schöpfer des Zollvertrags, die Arndt und Jahn, die Uhland und all die anderen, die das Feuer des nationalen Gedankens schürten, daß seine Kraft nicht erlösche, die zu Lehrern des Volkes wurden in trüber Zeit, daß es zur Mündigkeit gelange, die Männer der Paulskirche, die für den Einheitsgedanken und das Kaisertum der Hohenzollern erglühten, sie alle waren tüchtige Kämpfer und tapfere Männer. Aber sie waren nicht Herrscher im Reiche der Geschichte, und auch der Mann nicht, der einst begrüßt wurde wie der Heiland einer neuen Zeit und der dennoch so tragisch versank, Friedrich Wilhelm der Vierte, der vergebens mit den zarten Blüten der Romantik die harte Zeit, in die ihn sein Schicksal gesetzt, zu schmücken versuchte. Neben ihm standen, bestimmend für die historischen Episoden, die Schön und Humboldt, die Flottwell, Eichhorn und Diesterweg, und ihnen voran Friedrich List, den das trübe Geschick der meisten traf, die zu früh erscheinen, den man nicht verstand, als er mit dem ganzen Pathos seiner vaterländischen Leidenschaft das Weltbürgertum bekämpfte. Stahls Rechtsphilosophie, Schellings und Hegels Lehren, die großen Entdeckungen der Dove, Helmholtz, Liebig und Virchow, die Geschichtsschreibung der Niebuhr, Droysen, Ranke, Sybel und Treitschke haben ihre tiefe Wirkung auf das politische Leben geübt, in den Parlamenten und in der Presse sind reiche Kräfte tätig gewesen, Männer wie Bennigsen und Windthorst nennt auch der Gegner mit Achtung. Diese Kräfte haben nicht immer nach dem gleichen Ziele gewirkt, aber gerade aus der Reibung erzeugte sich noch immer die Wärme. Auf deutschem Throne hat das Jahrhundert noch den Freund Goethes, Karl Alexander

von Weimar gesehen, wie es die kunstliebenden Bayern, den würdigen König Johann Philalethes und seinen tapferen Sohn Albert von Sachsen, wie es vor allem Friedrich den Dritten sah, den unseligen Helden der unseligsten Königstragödie. Es sah all die Fürsten, die selbstlos, als die Stunde kam, teuren Rechten entsagten, um den Traum vom Kaisertum zu erfüllen. Und als Schwert und Schild standen neben ihnen Moltke, Roon, Göben, Steinmetz und Werder und jener reiche Kranz von Helden, deren Namen die Geschichte des Krieges mit Frankreich dem Andenken künftiger Geschlechter bewahrt.

Als aber das Geschick sich erfüllt hatte, als die alten Helden und die alten Zeiten vorüberzogen, da erhob sich, mächtig im eigenen Willen, ein neues Gestirn: Wilhelm der Zweite. Eine neue Welt von Plänen flutet durch ihn, kühn im Wollen, weniger gesichert im Vollbringen. Über ihn das letzte Urteil zu fällen, ist heute die Stunde noch nicht gekommen. Noch fristet das junge Deutschland sein Leben von der Gedankenwelt der Früheren, kaum zeigen sich Ansätze zu Neuem, und die Idee der Weltpolitik wurde konzipiert an dem Tage, der den Dreibund schuf. Die Weltepoche erhält einen neuen Ring, aber die Sonne leuchtet weiter wie vor Jahrtausenden, und ernst und ewig waltet die Geschichte.

Elftes Kapitel.

Beschränktheit und Phantasie.

An der Schwelle dieser riesenhaften Entwicklung nun, die das neunzehnte Jahrhundert gebracht hat, stand Friedrich Wilhelm III. Ein einfacher, ehrlicher Mann von Durchschnittsbegabung, besaß er eine unüberwindliche Abneigung gegen alles, was an Genialität gemahnt, stand er staunend vor allem, was sich nicht der überlieferten Regel bequemte. Schwunglos und nüchtern, verschlossen und mißtrauisch, dem harmlosen Frohsinn niemals geneigt, ängstlich und pedantisch, ist er eigentlich niemals jung gewesen, und nur aus seinem zärtlichen Familienleben bricht ein Strahl von Poesie hervor. Von redlichen Absichten erfüllt, besaß er doch nicht den weiten Blick, jede Folge seines Tuns vorher zu berechnen; seiner Würde und seiner Aufgabe bewußt und festhaltend an der Doktrin der Autokratie, war er doch unfähig, das ganze weite Reich der politischen und geistigen Bewegungen zu erfassen, die unter erschütternden Kämpfen den ganzen Weltteil neu gestalten sollten. Die starke Betonung aber des eigenen Willens hat Friedrich Wilhelm verhindert, den Bann der Mittelmäßigen, die ihn umgaben, rechtzeitig zu durchbrechen und jenen kühnen und begabten Männern freien Spielraum zu lassen, die ihm ihre Kraft und ihr Können zur Verfügung stellten. Die Gewissenhaftigkeit machte ihn ängstlich, unentschlossen und schlaff,

und als die schweren Leidensjahre seines Lebens vorüber waren, da legte sich über seine Regierung die Öde einer unendlich engherzigen Philistrosität, die keinen Keim zu frischem Wachstum, keine Blüte zu reifer Entfaltung kommen ließ. Es ist für einen Herrscher nicht das höchste Lob, nur ehrenwert gewesen zu sein.

Und Friedrich Wilhelms Schicksal war es, den größten Kampf seines Lebens gegen einen Napoleon ausfechten zu müssen, dem nicht nur das überlegene Genie, sondern auch der Fanatismus der Revolution, die unwiderstehliche Kraft eines vom Ruhme trunkenen, begeisterten Volkes zur Seite stand. In Preußen aber wußte man kaum, für welche Ziele man kämpfte, und selbst auf dem Wege nach Jena fehlte noch das Bewußtsein, daß es sich um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handle.

Hier trug sicherlich der König nicht allein die Schuld. Wie Ludwig XVI., so mußte auch er die Sünden der Vergangenheit, die Sünden des Bürgertums büßen. Die lange Friedenszeit hatte entnervend gewirkt. Der erwachsende Wohlstand hatte die Freude am Wohlleben gesteigert, die Sittenlosigkeit des Hofes den ernsten Preußengeist ertötet. „In seiner eigenen Hauptstadt“, so schreibt Haym in der Biographie Friedrichs von Gentz, „hatte Preußen sein Capua. Berlin war das Sanssouci, wo man von den Anstrengungen und dem Heldentum des siebenjährigen Krieges ausruhte. Kaum daß in einem arbeitsamen Mittelstande sich Mäßigkeit und Ehrbarkeit erhielten. Die tonangebenden Klassen waren das Militär und die Beamten. Eben sie waren die sittenlosesten und die verderbtesten. Seit vollends der frivole Hof Friedrich Wilhelms II. und ein schwacher, mißleiteter König das übelste Beispiel gab, kannte der Übermut der Offiziere, die Leichtfertigkeit des haupt-

städtischen Lebens keine Grenzen. Eine zügellose Jugend, stets vermehrt durch den wechselnden Zufluß aus den Provinzen, schlürfte in vollen Zügen die Genüsse aller Art. Der Müßiggang und die Unsittlichkeit wurden zum Studium. Von den Freuden der Tafel und des Bechers stürzte man sich in die Aufregungen des Spiels und in die Orgien sinnlicher Liebe. Die Korruption der Weiber kam der Sittenlosigkeit der Männer entgegen. Die Sittenlosigkeit ward zur Sitte, die Begehrlichkeit dispensierte von der Scham und zerstörte die Heiligkeit der ehelichen und der Familienbande."

Wo aber im Volke noch gesunde Reiser trieben, da wurden sie im Wachstum gehemmt durch die Routine, durch die Bureaukratie, die unter der Kabinettsregierung gewaltig emporschoß. „Kräftige Männer von höheren Ansichten würden den gesunden Verstand und gemäßigten Willen des jungen Fürsten entwickelt, erhoben, gestärkt, angefeuert haben." So urteilt der Freiherr vom Stein. Und weiter schreibt er in seiner berühmten Denkschrift über „Die fehlerhafte Organisation des Kabinetts und die Notwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Konferenz": „Die Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbständigkeit zu einem übermütigen Betragen verleitet, kränkt das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten und lockert die Disziplin ihrer Untergebenen, da ihre Ohnmacht bekannt ist und jeder dem Götzen des Tages nahe kommen kann. Der Monarch selbst lebt in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von seinen Ministern. Eine Folge dieser Lage ist Einseitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beschlüssen, die er faßt, und Abhängigkeit von seinen Umgebungen." Seine Mahnung, vollständigen Wandel zu schaffen, schloß der kühne Mann mit den prophetischen Worten: „Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns

ganz hineinstoßen. Sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle mit unverdienter Schande bedeckt zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten teilzunehmen."

Diese Sprache, die heute selbst unter den „gesinnungstüchtigen" Volksvertretern niemand mehr wagen würde, die alle Gerichtshöfe und, wie bei den zornigen Worten Bismarcks nach seiner Entlassung, alle Gutgesinnten mit Schrecken erfüllen würde, dieweil im Zeitalter der Majestätsbeleidigungen die Ehrlichkeit gar leicht als Beleidigung gilt — diese Sprache hat Friedrich Wilhelm wohl vernommen, aber er hat sich ihrer Wirkung versagt. Wie so mancher Hohenzoller, wie auch Friedrich Wilhelm IV., verschloß er jedoch seine Empfindungen in sich, um sie später zu günstiger Stunde in aller Kraft ausströmen zu lassen. Zwei Jahre später hat dann der König, als Stein, in die Regierung berufen, seine Forderung erneute, ihm ein Schreiben übersandt, das in keiner Charakteristik der Hohenzollern und ihrer Anschauungen übersehen werden darf. Es lautete: „Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Konzeptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch für excentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmanne an einem Flecke paßte, wo es immerfort Berührungspunkte gibt, die ihn bald verdrossen machen würden. Ich überwand diese Vorurteile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staates zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen . . . . Ich überzeugte mich bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Schon regte sich bei mir der Gedanke, Sie näher an mich zu ziehen, um Sie dereinst

für größere Wirkungskreise zu bestimmen.“ Nun hält der König dem Minister eine unpassende, ironische Äußerung über die Handelskonjunkturen im vorigen Sommer, sowie seine Mitwirkung an der gegen die Kabinettsregierung gerichteten Denkschrift, seine Weigerung, die auswärtigen Angelegenheiten provisorisch zu leiten, und seine Haltung nach der Ernennung zum Kabinettsminister vor. „Aus allem diesem“, fährt er fort, „habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern Sie vielmehr als ein widerspenstiger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und aus Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es tut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich mit Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.“

Diese Sprache konnte nur aus einer Staatsauffassung stammen, in die nichts eingedrungen war von den neuen Ideen, die schon Kant, die Fichte und Gentz in unser Leben trugen, die immer gewaltiger nach Beachtung rangen. Auch der verdiente Staatsmann erscheint hier als ein dürftiger Handlanger, als ein niedergeordnetes Mitglied jener Scharen, die zum Dienen berufen sind, während der Herrscher befiehlt und

bestimmt. Der Wortlaut mag der Erregung des Augenblicks entstammen, aber Könige dürfen nicht im Zorn handeln. Die Anschauung jedoch, die dem Schreiben zugrundelag, war ein Stück von Friedrich Wilhelms Wesen; sie hat ihn bis an sein Ende begleitet. Und werden nicht, wenn ein König durch solche Tat das Urteil der Zeitgenossen und der Zukunft herausfordert, wenn das Genie schweigend vor dem Machtwort weichen muß, Empfindungen und Erwägungen wach, wie sie die Monarchie nie und nimmermehr herausfordern sollte? Wird hier nicht eine Belastungsprobe der monarchischen Gesinnung versucht, wie sie härter nicht gedacht werden kann? Der Wiener Erlaß des Nachfolgers Bismarcks, der den Schöpfer des neuen Reiches gesellschaftlich zu boykottieren versuchte, schuf die zornige Bewegung im deutschen Volke, die in Dresden, München, Kissingen und Jena emporflammte, schuf die erschütternde Tragödie von Friedrichsruh, unter der wir heute noch leiden.

Auch Friedrich Wilhelm hat damals, als er den Thron bestieg, eine Fülle von Plänen in seinem Innern getragen, die, zur Reife gelangt, vielleicht den völligen Zusammenbruch seines Staates verhinderten. Aber Wohlmeinen ist nicht Energie, und zögernde Halbheit tötet den Entschluß. Wo die Bureaukratie, die Schwerfälligkeit der Verwaltung, der Kastengeist und das Vorurteil ihm entgegentraten, da wurde er unsicher und erlahmte auf der Mitte des Weges. Das Religionsedikt Wöllners freilich wurde zugleich mit seinem Urheber beseitigt, die Zensur gemildert, die Ablösung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit fortgeführt, aber überall fehlte die Energie der Vollendung. „Die ganze Zeit schien wie verwunschen.“ Nur zur Verteidigung wollte er das Schwert ziehen in einer Zeit, da die Verteidigung nur im Angriff ruhen konnte. So wurde der glückliche Moment vor Austerlitz versäumt, wie man

es vorher ruhig geschehen ließ, daß Mainz und Köln, Aachen und Trier, die Geburtsstätten der deutschen Geschichte, dem Fremdling verfielen. So hat Napoleon erst, der Sohn der Revolution, vollendet, was seit dreihundert Jahren die Geschichte dem Protestantismus zur Lösung stellte: er, nicht ein Hohenzollernsproß, räumte die ungeheuerliche Lüge der geistlichen Territorien fort, und vom Heimatboden Luthers schwand endlich der letzte Wall der Theokratie. Es war eine wunderliche Fügung, daß nach beinahe sieben Jahrzehnten doch noch deutsche Waffen den letzten Hammerschlag führen sollten, der den Kirchenstaat zertrümmerte.

Und Friedrich Wilhelm zog der ungeheueren Katastrophe von Jena zu, gleich seinem Ahnherrn nur einen Stecken und eine Schleuder in der Hand. Dort aber, in den Stürmen des Krieges, führte ein zweckbewußter königlicher Wille, ein kühner, weitblickender Idealismus die Waffen des Hirten, hier zog man ziel- und ideenlos mit gelähmten Gliedern hinaus in den Kampf, und der Stein traf im Rückprall die eigene Stirn. Der Ahnherr war der Vorkämpfer einer neuen Zeit gewesen, er wurzelte fest in dem Boden der Gegenwart und lebte dennoch zugleich den Plänen einer großen Zukunft; der Enkel aber stand leidenschaftsleer unbegriffenen politischen und sittlichen Mächten gegenüber, die stürmisch die Herrschaft verlangten. Die frischen Säfte, die leise durch die Adern der Nation zu strömen begannen, nahm er nicht wahr, und wo er sie spürte, da suchte er sie zu hemmen, daß sie nicht allzu stark brausten und die gegebene Ordnung störten.

Und auch später, als der Staat Friedrichs des Großen vernichtet war und der neue Geist sich immer kühner erhob, da hat er wieder nur ratlos zur Seite gestanden, mißtrauisch gegen diesen Geist der Revolution, der so garnicht sich in die alten

Fesseln der kurfürstlichen Vormundschaft schlagen ließ. Er wußte es nicht, daß ebenso, wie es Revolutionen des Blutdurstes gibt, die zu Verfall und Zersetzung führen, auch Revolutionen erwachen, die das Erzeugnis einer sittlichen Idee, eines großen Vernunftgedankens, eines wahren und tiefen Gefühls bilden, die dem begeisterten Streben nach einer besseren Ordnung der Dinge entspringen und den Beweis der Jugend und Lebenskraft, der Saftfülle und des Wachstums liefern. Die sieben Jahre, die zwischen Jena und Leipzig lagen, waren eine Epoche der Revolution, in der es keine tastenden Versuche, kein Zögern und Schwanken mehr geben durfte, in der es galt, alles Erstorbene mit scharfem Messerschnitt loszutrennen und vorurteilslos den modernen Staat zu schaffen.

Widerstrebend hat Friedrich Wilhelm geschehen lassen, was geschah: noch konnte er sich nicht losringen von den falschen Überlieferungen und abgelebten Vorstellungen des Absolutismus. Noch konnte, als das Feuer der erwachenden Begeisterung immer wieder gedämpft und eingeengt wurde, Boyen, auf seinen König blickend, klagen: „Gewöhnlich treiben die Fürsten den Begriff über die Ausdehnung ihrer Gewalt so weit, daß sie unbedingte Unterordnung aller einmal entstandenen nationalen und moralischen Überzeugungen unter ihren augenblicklich veränderten Willen ohne weitere Rücksicht verlangen; die Denkkraft der ganzen Nation soll gerade so wie die des fürstlichen Herrn wechseln.“ Und als die herrlichen Männer, die gerade in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Preußens die Vorsehung erstehen ließ, Friedrich Wilhelm immer stürmischer zum Handeln drängten, da bricht es aus dem verschlossenen Ostpreußen zornig hervor: „Je näher die Stunde der wirklichen Entscheidung heranrückte, desto stärker trat die Unentschlossenheit, dieser Hauptcharakterzug des Königs, ins Leben und lähmte alle

öffentlichen Geschäfte, indem ihnen von nun an eine bestimmte Richtung fehlte. Es wurde weder im Geiste der früheren Beschlüsse entschlossen fortgehandelt, noch wurden diese offen und entschieden zurückgenommen.“ Das Neue, das Große gehörte nicht Friedrich Wilhelm, sondern den anderen, den Stein und Hardenberg, den Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, Grolmann, Boyen und Clausewitz, den Niebuhr, Schleiermacher und Fichte. Sie alle Willensmenschen, scharf ausgeprägte Tatnaturen, eigensinnig, aber gedankenreich, selbständig und trotzig. Der größte von allen und darum seinem König der wenigst willkommene: der leidenschaftliche Rheinhesse Stein, der grimmigste Feind, der jemals der Bureaukratie entstand.

Ein Jahr nur stand der feurige Mann an der Spitze des Staates. Aber welche Bedeutung hat dieser kurze Zeitraum gewonnen! Von Steins Ideen zehren wir noch heute. Er hat zuerst der mechanischen Staatsauffassung der Vergangenheit den modernen Gedanken klar entgegengestellt, daß der Staat ein Organismus sei, bewegt von sittlichen Kräften und bestimmt zu sittlichen Zwecken, daß er zur vollen Entfaltung nur gelangen kann, wenn alle Klassen teilnehmen an der Arbeit und an den Opfern. Er hat es begriffen, daß die Mittel des Fridericianischen Staates nicht genügten, daß es zur Rettung aus der Tiefe des Sturzes nicht des blinden Gehorsams, sondern der aus freier Begeisterung entspringenden Anspannung aller Kräfte bedürfe. Durch ihn wurde der Gedanke der politischen Freiheit dem Hohenzollernstaate als Kampfeswaffe zugeführt. Er erweckte zum Leben, aber die Betäubung, die folgte, war das Werk Friedrich Wilhelms. Wenn es dem Staatsmann auch nicht gelang, alles, was in seinem reichen Geiste lebte und wogte, zu vollenden, so hat er doch in dem einen Jahre die Befreiung des Landvolkes von der Hörigkeit, die Selbstver-

waltung der Städte, die Organisation der obersten Behörden geschaffen und zugleich die ständische Gliederung der alten Monarchie vernichtet. Fortan konnte der Bürger das adelige Gut erwerben, der Edelmann durfte das bürgerliche Gewerbe treiben, dem freien Verkehr der Stände untereinander waren die Schranken genommen, das Ganze der Nation verschmolz jetzt erst zur einheitlichen Masse. Die Einführung der Wehrpflicht aber hat den eisernen, das Staatsganze umschlingenden Reifen gebildet. Welch Wechsel des Bildes! „Höchstens die eine Hälfte der geworbenen Soldaten", so klagte vor Jena noch einer der Offiziere, „waren leichtsinnige, aber nicht durchaus verderbte Menschen, während die andere Hälfte aus nichtsnutzigen Wesen bestand, die das Desertieren von einem Dienst zum anderen zum Gewerbe ihres Lebens machten, um sich mit dem neuen Handgeld berauschen zu können, sich aber in der Zwischenzeit durch Betrug und Diebstahl eine Zulage in ihrer Garnison zu erhaschen suchten." Und sieben Jahre später: dieser aufopfernde Heldenmut, dieses alle erfüllende Bewußtsein der vaterländischen Pflicht, dieses echt nationale Heer, dieses Volk in Waffen! Mit dem Satze: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben" wurde dem Volke sein alter, längst versunkener Waffenstolz wiedergegeben, mit der Errichtung der Landwehr die Vorstellung der nationalen Notwehr bis in die Hütten getragen. Da war Scharnhorst der Schöpfer, Stein der fördernde Helfer, Blücher aber mit seinem Worte: „Es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat" der Feuerkopf, der die letzten Folgerungen unbekümmert zog.

Hier, in dem nach langen Bedenken erzielten Entschluß des Königs, den Verteidigern der Heeresreform freie Hand zu lassen, in dem Siege, den er über seine Furcht vor der Mobilisierung der Massen davontrug, liegt das vornehmste Verdienst

Friedrich Wilhelms. Er hat auch jetzt lange gezögert und die Drängenden gehemmt, aber er ist dennoch gewichen. Nur daß nicht die anderen „die Werkzeuge seines erhabenen Willens“, nicht Handlanger waren, denen die Ehre zufiel, seine Gedanken ausführen zu dürfen, nicht daß er oder ein anderer Hohenzoller „die großen Gedanken in seinem Haupte trug“, die das Reich erstehen ließen, sondern anders: der König wurde widerwillig der verantwortliche Vollstrecker des Rates von Männern, die ihrerseits „die großen Gedanken in sich trugen.“

Es ist allerdings in unserer Zeit versucht worden, die Legende von der Begnadung der Könige auch an Friedrich Wilhelm zu erweisen und seinen Anteil auch an dem Reformwerk der Jahre 1807 bis 1812 zu steigern. Vergebliches Bemühen! Denn die Tatsache allein, daß die siebenundzwanzig Jahre, die der Erhebung folgten, die nach dem Scheiden der Männer des Heldenzeitalters dem Herrscher den freien Raum der Initiative ließen, so völlig unfruchtbar blieben, spricht mit der zwingenden Kraft des richterlichen Beweises.

Daß einer der größten Gedanken, daß des Freiherrn von Stein weitsichtiger Vorschlag, dem Volke eine Vertretung zu geben, am Widerstande des Königs scheiterte, ist unbestritten; für die Sünde des Vaters hat später in den trüben Märztagen des Jahres 1848 der Sohn gebüßt.

Und scheitern muß auch der Versuch, dem Könige das Verdienst für die kühne Tat von Tauroggen zu schenken. Mag immerhin in den Augusttagen des Jahres 1812 ein Flügeladjutant dem Führer des preußischen Korps eine geheime Instruktion überbracht haben, „im Falle eines allgemeinen Rückzuges sich von der französischen Armee zu trennen und die preußischen Truppen in Graudenz zu konzentrieren, ohne Russen oder Franzosen in die Festung einzulassen“, so würde gerade

die Heimlichkeit, die sich scheut, durch einen schriftlichen Befehl auch die Verantwortung zu übernehmen vor der Welt und der Geschichte, unrühmlicher sein, als selbst die Entschlußlosigkeit. Nein, die Tat hat Yorck gehört, nicht dem König, den der harte Zwang seiner Lage, die unendliche Verantwortung, die er auf sich nahm, die Scheu vor der gewaltigen Persönlichkeit Napoleons entschuldigen mag. Der König, so bezeugt Boyen, hat dem General Yorck niemals die Tat von Tauroggen vergeben.

Trotz der mildernden Gründe, die für Friedrich Wilhelm sprechen, tritt sein Verhalten durch die Tatsache noch in ein besonders unwillkommenes Licht, daß Yorck auf alle Fragen, die er in der schwersten Stunde des schwersten Konfliktes an seinen König richtete, gar keine Weisungen erhielt — die Instruktion vom August war längst wertlos geworden — daß er auf die Frage, wie er handeln sollte, sich mit der zweideutigen Antwort begnügen mußte: „Nach den Umständen.“ Noch am 27. Dezember schrieb Yorck an den König: „Ich bin noch immer ohne Leitfaden, meine Lage ist wahrlich sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich meinen alten Kopf ohne Murren zu Ew. Majestät Füßen legen; und der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Ew. Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich, über alles übrige bin ich einig mit mir selbst.“ Hier, wie in seinem Bericht an den König über den Abschluß der Konvention, wie in den Ansprachen an seine Offiziere und Soldaten — „Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit herzugeben, der schließe sich mir an. Der Ausgang unserer heutigen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird mir der König meinen Schritt vielleicht vergeben; geht

es mißlich, so ist mein Kopf verloren" — hier wie überall müßte Yorck ein grandioser Heuchler, das Vorbild des militärischen Tartüffe gewesen sein, hätte er sich des Königs sicher gewußt. Dann müßten alle seine Adjutanten und Offiziere, dann müßte auch Boyen gelogen haben, der uns berichtet: „Der König war bei der ersten Nachricht über das Ereignis von Tauroggen im höchsten Grade aufgebracht gewesen; die anbefohlene Entsetzung und die Untersuchung über das Benehmen des Generals war nicht allein eine zur Beschwichtigung Napoleons getroffene Maßregel, sondern bei dem König voller Ernst, dessen Zorn in dem Augenblick nicht verstellt war", dann müßte auch das ganze ehrliche Leben Yorcks, dieses Musterbildes altpreußischer Manneszucht, eine Kette von Lügen gewesen sein.

Nein, der ungeheure Konflikt der entscheidungsvollen Stunde wurde nicht in der Seele des Königs, sondern in dem Herzen dieses schlichten Generals ausgekämpft, der hier nicht für sein Korps allein, sondern für die Zukunft Preußens die Verantwortung übernahm und einen Einsatz wagte wie keiner zuvor.

Und so wurde Friedrich Wilhelm fortgerissen wider seinen Willen. Die Flut erfaßte ihn und trieb ihn auf ihrem Scheitel dahin. Erst in dem „Aufruf an mein Volk", der aus Hippels schwungvoller Feder strömte, zeigte der König, daß auch er einmal den Geist der Zeit erfaßte und entschlossen war, ihm zu folgen.

Als dann die glorreiche Zeit der Freiheitskämpfe kam, da hat Friedrich Wilhelm mit rühmlicher Einsicht auf die Führung der preußischen Truppen verzichtet. Das tatsächliche Verdienst, die rechten Männer an den rechten Platz gestellt zu haben, soll ihm nicht entrissen werden.

Ob aber in den unerquicklichen Tagen, da man in Wien zusammenkam, um uralte Gebrechen zu heilen, und da man

dennoch nur das unheimliche Zwitterding der neuen Bundesverfassung schuf, ein entschlossener Königswille, der auch den Appell an die frischgeschärften Waffen nicht scheute, nicht anderes, das groß und lebensfähig war, erschaffen konnte? Ob hier wie in dem Frieden von Paris nicht reicherer Gewinn gewinkt hätte? Die Frage ist müßig. In dem unendlichen Gewirr der Gegensätze, der kleinen und kleinlichen Eifersüchteleien, der Mißgunst und des Neides, in diesem Hexenkessel, in dem alles brodelte, was dürftig und gemein war im Leben, mußte die einfache und ängstliche Natur Friedrich Wilhelms sich fügen. Er blieb derselbe, der er immer war. Aber nun, wo die nervenspannende Zeit der Kämpfe und der schicksalsvollen Entscheidungen vorübergezogen war, trat sein eigentliches Wesen mit verdoppelter Stärke hervor: er wollte festhalten an der Lehre des Absolutismus, der zertrümmert war; er wollte Autokrat sein, ohne die Kraft und das innere Recht des Herrentums zu besitzen; er wollte der Einheit eines Reiches dienen, dessen vornehmste Teile nach allen Seiten auseinanderdrängten; er wollte sein Volk zum Glück erziehen in der Enge des Käfigs; er haßte nicht den Fortschritt, aber er sah hinter jedem Fortschritt das Gespenst der Revolution.

Denn immer, auch in der Zeit, da die Durchdringung des Volkes mit deutschem Nationalgefühl und preußischem Kraftbewußtsein der Fremdherrschaft das Grab schaufelte, blieb ihm das Wesen der neuen Bewegung widerwärtig und fremd. Die Männer vom Tugendbund, die Ernst Moritz Arndt und Jahn, die Fichte und Görres stießen ihn ab. Die Schwärmerei für die deutsche Einheit, die so wunderlich geartet war und so glühend besungen wurde, ohne daß doch ein Einziger die Umrisse des ersehnten Gebildes zu zeichnen vermochte, hat Friedrich Wilhelm niemals auszumünzen versucht zur Her-

stellung realer Werte. Die Furcht vor Komplott und Verschwörung, vor den preußischen Jakobinern, vor den „politischen Schwindlern" erfüllte ihn ganz. Und so wurde er der getreue Förderer aller rückläufigen Bestrebungen des Fürsten Metternich, so nahm er teil an den Karlsbader Beschlüssen, die „den verruchten Gedanken der deutschen Einheit" für alle Zeiten ausrotten sollten, so nahm er teil an der Knebelung der Universitäten und des Schrifttums und an der Verfolgung der Demagogen.

Und er hat — wer will es bestreiten? — durch den Bruch seiner Zusage, dem preußischen Staate eine gesunde Verfassung zu geben, auf lange Jahre das Vertrauen zur Monarchie der Hohenzollern zerstört. In der Akte vom 22. Mai 1815 hatte er seinem Volke eine reichsständische Verfassung und eine zeitgemäße Neugestaltung der Provinzialstände in sichere Aussicht gestellt, aus denen wieder eine Repräsentation des Volkes hervorgehen sollte. Es war nur ein dürftiger Anfang, der da verheißen wurde, aber auch dieser Anfang blieb aus. Allerdings erhob das Beamtentum Opposition und auch der Feudaladel; aber diese Opposition entband den König nicht von der Erfüllung seiner Pflicht. So geschah es, daß Preußen, einst der Führer Deutschlands, politisch hinter Bayern, Württemberg, Sachsen und zahlreichen Kleinstaaten zurückblieb.

Eine neue heilige Liga, die Verschrobenheit des Bundestages, die Karlsbader Beschlüsse, die völlige Unterordnung Preußens unter die Führung Österreichs, die Errichtung des Polizeistaates, das Erlöschen der nationalen Gesinnung, an deren Stelle ein müßiges Weltbürgertum trat, ein unendlich tiefer, aller Hoffnung barer Pessimismus, überall ein Ausbiegen aus den Bahnen Steins und ein Abwenden von dem Geiste der größten Zeit Preußens — so hatten sich unter

Friedrich Wilhelms Scepter die Früchte der nationalen Erhebung gestaltet. Denn der König hatte im Grunde den Kampf gegen Frankreich als einen Kampf gegen die Ideen der Revolution geführt, das deutsche Volk aber wollte den gesunden Kern der Revolutionsgedanken entwickeln und zur Reife bringen. So entstand aus dem Gegensatz der Grundanschauungen der Zwiespalt der nächsten Jahrzehnte, und während im englischen Parlament George Canning rief: „Die Zeit und der Zufall können nichts für die tun, die für sich selbst nichts tun wollen; sogar die Vorsehung kann kaum ein Volk retten, das nicht gefaßt ist, seine eigene Sicherheit zu erkämpfen", blieben die Sieger von Leipzig und Waterloo gefesselt.

Und wieder trat mit dem Erben, der des Vaters Stelle einnahm, der scharfe Gegensatz zutage, der im Hause der Hohenzollern stets den Thronfolger von seinem Vorgänger scheidet. Das Volk trauerte um den ehrbaren, anspruchslosen Mann, der in Wohlmeinung und in Gottesfurcht seines Amtes gewaltet hatte, so oft er auch an die engen Grenzen seiner Begabung gestoßen sein mochte. Und es wandte sich hoffnungsvoll dem neuen Manne zu und begrüßte ihn mit dem Enthusiasmus, der noch immer in dem Thronerben den Erlöser von allen Sorgen und Nöten der Zeit erblickte.

Und wieder ist der Hoffnung die Enttäuschung gefolgt.

Friedrich Wilhelm IV. war ein Phantast. Erfüllt von künstlerischen Bildern, die zu gestalten ihm doch die Kraft fehlte, sah er auch die Welt durch das Prisma der Phantasie, und das Dasein glich ihm einem bunten romantischen Traum. Ein kluger, glänzender Geist, reich an wundervoll blitzenden Einfällen und doch unfähig, ein ernstes Problem in allen seinen Folgerungen durchzudenken; mit ungeheurer Zähigkeit haftend an der einmal gefaßten Überzeugung, voll Eifers, sie

überall zu verkünden und sich zu weiden an dem Beifall der Menge, und dennoch ohne den Trieb, sich durchzusetzen; begeisterungsfähig und doch nicht durchglüht von jenem gleichmäßig dauernden Feuer, das allein den großen Entschluß zu reifen vermag. Ein bezaubernder Redner, der sich an dem Farbenglanz seiner Bilder berauscht, und dennoch nicht geschickt, das Einfache schlicht, das Erhabene würdevoll zu sagen, im letzten Grunde stets nur ein mit der äußeren Wirkung rechnender Rhetor. Reflexiv, nicht aktiv. Unabsehbar breitete sich vor seinem trunkenen Auge das Gefilde des seinen Taten dereinst entströmenden Glückes, aber er weckte nur die Begehrlichkeit. Gespornt von leidenschaftlicher Lust am Erfolge, und doch unrettbar der Tragik des steten Mißlingens verfallen. Erfüllt von dem Glauben, daß eine höhere Macht die Könige vor allen Sterblichen mit Weisheit und Einsicht bedachte, sah er in wütendem Aufstand das Volk sich erheben, um zuletzt den demütigen Leidensweg zu wandern, der in der geistigen Umnachtung endet.

Zu Bunsen hat Friedrich Wilhelm einmal gesagt: „Ihr alle meint es gut mit mir, aber es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun als König erst erfahren habe.“ In diesem Wort prägt sich die Weltanschauung Friedrich Wilhelms, die Auffassung, die er von seinem Amte und seiner Würde hatte, die ganze, dem Jahrhundert fremde, weltentrückte Romantik jener Zeiten aus, in denen der Staat noch eine civitas dei, der König zugleich Priester und Prophet war. Seine Macht stammt von der Gottheit, also ist sie ohne Schranken; die Freiheit des Bürgers ist ein Geschenk der königlichen Gnade, das Verhältnis des Herrschers zu seinem Volke gleicht dem des Vaters zu seinen Kindern. In ihm verdichtet sich das Bewußtsein des Gottesgnadentums fast bis zum Glauben

an die Unfehlbarkeit des Königtums. Der Widerspruch aber zwischen träumerischer Romantik und harter Wirklichkeit mußte unweigerlich zu ungezählten Konflikten führen. Friedrich Wilhelm glich dem Baume, der reiche, prangende Blüten trägt und dessen Früchte dennoch nicht die Mühen des Gärtners, der ihn pflegte, belohnen. Acht Jahre, nachdem er den Thron bestiegen, sah er die Welt seiner Illusionen in Trümmer stürzen, entblößte er, der Stolze, sein Haupt vor den Märzgefallenen, die vor seinen Fenstern die Revolution vorübertrug. Hamlet auf dem Throne, Vertrauen auf seine Pläne fordernd.

Es liegt in der Geschichte seines Lebens eine furchtbare Folgerichtigkeit.

Als er zur Regierung gelangte, da brach das Verlangen der Nation nach einer geregelten Teilnahme an der Regierung immer dringender hervor. Friedrich Wilhelm aber wollte allein regieren, er wollte selbst die Einzelheiten durch seine Befehle regeln, jede Neuerung, jede Reform sollte lediglich als sein Werk erscheinen. Wie packte ihn der Zorn, wenn sich die „Nörgler" erhoben und es wagten, ihm Opposition zu machen, ihm nicht durch dick und dünn zu folgen! Da rief er wohl aus: „Die freche Rotte legt durch Wort, Schrift und Bild die Axt an die Wurzel des teutschen Lebens; sie will nicht wie ich Veredlung und freie Nebeneinanderstellung der Stände, die allein ein teutsches Volk bilden; sie will Zusammenstückeln aller Stände; ich würde Gott, meinem Volke und mir selbst lügen, gäbe ich je eine Konstitution, eine Charte." Noch im Jahre vor der Revolution, als er genötigt war, die Stände zu dem Vereinigten Landtag zu berufen, erklärte der König: „Keiner Macht der Erde sollte es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde

ich es zugeben, daß zwischen unseren Herrgott und dieses Land ein geschriebenes Blatt drängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen." Nur die Stände im alten Sinne ließ er gelten, aber auch ihnen sollte der Herrscher die Grenze ziehen: es sei nicht ihr Beruf, Neuerungen zu repräsentieren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung zu bringen; denn die Krone solle nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen, aber nicht nach dem Willen der Majoritäten regieren.

Unter dem Banne solcher Anschauungen mußte Friedrich Wilhelm immer wieder die rechte Stunde, mußte er auch den letzten Augenblick versäumen, in dem die Gewährung einer zeitgemäßen, verständigen Verfassung noch als ein freies Geschenk des Königtums erscheinen konnte. In ihm gab es keine Brücke zwischen den Ansprüchen des Gottesgnadentums und den Ansprüchen des Volkes, als deren Ziel er nur die Beseitigung des Königsrechtes und den parlamentarischen Absolutismus erkannte.

In dem Ständesystem, das so ganz den mittelalterlich-romantischen Idealen des Königs entsprach, sah er eine Vertretung wirklicher Rechte, in dem Repräsentativsystem nur eine Vertretung politischer Meinungen, die ohne Maß und ohne positives Ziel sei für ihre Tätigkeit. Seine Vorstellung einer Volksvertretung bezeichnet die Denkschrift seines Vertrauten: die Abgeordneten würden entweder die eigentlichen Regenten sein und dann eine auf Volkssouveränität begründete Revolution darstellen, oder durch die Künste ministerieller Autorität das gesamte politische Treiben zu einem bloßen Blendwerk machen. Freiheit, Wahrheit und Autorität seien mit diesem System unvereinbar. Welcher Anachronismus aber in der christlich-germanischen Staatsidee lag, seitdem einmal die französische

Revolution alle Schranken innerhalb der Stände niedergerissen hatte, seitdem die städtischen Gemeinden die Selbstverwaltung besaßen und eine mächtige Industrie emporkam, seitdem die Volksbildung Allgemeingut wurde und die Wehrpflicht den demokratischen Tendenzen einen Rechtsgrund lieh, das erfaßte der König nicht.

Und doch liebte er sein Volk von ganzem Herzen. Nur liebte er in ihm vor allem sich selbst. Auf sich bezog er alles, was geschah, und mit einer Art von unbewußtem Schauspielertum stellte er all sein Handeln unter den Gesichtspunkt der Bühnenwirkung. Sein nie schlummerndes Bedürfnis, sich öffentlich zu zeigen, stets unterwegs oder, wie Lamprecht sagen würde, ein „Reiser" zu sein, bilderreiche Reden zu halten, die niemals unzweideutig nur dem politischen Zwecke dienten, seine Freude an inhaltleerem Gepränge und bunten Kulissen, das stete Wandern seines beweglichen Geistes durch die Gefilde längst verschollener Zeiten und drüben der harte Gegensatz des wirklichen Lebens, Zweifelsucht, spöttische Kritik, und in rascher Steigerung Enttäuschung, Erbitterung, grimmiger Zorn — das mußte die Mischung eines unglückseligen Lebens ergeben. Als er in der überströmenden Freude, Glück und Seligkeit zu verbreiten, die Polen zu gewinnen suchte, als er den Klerikalismus durch stets erneute Gunstbeweise zu stets erneuten Forderungen reizte, als er sein „teutsches" Programm helltönig verkündete und doch die Ausführung schuldig blieb, als es sein Wahlspruch wurde: „Freie Völker unter freien Fürsten", als er dem neugegründeten Schwanenorden als höchstes Ordenszeichen das Bild der heiligen Jungfrau verlieh, als er Marschallstäbe und Ordensmäntel wieder einführte, als er im Kölner Dom das Hochamt hörte und davon sprach, daß dieser Dom einst den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner

Fürsten und Völker großen, mächtigen, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland berichten solle, da glaubte er den Größten seines Geschlechtes zu gleichen und Unsterbliches zu leisten wie sie. Ach, und es waren doch nur Worte, nur äußerliches Gebahren; wo es Taten schienen, da folgte der Widerruf, da folgte ein Schwanken und Zögern, das die bescheidenste Frucht zerstörte.

So mußte auch in den Tagen, die für das Hohenzollernhaus die schmerzlichsten wurden, seinem Charakter jener Stempel der Größe fehlen, den Mut und Entschiedenheit und ein königliches Verhalten der Stirne auch des geistig bescheidenen Mannes aufzudrücken vermögen. Hier, in den Märztagen, hat er weder entschlossen sich zu der Auffassung Roons bekannt, der in den Aufständischen nur eine schwankende, ordnungslose, von fremden Meuterern aufgeregte Menge erblickte, noch ließ er sich von dem Feuergeiste des Schönhauser Junkers von Bismarck entflammen, noch endlich erkannte er die Fülle redlicher Gesinnung und idealer Begeisterung, die im Volke lebte und die er sich dienstbar machen konnte, wenn er willig gewährte, was zu versagen ihm doch die Kraft gefehlt hat. So folgten sich unentschlossene Strenge und ängstliches Weichen, vorschnelles Entschließen und zögernder Widerruf, so folgten der Aufruf an die „lieben Berliner", die Anrede an die Studenten und der Komödiantenritt durch Berlin, die Abberufung des Militärs und die phantastische Proklamation von der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches in alter Herrlichkeit: „Errettung aus unseren Gefahren kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahren. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen

anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf!"

Ist hier nicht jedes Wort phantastisch, weltfremd, posenhaft und possenhaft und innerlich unwahr? Von „Komödien" sprach der treue Albrecht von Roon, als er „gebrochenen Herzens das neue Schiff bestieg."

Und glich nicht überall Friedrich Wilhelms Haltung in der deutschen Frage einem unsteten Wandern durch traumselige Gefilde? Hier hielten ihn die Nebel der Romantik so dicht umfangen, daß er die hellsten Lehren der Geschichte, daß er all die harten Erfahrungen der Vergangenheit übersah und die Forderung stellte, daß der Kaiser von Österreich für immer das „Ehrenhaupt teutscher Nation" bleiben müsse, unter dem ein auf Lebenszeit erwählter „teutscher König" stehen soll, gekürt im Conclave des alten Bartholomäusdomes zu Frankfurt, gesalbt und gekrönt durch den Erzbischof von Köln oder durch den evangelischen Erzbischof von Magdeburg als Primas Germaniae. Reichswehrherzogtümer, Staatenrat, Königskollegium spielten in Friedrich Wilhelms Plänen ihre seltsame Rolle, und er, dem der schrille Schrei der Revolution in die Ohren klang, verkündete mit ungebrochenem Majestätsbewußtsein, daß nur die Fürsten Einsicht hätten in die Werte der Geschichte: Nur dort sei diese Einsicht vorhanden, wo das Walten in großen Verhältnissen, das Leben in einer imposanten Geschichte gewissermaßen das tägliche Brot sei, dort also, wo die göttliche Vorsehung die rechte Macht verliehen habe, um der Geltendmachung der Werte den gehörigen Nachdruck zu geben.

Auch die Antwort an die Deputation der Paulskirche, die ihm die Kaiserkrone bot, war kein sicheres Ja und kein ent-

schiedenes Nein, auch sie hat nur zögernd das Prinzip der Zustimmung aller Bundesfürsten aufgestellt, und sie war begleitet von ängstlichen Versuchen, die zerstörte Brücke doch noch durch einen gangbaren Steg zu ersetzen.

So blieb das Elend des Bundestages bestehen, weil der Führer, der berufen war, nicht zu den Erwählten gehörte, die mit eiserner Faust die Völkerschicksale leiten.

Auch aus den Vertrauten der Könige kann man den Schluß ziehen auf ihr eigenes Wesen. Neben Georg Wilhelm stand Schwarzenberg, unter seinem Sohne mußte Danckelmann weichen, nur in den Zeiten des Notzwanges duldete Friedrich Wilhelm der Dritte Stein und Scharnhorst, mit Wilhelm dem Ersten konnten Roon und Bismarck den Ruhmesweg schreiten, sein Enkel erwählte sich Caprivi, Hohenlohe und Bülow. Friedrich Wilhelm der Vierte aber hat den geistvollen Blender Radowitz, den „Garderobier seiner Phantasie", und wohl noch den geschmeidigen Bunsen zu Vertrauten erkoren. „Ich beweine eine neue verlorene Gelegenheit, wie deren so viele seit Jahren verloren sind," so klagte schon im ersten Jahre seiner Regierung der König. Dieses Wort hat den Inhalt seines Lebens gebildet.

Friedrich Wilhelms deutscher Traum fand am Tage von Olmütz sein Ende. Daß dieser Tag über Preußen heraufzog, war seine Schuld; daß die mangelhafte Fürsorge für das Heer und seine Kriegstüchtigkeit die Schande unvermeidlich machte, wenn zugleich eine anspruchsvolle Politik getrieben wurde, hat der König nicht erkannt. Ansprüche dürfen nur mit dem Schwert in der Faust erhoben werden. Friedrich Wilhelm hat den Mobilmachungsbefehl gegen Österreich gegeben, innerlich bangend vor dem Kriege; er reizte den Gegner, ohne abwehrkräftig zu sein. Damals verfiel der Hohenzollern-

prinz, der später Olmütz rächte, in einen Weinkrampf, und der Patriot Graf Brandenburg starb an gebrochenem Herzen. Verzweifelt aber schrieb der wackere Abeken, der mit Manteuffel nach Olmütz fahren mußte: „Die Angelegenheiten meines Vaterlandes sind so tief gesunken, daß ich fürchte, daß alles Streben nach wahrer Freiheit, nationaler Ehre und Macht aufzugeben ist."

Die spätere Geschichte Friedrich Wilhelms ist eine Geschichte der herrschenden Kamarilla gewesen. Schonend und doch in aller Klarheit hat Otto von Bismarck diese Periode in seinen Erinnerungen geschildert:

„Es ist schwer zu sagen, wie die Verantwortlichkeit für unsere Politik während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. mit Gerechtigkeit zu verteilen sei. Rein menschlich gesprochen, wird sie in der Hauptsache auf dem Könige selbst beruhen bleiben, denn er hat überlegene, ihn und die Geschäfte leitende Ratgeber zu keiner Zeit gehabt. Er behielt sich die Auswahl unter den Ratschlägen nicht nur jedes einzelnen Ministers, sondern auch den viel zahlreicheren vor, die ihm von mehr oder weniger geistreichen Adjutanten, Kabinettsräten, Gelehrten, unehrlichen Strebern, ehrlichen Phantasten und Höflingen vorgetragen wurden. Und diese Auswahl behielt er sich oft lange vor. Es ist oft weniger schädlich, etwas Unrichtiges als nichts zu tun. Ich habe nie den Mut gehabt, die Gelegenheiten, die mir dieser persönlich so liebenswürdige Herr mehrmals, zuweilen scharf und beinahe zwingend, in den Jahren 1852 bis 1856 geboten hat, sein Minister zu werden, zu benutzen oder ihre Verwirklichung zu fördern. Wie er mich betrachtete, hätte ich ihm gegenüber keine Autorität gehabt, und seine reiche Phantasie war flügellahm, sobald sie sich auf dem Gebiete praktischer Entschlüsse geltend machen sollte. Mir fehlte die

schmiegsame Gefügigkeit zur Übernahme und ministeriellen Vertretung von politischen Richtungen, an die ich nicht glaubte, oder für deren Durchführung ich dem Könige den Entschluß und die Konsequenz nicht zutraute. Er unterhielt und förderte die Elemente des Zwiespalts zwischen seinen einzelnen Ministern; die Friktionen zwischen Manteuffel, Bodelschwingh und Heydt, die in triangularem Kampfe miteinander standen, waren dem Könige angenehm und ein politisches Hilfsmittel in kleinen Detailgefechten zwischen königlichem und ministeriellem Einfluß. Manteuffel hat mit vollem Bewußtsein die Kamarillatätigkeit von Gerlach, Rauch, Niebuhr, Bunsen, Edwin Manteuffel geduldet: er trieb seine Politik mehr defensiv als im Hinblick auf bestimmte Ziele, fortwurstelnd, wie Graf Taaffe sagte, und beruhigt, wenn er durch allerhöchste Unterschrift gedeckt war; doch hat der reine Absolutismus ohne Parlament immer noch das Gute, daß ihm ein Gefühl der Verantwortlichkeit für eigene Taten bleibt. Gefährlicher ist der durch gefügige Parlamente unterstützte, der keiner anderen Rechtfertigung als der Verweisung auf die Zustimmung der Majorität bedarf."

Als aber die Zeit vollendet war, da trat Prinz Wilhelm in den Vordergrund der Geschichte, zuerst Verweser des Reiches Friedrichs des Großen, dann sein König, zuletzt aber der Kaiser aller Deutschen. Dem Manne des Zweifels und Zögerns folgte der Mann der Tat, dem Phantasten der Realist, dem Redner der Königsheld, den Märztagen der Revolution folgte jener andere Märztag, an dem die deutschen Soldaten lorbeergeschmückt in Paris einzogen.

Zwölftes Kapitel.

Schluß.

Wenn das Wesen der konstitutionellen Monarchie in dem Zusamenwirken des monarchischen Willens mit der Überzeugung des regierten Volkes besteht, so haben die Jahrzehnte, in denen Wilhelm der Erste an der Spitze des preußischen Staates stand, zuerst und allein das politische Ideal völlig erreicht. Er hat nicht parlamentarisch regiert, ein Spielzeug in den Händen der Parteien, sondern sein Wille ist stets etwas Reales gewesen, und er hat ihn durchzusetzen gewußt auch gegen den Widerspruch der Masse. Er wurde nicht, gleich den englischen Herrschern, ein blutleerer Schatten, sondern er blieb ein politischer Faktor von Saft und Kraft. Er erniedrigte sich nicht, aber er hat sich auch nicht erhöht. Nach schweren inneren Kämpfen hat er sich zu der neuen Form des alten Preußens bekannt, aber als es geschehen war, da hat er nicht eine Stunde mehr gewankt und gezaudert.

In ihm hat sich die Vergangenheit erfüllt, an ihm hat sich der Wert unserer Verfassung erprobt. Schon längst, ehe das Jahrzehnt der Revolution anbrach, schrieb er alte Boyen: „Man soll die Fürsten ehren als die höchste Gewalt, ihr Ansehen befestigen und nur dahin streben, sie von den Vorurteilen der Vergangenheit zu befreien, ihnen begreiflich zu machen, was sie leisten können und müssen. Sie sollen sich alles Selbst-

regierens und Selbstmachens enthalten, aber mit redlichem Willen immer dahin streben, die tüchtigsten Männer im Volke zu ihren Ministern zu machen, diese nach den bestehenden Gesetzen ungestört verwalten lassen, aber die Erfolge ihrer Verwaltung unausgesetzt beobachten und über jede anscheinende Stockung Aufklärung fordern. So kann auch eine beschränkte fürstliche Natur nützlich eingreifen, so auch das größte Genie, das von Zeit zu Zeit einmal auf den Thron kommt, einen ehrenvollen Standpunkt in der Geschichte erwerben." So hat Kaiser Wilhelm gehandelt.

Er war ein treuer Arbeiter, aber kein eifriger Redner, kein Verkünder, sondern ein Erfüller. In ihm vereinten sich, wie in seiner Totenrede sein alter Kanzler rühmte, heldenmütige Tapferkeit, ein hochgespanntes nationales Ehrgefühl, treue Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe. Nicht leicht ist er seines Weges geschritten, es hat seinem Leben nicht an seelenerschütternden Kämpfen gefehlt. Und nicht das Kleinste ist es gewesen, daß er, als die Zeit sich erfüllte, schweigend in den Hintergrund trat und mit ruhiger Würde die Verdienste des Größeren neben sich trug. Er hat manches preisgegeben, daran sein Herz hing, er, der Träger der Legitimität, hat Throne gestürzt und in Versailles, als alles jubelte, in bitterer Herzensnot um sein altes Preußen gebangt. Kein Zug der Eitelkeit, der Selbstüberhebung lebte in ihm; unempfindlich gegen Schmeicheleien, gerecht auch dem Gegner, war er ein Gentleman ins Königliche übersetzt, eine von jenen Gestalten an Seele und Körper, deren Eigenschaften die Hingebung ihrer Diener auf Tod und Leben erklärten.

Der Enkel hat ihm den Namen des „Großen" gegeben. Und dennoch hat in rechtem Gefühl das Volk diesem Namen die Anerkennung versagt. Namen, die haften sollen, müssen

gleich dem Volkslied aus der Seele der Menge geboren werden. Das Volk grübelt nicht in logischen Begriffen, sondern es folgt einem sicheren Gefühl: wo immer es das Prädikat der Größe erteilte, da hat ihm die Geschichte Recht gegeben, und noch heute hat kein Zweifel daran gerüttelt, daß Karl, Otto und Friedrich, daß Alexander und Peter den Schmuck verdienten, den man dem ersten Habsburger wie Napoleon versagte.

Unstreitig hat Wilhelm der Erste die höchsten menschlichen Tugenden vereint mit den edelsten Tugenden des Monarchen, er hat Deutschland zu Macht und Glanz geführt, er hat in Kriegen gesiegt und im Frieden gerecht und milde gewaltet, er hat dem erblassenden monarchischen Gedanken neuen Lebenssaft zugeführt, und er hat erreicht, was vor ihm keiner erreichte: daß alle weinten, als er starb. Aber seinem Wesen war die Genialität fremd, die nicht blendet, sondern fortreißt, die neue Gedanken erweckt und an ihrer Glut die Welt entzündet, die siegend die Menschen auf die Knie zwingt und ein neues Zeitalter heraufführt. Und es fehlt die Phantasie, die Leidenschaftlichkeit, das Dämonische, es weicht dem Menschlichen, es weicht dem Würdigen, dem Königlichen. Zur Größe gehört die Kühnheit in Plan und Ausführung, gehört das rücksichtslose Durchbrechen der Schranke und ein afflatus divinus, ein Hauch aus göttlichem Munde. Man wird nicht von dem Jahrhundert Wilhelms, sondern von dem Jahrhundert Bismarcks sprechen.

An der Vergangenheit können wir messen, was unsere Zeit uns gebracht hat. Jahrhunderte alt ist der Traum vom nationalen Kaisertum; wie bange war der Zweifel, ob er je sich erfülle! Vor hundert Jahren noch, in den Tagen des Kummers, schrieb der große Patriot Josef Görres nicht vom erstehenden

Barbarossa, sondern von dem, der immer und immer wieder mit leidvollem Sinn erfährt, was in Deutschlands Gauen geschieht. Da kleidete er die ganze Wehmut des deutschen Volkes um die verlorene Kaiserherrlichkeit in jene Darstellung, die heute fast vergessen ist und die wir lesen mögen, wenn wir die Gegenwart abmessen wollen nach der Vergangenheit. Er schildert, wie er mit einem geheimnisvollen Mönche in das Innere eines Felsenberges gelangt. Da, in eines Domes Grund, sitzt Friedrich Barbarossa. Um ihn drängen sich die deutschen Helden, Siegfried, Karl der Große, Heinrich der Löwe, Wolfdietrich und Hagen. Da sieht Friedrich auf: „Was suchst du bei den Todten, Fremdling?" „Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt." Und Friedrich erwidert: „Das Leben ist nicht mehr bei uns, wir haben es als Erbe bei euch zurückgelassen, ihr habt übel damit Haus gehalten." „Dann laßt aus euren Taten von neuem den Lebensgeist mich ziehen." „Von unseren Taten sind die Schatten nur hinabgefolgt, willst du mit ihnen sprechen, so lies in diesen Büchern." Der Mönch schlug die Bücher auf und deutete, ich las. Die Ritter sprachen fort, aber mit Geisterstimmen, Geistersprache, die Worte gestaltlos, vernehmlich dem Ohre, aber unverständlich. Ich las lange, lange fort; es schien keine Sonne unten, unter den Helden war unaufhörlich unruhige Bewegung. Endlich schien, was sie rührt und regte, vorübergegangen, sie wurden still und ruhig, da schloß der Mönch des Buches Krempen. Ich sah auf und blickte nach der ehrwürdigen Versammlung hin. Im Kreise saßen die edlen Gestalten traurig da, sie waren nicht mehr zornig. „Geh hin, du wirst da vieles finden. Erzähle, was du gesehen und vernommen hast!" sprach Friedrich. Ich neigte mich, über den Kristallboden führte mich der Mönch

zurück, die Pforten fuhren von neuem prasselnd auseinander, wir gingen durch den Berg dahin, es schien die Sonne wieder, der Mönch verschwand. So erzählt Görres und er fügt hinzu: „So muß ich denn für die Enkel niederschreiben, was die Unterirdischen mir aufgetragen und was mein flimmernd Gedächtnis mir nicht versagt.“ Das, was Jahrhunderte träumten, hat sich erfüllt. Nicht mehr Barbarossa sollen wir besingen, sondern den anderen, der aus dem Dunkel des Berges uns hinausführte, den weißbärtigen Kaiser, der zur Gegenwart umschuf, was einst als unerreichbare, gleitende Ferne erschien. Er ist keine Sagengestalt, umgeben von Siegfried, Wolfdietrich und Hagen, er ist eine geschichtliche Gestalt geworden, an deren Seite Bismarck, Roon und Moltke standen.

* * *

Und so zogen denn all die Bilder vorüber, schattenhaft zuerst, längst uns fremd geworden in Ideen und Wirken. Und nicht immer ruhte der Goldglanz des Verdienstes auf dem einzelnen Manne.

Und doch, wenn das Auge flüchtig dahinfährt, dann will es scheinen, als sei die Geschichte der Hohenzollern ein steter Aufstieg gewesen. Denn ihr Werk ist gewaltig geworden, und an ihnen ist es erwiesen, was in all dem dunklen Walten des Lebens die Persönlichkeit bedeutet, und klar und sicher ergibt sich die Lehre, daß Männer die Geschichte machen.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Paul Liman, Hohenzollern.